This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Slav 8142.1

Harvard College Library

FROM

THE LIBRARY OF

PROFESSOR E. W. GURNEY,

(Class of 1852).

Received ~~22 May, 1890.~~ 29 June, 1891.

Die

Slawen der Türkei,

oder

die Montenegriner, Serbier, Bosniaken, Albaneſen und Bulgaren,

ihre Kräfte und Mittel,

ihr Streben und ihr politiſcher Fortſchritt,

von

Cyprian Robert.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt, erörtert und berichtigt

von

Marko Fedorowitſch.

Erſter Theil.

Dresden und Leipzig,
Arnoldiſche Buchhandlung.
1844.

I. 4215
Slav 8142.1

Harvard College Library.
29 June 891.
From the Library of
Prof. E. W. GURNEY.

Vorrede des Ueberſetzers.

Wenngleich die gegenwärtige Schrift ihre Aufgabe zum Theil einſeitig vom franzöſiſchen Standpuncte aus auffaßt, ſo iſt doch der Gegenſtand an ſich von zu allgemeinem Intereſſe, und ſind die in dieſen Blättern mitgetheilten Beobachtungen zu neu und überraſchend, als daß es nicht wünſchenswerth erſcheinen ſollte, dieſelben den Deutſchen, zur Belehrung und Warnung freundbrüderlichſt mitzutheilen und die öffentliche Aufmerkſamkeit darauf, als auf ein Wahrzeichen der Zeit, hinzulenken.

So viele Reiſende in unſeren Tagen ſich nach dem Orient begeben, um die letzten Zuckungen des ſterbenden Osman zu beobachten und an dem friſchen jungen Leben, welches überall aus dem griechiſch-ſlawiſchen Boden emporſproßt, ſich zu weiden, Keiner hat wohl einen reicheren Schatz von Erfahrungen mitgebracht, Keiner die Nutzanwendung derſelben zum Vortheil ſeines Vaterlandes *) deut-

*) Zu den mancherlei an den betreffenden Stellen angeführten Schriften, welche die orientaliſche Frage oder einzelne Puncte derſelben vom franzöſiſchen Standpuncte aus würdigen, möge hier unter Anderem noch hervorgehoben werden: Les principautés Danubiennes par Regnauld, in der Revue indépendante vom 25. Juni 1843.

licher und folgerichtiger dargelegt, als der Verfasser dieses Werkes; aber eben weil dieser unser gewandter Führer bei seinem Civilisationsstreben nicht frei ist von nationaler Selbstsucht, darf der Deutsche sich nicht blindlings seiner Leitung anvertrauen, sondern muß seinen eigenen Standpunct suchen, von dem aus Er die große orientalische Frage zu seiner Zufriedenheit zu lösen vermöge; und es muß ihm dieß um so eher gelingen, da er mit Hilfe dieses Wegweisers zum ersten Male in Stand gesetzt wird, sich auf dem Schauplatze gehörig zu orientiren. Vermißt man auch vielleicht an dem Verfasser die tiefe Gelehrsamkeit eines Schafarik, und nimmt man wohl an mancherlei einzelnen Unrichtigkeiten und Namensentstellungen Anstoß (eine Schwierigkeit, durch deren geräuschlose *) Wegräumung die gegenwärtige Bearbeitung in den Augen verständiger Leser wohl einen Vorzug vor dem Original, geschweige denn vor den gewiß nicht ausbleibenden Pfennigübersetzungen, erhalten dürfte), so hat er doch die vielfältigen, oft irrigen und einander widersprechenden, Berichte sorgfältig berücksichtigt und beurtheilt, ohne darum — was der Darstellung einen doppelten Werth verleiht — der Einheit und Originalität seines aus unmittelbarer Anschauung entworfenen Gemäldes Eintrag zu thun. Er entfaltet vor uns die großartigsten, üppigsten Landschaften, lehrt uns das Volk mit seinen

*) Leider war es uns aus mercantilen Rücksichten nicht vergönnt, so manche, dem deutschen Leser gewiß willkommene Erörterungen beizufügen, und wir mußten uns daher mehrentheils darauf beschränken, die etwaigen Fehler und Mängel stillschweigend zu verbessern. Daß wir übrigens die fremden Wörter und Eigennamen nicht in der noch so schwankenden neuslawistischen, sondern in der uns einmal geläufigen Schreibweise wiedergegeben haben, dürfte wohl den Wünschen der Mehrzahl unserer Leser entsprechen.

Tugenden und Laſtern kennen: den ſtammhaften Montenegriner, den in gefahrvollen Civiliſationskriſen fieberiſch aufgeregten Serbier, den fanatiſchen Bosniaken, den lanzknechtiſchen Albaneſen und den friedliebenden Bulgaren: ſie alle ſollen berufen ſein, in dem großen Drama, welches im Orient vorbereitet wird, eine Hauptrolle zu ſpielen; ſie ſollen ſich zu einem großen bulgariſch-ſerbiſchen Bunde vereinigen und, ihre alte Erbfeindſchaft verleugnend, die ſchwachen Reſte der Osmanlis in ſich aufnehmen; ſie ſollen von Innen heraus ein neues, ſelbſtſtändiges Reich geſtalten, zu einem Nationalganzen ſich verſchmelzen und ſo die Hoffnungen der beutelauernden Großmächte, Rußland, England und Oeſterreich, zunichtemachen. Den Franzoſen — die einſt im Orient ſo mächtig waren *), jetzt aber willenlos ihr Staatsſchiff am engliſchen Schlepptau in den levantiſchen Gewäſſern herumziehen laſſen — wird die ſchöne Rolle zugetheilt, hierbei als unparteiiſche Vermittler aufzutreten und einer Theilung des Orients vorzubeugen, welche für Europa noch weit unheilbringender werden müßte, als die Theilung Polens. Sie ſollen die Donauſlawen zum Selbſtbewußtſein erwecken, bevor der welterſchütternde Sturz des Türkenreiches vor ſich geht, ſie ſollen ſie lehren, ſich ein eigenes Urtheil zu

*) Ueber die ehemalige Herrſchaft der Franzoſen im Orient vergl.: Pouqueville, Mém. historiques et diplomatiques sur le commerce et les établissements françaises au Levant, depuis le 6ième jusqu'à la fin du 17ième siècle, in den Mém. de l'académie des Inscriptions et belles-lettres T. X p. 513 ff. Ferner: Lavallée, des relations de la France avec l'orient depuis les temps anciennes jusqu'à nos jours; in der Revue indépendante, 1843 (October) — 1844. Ein großes, vielverſprechendes Werk über dieſen Gegenſtand bereitet jetzt der unermüdliche Forſcher Buchon vor.

bilden über das, was ihnen frommt, damit ſie nicht im erſten Taumel jugendlichen Selbſtgefühls verderbliche Bahnen einſchlagen.

Und Deutſchland, das große, kaiſerliche Deutſchland, ſoll in Ruhe und Ergebung zuſchauen, wie dort das Schickſal der Welt für Jahrhunderte feſtgeſtellt wird, und ſoll Nichts, gar Nichts thun dürfen, um bei dem allgemeinen Umſchwunge der Dinge ſeine unbequeme Lage zu verbeſſern. Der Deutſche hat zu allen Zeiten an den Weltbewegungen lebendigen Antheil genommen und willig ſein Blut für Andere verſpritzt; hat ihn nicht noch in unſeren Tagen ſein claſſiſcher Sinn ebenſo ſehr als Menſchenliebe und ritterlicher Chriſtendrang dazu bewogen, ſich der edlen Griechenſache anzunehmen; aber was hat es ihm gefrommt? Er hat ehrlich und redlich Gut und Blut für ſeine neuen Brüder hingegeben, hat ihr Land mit ſeinem Schweiße gedüngt, ihren Staat geordnet und, als er endlich die Frucht ſeiner Bemühungen zu ernten hoffte, ſich ſchmählich fortjagen laſſen. Unſeren Slavophilen dürfte es traun nicht beſſer gehen, als den Philhellenen, und überall und ewig wird es ſo ſein und bleiben, ſo lange noch der alte deutſche Wanderungs- und Thatentrieb einzelne Abenteurer anſpornt, und nicht die ganze große Nation, als ſolche, nach einem großen Ziele hinſtrebt. Ein ſolches Ziel iſt jetzt uns vorgeſteckt: es gilt das Wohl von Völkern und Staaten, das Heil der Zukunft; und der Deutſche vor Allen iſt berufen, ja um ſeiner Selbſterhaltung willen dazu gezwungen, darauf loszuſteuern; denn wer möchte noch leugnen, daß auch für die deutſche Nation die orientaliſche Frage eine Lebensfrage iſt, bei deren Löſung ſie nicht gleichgiltig zuſehen darf. Deutſchland iſt alt, grei-

ſenalt, den jungen ſtrebſamen Völkern des Oſtens gegenüber: es hat im ſiegreichen Unterjochungskampfe gegen ſeine ſlawiſchen Widerſacher ſeine Kräfte geſtählt, um ſie im verderblichen Verkehr mit den Welſchen langſam abzunutzen. Doch einmal noch, und vielleicht zum letzten Male, iſt es dem Deutſchen vergönnt, das Unheil, welches von Oſten her über ihn hereinzubrechen droht, abzuwenden und aus dem großen orientaliſchen Gährungsproceſſe geläutert und verjüngt hervorzugehen. „Eine dunkle Ahnung ſagt uns," — ſo heißt es in der inhaltſchweren Schrift: Slawen, Ruſſen und Germanen, ihre gegenſeitigen Verhältniſſe in Gegenwart und Zukunft, Leipzig bei Engelmann 1843 — „daß „auch der Oſten Europas aus ſeinem tauſendjährigen „Schlummer erwacht iſt und, mit raſcher Fauſt an das „Thor der Weltgeſchichte klopfend, Einlaß begehrt." Und es drängt immer gewaltiger heran, und wildfremde Menſchengebilde quellen unaufhaltſam aus dem überſchwänglichen Völkerſchooße Aſiens hervor. Die Vorderſten — die Weſtſlawen — ſtrecken uns hilfeflehend die Hände entgegen, daß wir ſie aus dem allgemeinen Völkergedränge erretten möchten. Werden wir ſie zurückweiſen, werden wir zögern, bis die wilden Horden, über ihre Leichenhaufen dahinſtürmend, unſere Feſte berennen? — Iſt es erſt dahin gekommen, dann mag immerhin der aufgerüttelte Pangermanismus und Panromanismus gegen den panſlawiſtiſchen Oſten in die Schranken treten; wenn das Abendland mit dem Morgenlande den gewaltigen Naturkampf eröffnet, dann bedarf es keiner großen noch kleinen Propheten mehr, das eigene Bewußtſein unſerer Altersſchwäche wird uns im Voraus den traurigen Ausgang verkünden. Darum laßt uns, ſo lange es noch Zeit iſt, in den Weſtſlawen eine

feſte Schutzmauer aufrichten gegen den überwältigenden Andrang des Oſtens. Oder können wir etwa nicht unſere alte Erbfeindſchaft vergeſſen, während ſie uns doch das tauſendjährige Unrecht, das wir ihnen zugefügt, vergeben? Nein, das große, ruhmreiche Deutſchland ſchreckt nicht zurück vor den Schatten der Millionen Slawen, die es in ſeinen Marken zu Boden ſchlug; es wird ihren Nachkömmlingen brüderlich die Hand reichen, wird die ſchönſte Perle aus ſeiner Krone nehmen, um ihre, um ſeine Freiheit damit zu erkaufen. Oeſterreich, an das uns tauſend hehre Erinnerungen entſchwundener Größe feſſeln, dieſes Land unſerer Sehnſucht, unſerer Schmerzen, es muß es endlich aufgeben, ein deutſcher Staat ſein zu wollen, das iſt es nicht, ſeit es ein Kaiſerthum Oeſterreich geworden; es muß ſeine Beſtimmung erkennen, die es zum Hort der ſüdſlawiſchen Völker erkor. Die mächtige Donau iſt ſeine Lebensader — ſein Rhein — und ſo lange dieſe unterbunden, ſo lange es nicht Herr iſt über das ganze große Flußgebiet, muß das Blut in ſeinem Rieſenkörper ſtocken und unaufhörlich lebensgefährliche Entzündungen hervorbringen. Oeſterreich — wir wiederholen es — muß von ſeinen unheilvollen joſephiniſchen Germaniſirungsverſuchen abſtehen, muß frei und offen an die Spitze der ſlawiſchen Bewegung treten; muß die jungen, lebensluſtigen Völker unter ſeine mächtigen Fittige nehmen, damit ſie nicht zu toll umſpringen oder dem nordiſchen Rieſen als Beute anheimfallen. Rückt ſomit Oeſterreich ſeinen Schwerpunct nach Oſten hinaus, dann mag Deutſchland frei aufathmen; dann werden alle deutſchen Stämme, ihre alte Eiferſucht vergeſſend, ſich um das eine Banner, um Preußen ſchaaren. Freilich birgt auch Preußen in ſeinem

Schooße eine zahlreiche slawische Bevölkerung, Masuren, Polen, Kassuben, Wenden u. a. m., die unsere Slavophilen gern wieder zum Nationalbewußtsein wecken und zu einem großen polnischen Reiche, wie in den Tagen der ersten Piasten, vereinigen möchten; aber Preußen kann keinen Fuß breit von seinen germanisirten Landen missen, und von Königsberg bis gen Aachen, der Kaiserstadt, muß rein deutsches Leben sich erhalten, während von Wien bis Konstantinopel, auf den endlosen Flächen Ungarns, wie auf den Höhen des Balkans, das Slawenthum seine heiligen Altäre aufrichtet. Ein solches großes nationalslawisches Oesterreich — ein neues morgenländisches Kaiserreich — vermag allein, den jungen Völkern des Ostens eine würdige Bestimmung zu geben und den altersschwachen Westen vor ihrem unwiderstehlichen Andrange zu sichern.

Wie aber soll Deutschland seine große Aufgabe angreifen, wie kann es, bei seiner untergeordneten Stellung im europäischen Großrathe daran denken, die niedergedrückten Westslawen aufzurichten und Oesterreich in die Bahn seiner Bestimmung hineinzulenken? Soll der durchlauchtigste Bund dazu den Anstoß geben, oder der Zollverein? Oder soll es das Zeichen des Kreuzes aufpflanzen und Preußen seine Deutschherren, Baiern die Johanniter und Templer auferwecken? Dieß zu entscheiden gebührt uns nicht; hier gilt es nur, auf die reichen Bildungskeime aufmerksam zu machen, welche der Orient für ein südslawisches Reich bietet, bei dessen Begründung Deutschland so wesentlich interessirt ist.

Gewiß, wenn der Deutsche aus diesem Gesichtspuncte das Werk, welches wir ihm hiermit übergeben, auffaßt, wird er nicht bloß eine angenehme und nützliche

Unterhaltung, ſondern auch große, wichtige Lehren daraus ſchöpfen; er wird mit ſteigendem Intereſſe dem erfahrenen Führer auf der mühevollen Wanderung durch die griechiſch-ſlawiſche Halbinſel folgen: wird in dem unüberwindlichen Czernogorzen den Urtypus des edlen Serbenthums bewundern, wird begeiſtert ſeinen einfach-ſchönen Geſängen — wenn ſie auch hier, als bloße hiſtoriſche Documente, in unvollkommener Geſtalt erſcheinen — zuhören und dabei mit Wehmuth der eigenen goldenen Jugendtage gedenken, wo auch er ſolches Aufſchwunges fähig war; er wird die von befangenen oder beſoldeten Scribenten entſtellten Zuſtände Serbiens, des heiligen Landes, von dem die Wiedergeburt der Südſlawen ausgeht, endlich klar durchſchauen und die geheimen Triebfedern unſerer europäiſchen Politik kennen lernen; wird den Tag ſegnen, wo dereinſt der Bosniake das Kreuz gegen den Halbmond eintauſcht, wo der ritterliche Albaneſe, fremden Sold verſchmähend, für ſeine eigene Sache ficht; wird in dem ackerbauenden Bulgaren die feſte ſociale Grundlage eines kräftigen freien Bauernſtandes entdecken. Große, prachtvolle Städte werden ſich in dieſem Zauberlande vor ſeinen erſtaunten Blicken erheben, die überſchwängliche Natur wird ihm ihren üppigen Schooß aufthun und ihm die Fülle irdiſcher Herrlichkeit und Wonne zum Genuſſe bieten; — und der glückliche Erbe Osmans wird einen Traum träumen, hehrer als der des Verſtorbenen war; denn das Reich, welches ihm verheißen wird, iſt nicht eine abgöttiſche, regelloſe Zwingherrſchaft, iſt eine wohlgeordnete Gemeinſchaft freier, chriſtlicher Völker, die der Deutſche ſtolz und freudig als ebenbürtige Brüder und Bundesgenoſſen begrüßen mag.

Vorwort des Verfassers.

Das vorliegende Werk, die Frucht eines mehrjährigen Aufenthaltes unter den Slawen des Morgenlandes, ist dazu bestimmt, der Welt von den acht Millionen Gebirgsbewohnern, welche die Balkanländer vom adriatischen bis zum schwarzen Meere hin innehaben, Kunde zu geben. Es soll ihren gegenwärtigen Zustand, ihr häusliches und öffentliches Leben, ihre Landschaften und Städte schildern, soll die Ertragsfähigkeit ihres Bodens, ihren in- und ausländischen Handel und die Vortheile darlegen, welche ihre Wiedergeburt dem Abendlande gewähren würde. Indem wir die neueste Geschichte dieser kriegerischen Völkerschaften vortragen, werden wir zugleich die Mittel anzeigen, durch welche sie zu ihrer naturgemäßen Verfassung und zu einer politischen Stellung gelangen können, wie sie sie seit vierzig Jahren durch vielfältige, von uns theils mißverstandene, theils völlig unbeachtete, Empörungsversuche erstreben.

Die Repräsentanten der Großmächte bei der Londoner Conferenz haben vor zehn Jahren auf's Unstatthafteste und Heilloseste über die griechische Frage entschieden, weil sie dieselbe bei verschlossenen Thüren und ohne Zuratheziehung der öffentlichen Meinung lösen wollten. Da-

mit nun dieſer Fehler bei der ſlawiſchen Frage, welche gegenwärtig an die Stelle der ſo elendiglich vertagten griechiſchen Frage getreten iſt, vermieden werde, haben wir uns vorgeſetzt, die Steine des Anſtoßes bemerkbar zu machen und die öffentliche Meinung über die Hauptpuncte der orientaliſchen Frage und über die Mittel aufzuklären, wodurch dieſelbe, ohne Störung des europäiſchen Gleichgewichtes, gelöſt werden könne. Wir haben geſucht, die Grundſätze, nach welchen jene Völker, ihrer Beſtimmung gemäß, handeln müſſen, zu erfaſſen und zu entwickeln; zugleich aber wollten wir zeigen, wie es im Orient gährt und arbeitet, und aus welchem Geſichtspuncte die ſo oft mißverſtandenen Begebenheiten, welche ſeit einem halben Jahrhundert ſich auf jenem Schauplatze zugetragen haben, aufzufaſſen ſeien. Auf dieſe Weiſe dürfte wohl das vorliegende Werk ein Leitſtern werden für den Reiſenden, ein Handbuch für den Diplomaten, eine neue Quellenſammlung für jeden Freund der Geſchichte, Ethnographie und Literatur.

Inhalt

des ersten Theils.

Einleitung: Gegenwärtiger Zustand der griechisch-slawischen Halbinsel; Sittengemälde aus dem politischen und Privat-Leben ihrer Bewohner.

Seite

I. Die griechisch-slawische Welt im Allgemeinen. 1

II. Die griechisch-slawischen Landschaften des türkischen Reichs, ihre geographische Beschaffenheit, ihre Kräfte und Mittel und ihre Zukunft. 6

III. Die fünf Völkerschaften der griechisch-slawischen Halbinsel, ihre sociale Richtung und ihr Verhältniß zur Pforte. . . 13

IV. Die Naturproducte der Halbinsel; Acker-, Obst-, Wein- und Bergbau. 21

V. Gewerbfleiß; Heilkunde; die griechisch-slawischen Städte; bildende Künste; Baukunst; Wasserbauten; Landstraßen; Marktpreise; Jahrmärkte; Creditwesen. 29

VI. Malerische Reisen auf der griechisch-slawischen Halbinsel; Gastfreiheit, häusliches Leben und Sitten der Griechen-Slawen. . 36

VII. Volksaberglaube; Weihnachtsfeier; Osterfeier; Verbrüderungen; Vampyre; Frühlingsfest; St.-Georgenfest; Nationalversammlungen; Geistlichkeit; Volkstänze und Musik der Griechen-Slawen. 43

VIII. Politische Zustände und Tendenzen der Griechen-Slawen; ihre Familien- und Gemeindeverfassung; Föderativsystem; Beurtheilung des Hattischerif von Gulhane. 52

IX. Handelsvertrag der Pforte mit den Großmächten; türkisches Mauthsystem; englischer und österreichischer Handel auf der

Seite

Halbinsel; die Donau; Frankreich und der Orient, ihre politischen und commerziellen Beziehungen, wie sie waren, sind und sein sollen. 59

Erstes Buch.

Die Montenegriner.

Kap. I. Kenntniß des Landes, Volkszahl, Volkselemente. Religiöse und sittliche Zustände: Gleichheit, Gesammtbürgschaft, Blutrache, Stolz, Armuth, Geistlichkeit, Frauen, Gastfreiheit, Kopfabschneiden; Naturanlagen des Volkes, Beschäftigungen, Ritterlichkeit, Kleidung. Landesbeschaffenheit: Straßen, Gränzen, Boden, Gewässer, Localmerkwürdigkeiten, Klima, Wohnungen, Producte, Straßen. Landeseintheilung: Nahien — ihre Beschreibung — Plemen. . . . 67

Kap. II. Urgeschichte der Montenegriner (1400—1750): Uskoken, Iwo der Schwarze, die Hochzeit Stanischa's, die Buschatlis, Gesammtbürgschaft; Iwo's Nachfolger, Türkenkämpfe, die Hebschra der Czernogorzen (1703), Gebrüder Martinowitsch, Wladika Danilo Petrowitsch, die Nieguschi, Czar Peter d. G., Türkenkämpfe, Piesmen, Sieg am Czarew-Laz, venetianische Politik. 84

Kap. III. Montenegro im 18. Jahrhundert: Türkenkämpfe, Piesmen, russischer Einfluß, Stephan der Pseudo-Czar, österreichische und russische Politik; Wladika Peter Petrowitsch, seine Politik und seine Türkenkämpfe. 104

Kap. IV. Neue Geschichte der Montenegriner: Verhältnisse zu Frankreich: Venedigs Sturz, Ragusa, Cattaro, Franzosenkämpfe, Räumung Cattaros. Türkenkrieg. Peter's I Tod (1830). Wladika Peter II: Türkenkämpfe, — Sieg bei Martinitsch, — Absetzung des Gubernators, Wukotitsch's Umtriebe, Peters II Allgewalt; der österreichische Krieg (1838), seine Ursachen und Folgen, Türkenkämpfe um den Skadar-See. 110

Kap. V. Gegenwärtiger Zustand Montenegros: Erziehung und Bildung Peter's II., sein Bruder Georg, Residenz, der Senat, Titel des Wladika, Milakowitsch, Gensd'armen, Rechtspflege, Steuern, Schulen. Aussichten: Verhältnisse zu Rußland, Oesterreich — der Busen von Cattaro — und England; commerzielle und politische Wechselinteressen Frankreichs und Montenegros. 130

Zweites Buch.

Das Fürstenthum Serbien.

Seite

Kap. I. Landesbeschreibung: Der Volksstamm, Landeseintheilung, Landstraßen, Belgrad und Kragujewatz. Das Volk: sein socialer und politischer Charakter und seine Tendenzen . 147

Kap. II. Staats-Geschichte Serbiens. Die Zeiten Czerni Georg's: Der Freiheitskrieg von 1804 und seine Folgen; Nenadowitsch; der Senat, die Hospodare, die Skupschtina; Czerni Georg's Anhänger und Gegner; Parteien; fremde Vermittelung, Rußlands Einmischung; Feldzug v. J. 1810; Umtriebe der Hospodare; Georg's Sieg über seine Gegner, seine Persönlichkeit; Friede zu Bukarest; Türkenkriege; Georg's Abtreten; russisch-türkische Gräuel — Consul Neboba — Miloſch's Auftreten. 155

Kap. III. Miloſch's Regierung: Der Wiener Congreß, M. Nenadowitsch; Miloſch als Oberknees, Wutschitsch, Türkengräuel; Miloſch flüchtet, tritt an die Spitze des Volksaufstandes, verständigt sich mit den Türken. Georg's Rückkehr und Tod. Miloſch's Gewaltstreiche, der kaiserliche Ferman, Unzufriedenheit und Aufstände; Skupschtina v. 1827, Verfassungsurkunde. Vertrag von Akjerman, russischer Einfluß; der erste Hattischerif (1829); Miloſch's Fürstendiplom, seine Salbung; Glockenfreiheit, Befreiungsferman; fürstliche Duane und Handelsmonopol. Große Skupschtina von 1834, Thronrede vom 1. Febr. 1834, Lehren; der fürstliche Viehhändler; Gewaltstreiche — die Sawa-Vorstadt —; europ. Berichte darüber. Skupschtina vom 1. Juni 1834; europ. Beobachter; des Fürsten Dolmetscher; seine Brüder, seine Henker. Despotenlaunen, Schaugepränge, Milan's Krankheit; Volksaufstand, des Fürsten Flucht und Rückkehr, Zeitungslügen. Große Skupschtina vom 2. Februar 1835, Thronrede, Verfassungsurkunde; Huldigungsgaben; Dawidowitsch's Leben und Streben; Iwanowitsch; Reactionen, Schaugepränge, Despotenlaunen, Maitressenwirthschaft; Rath- und Hülflosigkeit des Despoten; deutsche Schmeichelberichte über ihn; sein Bund mit England — Urquhart, Consul Hodges —; veränderte Stellung zu Rußland — Dolgoruki und die serbische Emigration —; Lazarewitsch und Hadschitsch; Iwanowitsch's organisches Statut, der Birnbaum; Gährung; Gesandtschaft nach Stambul — Petroniewitsch —; der französische Agent; Skupschtina vom 10. Februar 1839, die Verfassung der Czare, ihre Deutung und Wirkung; der souveraine Senat, sein Verhältniß zum Volke und Fürsten; Miloſch's Flucht nach Semlin und Rückkehr; Bürgerkrieg; Wutschitsch's Dictatur,

Seite

Nationalversammlung auf dem Wratschar, Sieg der Volkspartei; Capitulation des gefangenen Fürsten — Ephrem, Waschtschenko, Wutschitsch und Ljubitza —; Miloſch's Abdankung und Abſchied, Urtheile über ihn; seine Nachfolger. 172

Kap. IV. Die Gegenwart: Die Parteien; die Volksverfassung und die nationalen Tendenzen, gegenüber der europäisirenden Regierung; Militairverfassung, Handel; Politik der Großmächte; Frankreichs Aufgabe in Betreff Serbiens. . . . 246

Einleitung.

Gegenwärtiger Zustand der griechisch-slawischen Halbinsel, Sittengemälde aus dem politischen und Privat-Leben ihrer Bewohner.

I.

Die griechisch-slawische Welt im Allgemeinen.

Werfen wir einen Blick auf die Landkarte, so sehen wir, wie das europäische Festland, im Norden auf breiter Grundlage ruhend, im Süden in zwei schmale Halbinseln ausläuft, Griechenland und Italien. Diese beiden classischen Halbinseln, die Pflanzschulen der Religion, der Wissenschaften und Künste der Jetztwelt, wurden lange Zeit durch Rom und Byzanz repräsentirt, welche, mit einander um die Weltherrschaft streitend, am Ende jene beiden Hauptciviliſationsformen geschaffen haben, in die das heutige Europa sich scheidet. Die lateinische Welt im Westen umfaßt Italien, Spanien und deren gemeinsames Bindeglied Frankreich, woran dann Großbritannien und die Hälfte des inneren Festlandes sich anschließt, das Land der Germanen, welche schon Tacitus „Brüder der Gallier" nannte. Im Osten beherrscht die griechische Civiliſation unmittelbar den Landstrich zwischen Triest und Varna; außerdem aber erstreckt sich ihr Einfluß über das ganze von den kärnthner Alpen bis zum Ural sich hindehnende östliche Europa. Dieß nun kann man als die griechisch-slawische Welt bezeichnen, indem daselbst zwei Stämme, die Griechen und die Slawen, beständig überwiegend gewesen sind.

Hat sich nicht in dem abendländischen Europa die Gesellschaft gleicher Weise durch den Widerstreit und die Verschmelzung zweier Volkselemente, des lateinischen und germanischen, gebildet, welche dann weiterhin gemeinschaftlich in Amerika ein neues, gleichfalls christliches und in derselben lateinisch-germanischen Weise organisirtes Abendland erschufen? Ebenso nun, wie der europäische Westen nach Amerika und Afrika überwallt, hat der Osten, seit Alexander dem Großen, stets sich nach Asien hingeneigt, und wie jener rohe Germane von einer inneren Stimme auf's Capitol getrieben ward, also fühlen auch die Slawen sich nach dem Kaukasus und die Griechen nach dem Nil und Euphrat hingezogen. Kräftig durch seine monarchische Verfassung, hatte das mittelalterliche Asien nicht nur die Einfälle jener Völker glücklich abgewehrt, sondern sogar die in tausenderlei Einzelherrschaften zersplitterten Griechen und Slawen unterjocht. Es gelang dieß um so leichter, da die übrigen Orientalen nicht durch Natur- und Völkergränzen von den Griechen-Slawen geschieden waren. Diese letzteren nämlich haben noch nicht ihren Ursprung vergessen, noch nicht so innig mit einander verwachsen, so streng von anderen Völkerschaften sich scheiden können, als dieß im westlichen Europa der Fall ist. Deßhalb begreift man auch fortwährend die Griechen und diejenigen Slawen, welche der griechischen Kirche angehören, wenn schon sie in Europa leben, unter der allgemeinen Bezeichnung „Orientalen"; und ganz mit Recht, denn welcher Reisende hat nicht eine auffallende Verschiedenheit in den Sitten, der Denkungsart und selbst den Grundsätzen der Ost-Europäer, im Gegensatze zu denen des Westens, wahrgenommen? Kommt man über Warschau, Prag, Presburg und Triest hinaus, so sieht man plötzlich das Abendland schwinden und steht mitten im Morgenlande. Im Allgemeinen erscheint die Strecke vom 35. bis zum 65. Grade östlicher Länge, in welcher wir die griechisch-slawische Welt finden, als ein öder Zwischenraum, als ein Schlachtfeld zwischen Europa und Asien.

Frankreich betrachtet fälschlich die Muselmänner immer noch als Träger der orientalischen Civilisation; allein sie sind es nicht mehr, ja sie haben stets nur zur Hälfte, und zwar zur schwächeren Hälfte, dieses edle Pfand besessen. Anstatt immer nur darauf bedacht zu sein, den arabischen und türkischen Stamm

wieder aufzurichten, hätte man wohl beachten sollen, daß auch eine orientalische Christenheit ihrer Erneuerung und Wiederbelebung entgegensieht. Man hätte nicht zu viel von den wenigen Millionen Türken, wohl aber etwas mehr von jenen beiden großen Stämmen erwarten sollen, welche, wunderbar begabt, die Seele der drei Reiche, des osmanischen, russischen und österreichischen, bilden und ihre Mundart, ihre Sitten, Lebensansichten und zum Theil auch ihre religiösen Gebräuche hundert Millionen Europäern — mit Inbegriff jener kleinen fremdartigen Gemeinden, welche mehr oder weniger dem großen sie umschließenden Ganzen einverleibt sind — mitgetheilt haben. Man sollte sich mehr mit den Serbiern und Illyriern beschäftigen, welche die Hauptstreitkraft der europäischen Türkei und Ungarns bilden; man sollte sein Augenmerk auf die Zeitschriften und nationalliterarischen Erscheinungen richten, die aus den Druckereien Croatiens, Dalmatiens, Syrmiens, Belgrads, ja selbst aus „der Freiheit des schwarzen Hochlandes" (Czerno-Gorza sloboda, wie der montenegrinische Staat sich titulirt) hervorgehen. Man beachtet nicht den immer regeren Freiheitsdrang der Moldo-Walachen und der Völker in den Karpathen; man übersieht die Bulgaren, welche für ihre schöne, den Europäern unbekannte Sprache neuerdings in Bukarest, Odessa und Smyrna Druckereien angelegt haben.

Darf wohl Frankreich diesen großartigen politischen und literarischen Bestrebungen, welche, da sie keinen anderen Leitstern als Rußland haben, unter solchem Einflusse die Hälfte der ehemaligen Türkei und ein Viertheil des Mittelmeeres mit sich fortzureißen drohen, noch länger gleichgiltig zusehen?

Man pflegt gewöhnlich Rußland als den Mittelpunct der slawischen Macht zu betrachten; allein die Donauprovinzen dürfen nicht nur nicht von dem Bereiche des Slawenthums ausgeschlossen werden, sondern sie bilden vielmehr die Axe und den Kern desselben: die ersten Throne des slawischen Volkes haben in dem großen Strome sich gespiegelt, und die letzte Schutzwehr, hinter welcher dieses Volk sich stets siegreich gegen jedwede Eroberung vertheidigt hat, ist die karpathische Gebirgskette. Die Karpathen oder Krapaken sind gleichsam der Berg Meru dieses Riesengeschlechtes. Schon Homer feiert das Meer von

Karpathos und sein gebirgiges Eiland *). Im Slawischen bezeichnet dieses Wort — die Wurzel vieler anderen — etwas Starkes, die Macht (krepkii, krepost), und etwas Tüchtiges (chrabrii), woher der Name der Chrobaten — heutzutage Croaten — der ersten Herren dieser Berghöhen. Wenn Ungarn und die europäische Türkei die Hauptpulsader des Slawenkörpers sind, so ist die Donau recht eigentlich ein slawischer Strom.

Sollte dereinst ein fester slawisch-griechischer Bund auf der Halbinsel **) zu Stande kommen, so würde Oesterreich sein Uebergewicht über Völker, die ihm nicht zugehören, verlieren. Jener brave, verständige, gefühlvolle Slawe, dessen Name Slawiane so viel als einen „Ruhmwürdigen" bezeichnet, war durch die frommen Germanen des Mittelalters, als Ketzer und Schismatiker, in einen thierähnlichen Zustand herabgedrückt worden, und sein Name ward dem eines Knechtes gleichbedeutend ***). Werden die Deutschen für das Geschehene Verzeihung erlangen? Vielleicht werden sie es, wenn sie im Verein mit Frankreich aufrichtig dahin wirken, wiederherzustellen, was sie zerstörten: die alten slawischen Volksthümer. Von dieser Seite her könnte man dem Centralisationsstreben Rußlands entgegenarbeiten und die Gründung des ungeheueren griechisch-slawischen Reiches, welche Petersburg im Sinne hat, verhindern, und eine Bundesverfassung, zu welcher alle Griechen-Slawen, selbst die russischen, von Natur sich hinneigen, würde, wenn man sie diesen Völkern gewährte, dieselben weniger gefährlich für das übrige Europa machen, ohne sie darum zu schwächen; denn der griechisch-slawische Stamm ist wahrscheinlich der zahlreichste unseres Erdballes: nur die chinesische Bevölkerung dürfte, rücksichtlich ihrer Zahl,

---

*) Sic! Anmerk. des Setzers.

**) Wir begreifen unter der Benennung der griechisch-slawischen Halbinsel alle Provinzen zwischen der Donau und den drei Meeren, dem schwarzen, ägeischen und adriatischen.

***) Es scheint festzustehen, was auch die Slawen dagegen einwenden mögen, daß das Wort Sclave, womit die alten Deutschen ihre Knechte, wie ihre Besiegten bezeichneten, in allen Sprachen von „Slave" herkommt. Heutzutage noch hat England, um den Begriff der Knechtschaft auszudrücken, nur das Wort slavery.

sich mit ihm messen; aber umschließt denn China nur einen Volksstamm? Angenommen, daß ganz Europa 230 Millionen Bewohner zählt, so muß man davon mehr als 100 Millionen auf die Griechen-Slawen rechnen. Die übrigen Europäer bewohnen die cultivirtesten Landstriche, deren dichte Bevölkerung keine weitere Vermehrung gestattet, während ihre Nebenbuhler, die Griechen-Slawen, ein viermal größeres Gebiet inne haben, welches obendrein noch fast ganz unausgebeutet ist, und dessen Volkszahl alljährlich um mehr als eine Million zunimmt. Solche Menschenhaufen können nur dann sich frei bewegen, wenn sie nach ihren verschiedenen Volksthümern gesondert sind. Vergessen wir nicht, daß die Slawen sich, ihren Sitten und ihren ganzen Einrichtungen nach, zu den Hellenen bekennen; die Geschichte der Einen wird die der Anderen sein, und beiden war, wie es scheint, schon im Alterthume ein gemeinsames Geschick beschieden. Die deutsche Wissenschaft ist vergebens bemüht, uns die Slawen als Eindringlinge darzustellen; allein die Slawen haben sich eben nicht anders als die Griechen in Europa eingedrängt, und sie waren eher daselbst angesessen als die Gothen, jene Väter der Deutschen; ja man kann gewissermaßen sagen, Deutschland habe sich erst durch die Zerstückelung der slawischen Reiche gebildet, indem zu Karl's des Großen Zeit Alles, was jenseits des Rheines nicht zum Frankenreiche gehörte, Slawenland war. Das heutige Oesterreich war damals ausschließlich von Slawen besetzt, und in Preußen war bis zum 16. Jahrhunderte der Deutsche als Eindringling, und noch dazu nur in der Eigenschaft als polnischer Lehnsträger, zu betrachten.

Die Angelegenheiten der griechisch-slawischen Stämme bilden den Mittelpunct der orientalischen Frage. Gelänge es, diese Völker von dem doppelten russischen und englischen Drucke zu befreien, selbstständige Herrschaften unter ihnen zu gründen und bedeutende Streitkräfte aufzubringen, so würde Frankreich völlig seine Stellung verändern, und diese könnte schon dadurch allein aus einer defensiven in eine offensive, England und Rußland gegenüber, sich verwandeln. Um aber Völkern zu ihrer Wiedergeburt behilflich sein zu können, muß man ihren Geist, ihre geselligen Verhältnisse, ihre Zu- und Abneigungen kennen, und sonderbarer Weise hat Frankreich gerade von dem Zustande jener

Nationen, welche, da sie das Mittelmeer und den ganzen Osten von Deutschland begränzen, ihm im Falle eines Krieges von wesentlichem Nutzen sein könnten, eine weit unvollkommenere Kenntniß als von den Zuständen Indiens und Amerikas.

II.

Die griechisch-slawischen Landschaften des türkischen Reichs, ihre Kräfte und Mittel und ihre Zukunft.

Die griechischen Geographen zu Anfange dieses Jahrhunderts gaben dem türkischen Reiche 32 Millionen Einwohner, und so sehr auch seitdem die türkische Bevölkerung durch fortwährende Kriege und durch die Pest sich vermindert hat, so darf sie doch nicht geringer als zu 24 Millionen angeschlagen werden, unter denen man wenigstens 17 Millionen Christen — mit Inbegriff derer in Armenien und Syrien — zählt. Ehedem war die asiatische Türkei bevölkerter und reicher als die europäische, jetzt aber rechnet man noch 192 Einwohner auf jede ihrer 62,500 französischen Quadratmeilen und schätzt ihre Gesammtbevölkerung auf 12 Millionen Seelen, während man die der europäischen Türkei — und zwar mit Einschluß des griechischen Königreiches — nur auf 9,470,000 anschlägt. Diese Ansätze sind durchaus falsch. Die Volksmenge Aegyptens übersteigt nicht 2 Millionen Menschen, und die von Syrien beläuft sich höchstens auf 1,200,000. Arabien, Turkomannien und Kurdistan gehören kaum noch zum Reiche, und überhaupt hat in Asien das Nomadenleben die Völkerschaften nach und nach dermaßen zerbröckelt, daß sie fast nicht mehr als solche gelten können. Dagegen erscheint die europäische Türkei als ein verhältnißmäßig weit compacteres Ganzes; obgleich jeglicher Verheerung preisgegeben, enthält sie 15 Millionen Menschen und könnte unter einer besseren Regierung wohl mehr als noch einmal so viel ernähren, indem ihr Gebiet, welches durchweg erstaunlich fruchtbar ist, an Ausdehnung dem französischen gleichkommt. Hinsichtlich dieses Theiles von Europa sind leider unsere Erdbeschreibungen sehr ungenau. So zählen sie z. B. in den dem Sultan unmittelbar unterworfenen Provinzen nur anderthalb Millionen Slawen, während es allein schon 4,500,000 Bulgaren giebt, der

Serbier in der Herzegowina und in Bosnien gar nicht zu gedenken. Die Albanesen sind gleichfalls zahlreicher, als man es im Allgemeinen glaubt; es dürfte deren in der Türkei wohl über eine Million geben, und neben ihnen mehr als eine halbe Million Hellenen, welche in den verschiedenen Districten Albaniens sich niedergelassen haben. Ebenso verhält es sich mit den mittelbaren oder nur tributpflichtigen Provinzen. Auf die 1500 französischen Quadratmeilen Serbiens darf man nicht 400,000, sondern 800,000 bis 900,000 Seelen rechnen. Zufolge der im Jahre 1832 durch die Russen veranstalteten statistischen Aufnahmen, hat sich für die 800 französischen Quadratmeilen der Moldau und die 4810 Quadratmeilen der Walachei — obgleich davon 1337 mit Waldungen bedeckt sind — ebenfalls das Doppelte der bisher angesetzten Volkszahl ergeben. Die gegenwärtige Einwohnerzahl der beiden Fürstenthümer beläuft sich auf 3,821,000, wennschon noch ein Drittheil des Landes unbebaut liegt. Die directen und indirecten Steuern der Walachei betrugen im Jahre 1839: 16,293,279 Piaster (der Piaster zu 35 Centimen oder 28 Neu-Pfennigen); die Steuern der Moldau beliefen sich auf 10,467,209 Piaster, woraus folgt, daß es mit den 18 Millionen Franken Einkünften, welche die Statistiker jenen beiden Provinzen zuschreiben, heutzutage eben so wenig seine Richtigkeit hat, als mit den 4 Millionen, welche man als den Betrag der Einkünfte Serbiens annimmt. Nichtsdestoweniger zahlen diese drei Staaten alljährlich einen sehr mäßigen Tribut: Serbien nämlich 1,300,000 Piaster oder 325,000 Franken und die Moldau und Walachei 3 Millionen Piaster oder 750,000 Franken.

Dem Geologen erscheinen diese Provinzen nur als ein Chaos von Bergen, welche, ohne eine fortlaufende Kette zu bilden, durch einander liegen und — seltsam genug — anstatt, wie gewöhnlich, im Inneren des Landes ihre höchsten Gipfel emporzustrecken, dieselben längs der Gränze, am adriatischen Meere, an der Donau und dem Archipel aufgepflanzt haben. Ihre Thäler, welche alle in das Innere der Halbinsel ausmünden, können an den betreffenden Stellen gleichsam wie mit Thoren gegen äußere Angriffe verwahrt werden. Die albanesische Gebirgskette mit ihren Gletscherwindungen — im Alterthume Albii oder Albani genannt, wovon wahrscheinlich die „Alpen" ihren Namen her-

leiten — flacht sich gegen Nordosten hin ab und zieht dann die Save entlang bis zur Donau, wo sie, in unzählige Zweige auslaufend, Serbien und das westliche Bulgarien bildet. Einer dieser Zweige des Balkan scheint ehedem mit den überdonauischen Karpathen zusammengehangen und bei Orsowa die Donau gesperrt zu haben, bis diese die Felsen durchbrach und so jene merkwürdigen Wasserfälle am sogenannten eisernen Thore bildete.

Diese Berge, sämmtlich steil und mit herrlichen Waldungen gekrönt, begreift man unter dem gemeinschaftlichen Namen Balkan, dem Hämus der Alten. Sie begränzen das Donauthal, bilden am schwarzen Meere mit ihren Gipfeln ein Bollwerk, scheiden Bulgarien von Thracien und senden ihre Ausläufer — sonst dardanische Berge genannt — durch diese letztere Landschaft bis nach dem Bosporus und den Dardanellen hin. Das ganze Gebirge im Norden der classischen Halbinsel ist heutzutage von Slawen besetzt und bildet die Hauptschutzwehr der Völker dieses Stammes; das südliche Gebirge dagegen ist größtentheils griechisch geblieben.

Die ziemlich regelmäßige Bergkette des Rhodope (Despoto-Dagh), mit ihren Schneegipfeln, scheidet den griechischen Theil des orientalischen Reiches von dem slawischen; doch ist sie an vielen Stellen durchbrochen, und diese Engpässe vermitteln den beiderseitigen Verkehr. Zugleich verbindet auch die Hochebene, auf welcher der Strom der Bulgaren, die Maritza, fließt, die Wurzeln des griechischen Rhodope mit denen des slawischen Balkan. Die beiden großen Völkerstämme sind also durch keine Naturgränzen getrennt, sondern begegnen gleichsam einander bei jedem Schritte, und darum findet man auch in ganz Griechenland Slawen als Ackerbauer und Hirten zerstreut, gleichwie andererseits Griechen, Behufs des Handels- und des Gewerbsbetriebes, in den slawischen Provinzen weilen.

Bemerkenswerth ist, daß jeder dieser griechisch-slawischen Gebirgsstöcke zu allen Zeiten dem Volksthume Schutz und den Besiegten eine Zuflucht gewährt hat: so den Griechen der Olymp (in der Volkssprache Lacha), welcher, 6000 Fuß hoch, nur auf steilen Pfaden zugänglich ist, und diese Pfade laufen an Schluchten hin, in denen tief unten Bergströme rauschen oder herein-

getretene Meeresarme stagniren. Dank den Abgründen, die ihn umgeben, würde jener Zufluchtsort des griechischen Volksthumes uneinnehmbar sein, wenn er nur von einigen hundert Palikaren vertheidigt würde. Dieser Berg schließt auf macedonischer Seite mit einer 3000 Fuß hohen Spitzmauer, welche die furchtbare Schlucht von Platamona überragt; auf der entgegengesetzten Seite deckt er das Thal Tempe mit seinen stets lieblichen Schatten und schützt Thessalien. Diese lang hingedehnte Landschaft, welche der Peneus befruchtet, bildet eine Art von Amphitheater, auf dessen Stufen einst 75 blühende Städte Platz nahmen. Die Türken haben die Thessalier nie vollständig unterjocht; die Bewohner Ambelakias und der Dörfer des Ossa, welche im 18. Jahrhunderte mehre unter einander verbündete Freistaaten bildeten und rücksichtlich ihres Geschäftsbetriebes sich mit mancher großen europäischen Handelsstadt messen konnten, ließen keinen Osmanen ihrem Thale nahen. So haben, unter dem Schutze von zwölf Hauptleuten oder Rottenführern, die Hochebenen des Olymp fast unausgesetzt sich frei erhalten. Die noch unbekannten Jahrbücher dieser Berglandschaft gedenken verschiedener Heldengeschlechter und zeigen uns, wie jene tapferen Häuptlinge, gleich Herrschern, mit dem Türken unterhandeln, der hundertfach schon ihre Unabhängigkeit anerkannt und urkundlich bekräftigt hat.

Der thessalische Olymp steht durch das Meer, wie durch die Bergkette Ober-Macedoniens, mit dem Athos in Verbindung; hier ist der militärische Mittelpunct der Halbinsel; diese Stellung beherrscht sowohl die Griechen als die Slawen. Wer im Besitze dieser Höhen ist, wird immerdar seine eigene Unabhängigkeit behaupten, ja sogar oft die Anderer bedrohen können. Abseits von diesem — so zu sagen — Herrscherpuncte, der Wiege Philipp's und Alexander's, ragt vereinzelt empor der heilige Berg des Volkes, der Monte-Santo oder Athos, eine 6300 Fuß hohe Kalkmasse, welcher Macedonien auf der Meeresseite schließt, gleichwie der Olymp dasselbe gegen das Festland abgränzt.

Die 22 Klöster des Athos mit ihren 6000 Mönchen bilden eine Art von Republik, und dieser kleine Staat, welcher mit einem Rathe und mit Ministern versehen ist, hat bis auf den heutigen Tag, gegen Entrichtung eines Tributs, seine alter-

thümlichen Freiheiten und das Recht der Selbstregierung behalten. Als Hauptorgan der griechischen Kirche ist der Athos vielleicht die angesehenste moralische Macht im Orient. Mit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken ist er, gleich dem Olymp, die Hoffnung und die Zuflucht der unterdrückten Patrioten. So sind der Mönch und der Klephte, der eine mit dem Kreuze, der andere mit der Büchse bewaffnet, die beiden Wachen, welche das hellenische Gebiet und Volksthum schützen.

Dasselbe kann man von den Sphakioten und von den Bewohnern des Ida und der weißen Berge auf der Insel Kreta sagen. Seit mehren Generationen vertheidigen sie hartnäckig die den Kretern verliehenen Privilegien gegen die Uebergriffe der Türken. Mit einem Worte: alle Vertheidigungspuncte des gebirgigen Binnenlandes haben stets vor der Tyrannei eine Zuflucht gewährt und werden jederzeit dem griechischen Vaterlande Retter senden.

Albanien, ein wildes Chaos über einander gehäufter Felsenmassen, trotzt hinter seinen furchtbaren Acroceraunien (monti di Chimera) jeglichem Angriffe.

Den Griechen-Slawen in Epirus dient als Rückhalt der Agrapha (Pindus), welcher, obschon 8400 Fuß hoch, doch durchaus mit frischen Holzungen bedeckt ist. Unten in den Schluchten, welche nach allen Richtungen hin das Gebirge durchbrechen, an den malerischen Wasserfällen, findet man zahlreiche Dorfschaften, von Räubern bewohnt — wie die Türken sie nennen —, d. h. von freien Menschen, die dem harmlosen Reisenden gastfreundlich, aber dem Feinde grimmig begegnen. Diese Raubnester (klephtachoria) erfreuten sich noch vor Kurzem eines bedeutenden Wohlstandes; ja einige, wie Mezzowo, waren zu Städten von 20,000 Seelen angewachsen und trieben Gewerbe und Künste; allein die Paschas haben neuerdings diese aufstrebenden Bürgergemeinden vernichtet, und die freien Männer haben sich wieder auf ihre Klephten-Höhen zurückgezogen, die sie seit Skanderbeg unbeschränkt besitzen. Die durch einander laufenden Gebirgszweige von Epirus haben mehrentheils ihre Wurzel in dem Agrapha, wovon die nothwendige Folge ist, daß die Ruhe des Landes von dem Willen der agraphischen Gemeinden abhängt. Ein Theil Livadiens, mit seinem Parnaß (Liakura),

der seine unwirthlichen Gipfel 6900 Fuß hoch emporreckt, mit seinen Engpässen des Oeta und seinen ruhmreichen Thermopylen, steht in demselben abhängigen Verhältnisse zum Agrapha.

Die slawischen Stämme haben gleichfalls ihre Zufluchtsstätten und ihre heiligen Berge. Für Bulgarien ist dieß der Berg Rilo und der Vysoka (der Skardus der Alten), dessen Höhe man auf 9600 Fuß schätzt, für Serbien der Rudnik und für die christliche Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina der schauerliche Montenegro. Bosnien ist ein von der Natur aufgeführtes Bollwerk. Der äußerste Nordwesten des Reiches, die Ober-Walachei und Siebenbürgen, beide lange Zeit dem Sultan zinsbar, bieten ebenfalls ein Labyrinth von Gebirgspässen dar, und wer dieß besetzt hält — vorausgesetzt, er sei ein Eingeborener — wird mit leichter Mühe das stärkste feindliche Heer aufhalten. Aber diese Berge, welche die Donau beherrschen, sind an Oesterreich abgetreten, welches für gut befunden hat, längs den Abgründen hin Heer- und Handelsstraßen anzulegen. So die Chausseeen von Botza, Vulkan, Tölzburg und die unter dem Namen der Karolinerstraße berühmte, ein der Simplonstraße vergleichbares Riesenwerk, von dem französischen Ingenieur Stainville geschaffen und geziert mit jenem alterthümlichen rothen Thurme, dem Wahrzeichen so vieler Schlachten, die hier der Orient und der Occident gegen einander geschlagen. Die österreichischen Grenzmannschaften halten alle diese Pässe besetzt; die Bergbewohner sind Romanen (Walachen) mit griechischer oder orientalischer Religion und fühlen sich mehr zu ihren Glaubensgenossen als zu ihren deutschen Oberherren hingezogen.

Das walachische Flachland ist durchgängig überaus fruchtbar, und das Gebirge enthält Erzgruben, welche lange Zeit ein europäisches Peru waren und es vielleicht wieder werden könnten. Die Russen haben während der Verwaltung des Generals Kisseleff eine geologische Karte davon entworfen, aber ihre Entdeckungen sind den Walachen selbst unbekannt geblieben. Man weiß nur, daß es Kupfererz zu Krassna giebt, Quecksilber zu Pitesscht, Steinkohlen zu Gesseni, Asphalt zu Putschessa, Gold und Erdpech zu Korbeni, Schwefel und Ocker in dem Berge Deale de Roche. Diese Schätze bleiben vergraben; die Salzwerke allein werden gehörig ausgebeutet und werfen dem Staate

jährlich über 15 Millionen Piaster ab. Die majestätischen Karpathen, wo der slawische Volksstamm mit dem lateinischen sich vermischt, tragen auf ihren Abhängen die schönsten Wälder Europas. Dennoch müssen auf den Griechen diese überdonauischen Gegenden einen traurigen Eindruck machen; denn er findet nicht mehr das Klima wie auf der Halbinsel, er sieht sich in physischer wie in moralischer Hinsicht in eine neue Zone versetzt, wo gleich im ersten Augenblicke der unmittelbare Einfluß Rußlands bemerkbar wird. Eine Kälte bis zu 26 Grad, eine Unmasse von Schnee, worauf vier Monate hindurch die Schlitten dahingleiten, eine mächtige Bojarenaristokratie, ein durch Knechtschaft niedergedrücktes Landvolk und die nackte Steppe, die schon in der Moldau sich weit ausdehnt, Alles kündigt ihm an, daß er seine Säulen des Herkules erreicht hat. Die Städte sind nicht gepflastert, sondern in russischer Weise mit behauenen Baumstämmen gebrückt; der moldauische Bauer nennt seinen Wagen „Kibitke" und seine Peitsche „Knute", gleichwie der Moskowiter, und, wie dieser, prunkt er mit einem Viergespann, während er nicht einmal einen eigenen Herd besitzt. Alles, selbst die Bauart der Kirchen und Klöster, ist nach moskowitischem Zuschnitte, und nur in Spielen, Volkstänzen, Musik, Kunsterzeugnissen, Handel und Ackerbau hat sich das Hellenenthum noch erhalten. Inniger als dieses Fürstenthum schließt sich die Walachei an die griechische Halbinsel an; denn mittels ihrer beiden eisernen Thore verkehrt sie sowohl mit der Heptapolis (Siebenbürgen) als mit den serbischen und bulgarischen Nahias (Districten) der Morawa und des Timok. Die steilen, fast unzugänglichen Ufer des letztgenannten Flusses ernähren sogar ein zahlreiches romanisches Hirtenvolk, welches von da aus nach dem Süden streift und mit seinen Herden bis nach Epirus vordringt.

Demnach erscheint die griechisch-slawische Halbinsel keineswegs als ein bloßer Haufen von Bergen; man möchte sie vielmehr als ein aus unzähligen Stufen bestehendes weites Amphitheater ansehen, welches im Westen, Norden und Süden geschlossen und nur nach Osten zu offen ist und in die Ebenen von Thracien und der Donau ausläuft. Das Meer scheint, im Einverständniß mit den Bergen, sich bemüht zu haben, dieses

Land mit Vorzügen auszustatten; denn man verfolge seine Umrisse von Ragusa und dem adriatischen Busen von Cattaro an bis zum Vorgebirge Matapan, und von da durch den Bosporus bis nach Sulina und Galacz, und dann suche man ein Gegenstück zu solcher Manchfaltigkeit von Küstenbildungen, Inseln und Häfen. Dieser Theil der Erde ist sicherlich der vollendetste. Auch hat das Mittelmeer mit seinem Triebsande, den es an allen Ufern absetzt, die Küsten der Hellenen verschont; ihre Häfen sind im Laufe von zwei Jahrtausenden weder verengt noch verschüttet, sie sind immer noch die schönsten des Morgenlandes.

Diese Küsten, fast allenthalben aus hohen Kreidefelsen bestehend, schützen die Einwohner gegen die andringende Fluth, wie die Berge im Inneren des Landes gegen feindlichen Ueberfall. Man kann also mit Recht sagen, daß dieses Land schon in seinem Boden die Grundbedingungen der Unabhängigkeit enthält. Das ägeische Meer (der Archipel) ward ehedem das „weiße Meer" (ἀργιον πελαγος) genannt, d. h. das königliche freie Meer; jetzt bezeichnet der Name weißes Meer nur noch das Marmora-Meer, den Abzugssee des schwarzen Meeres; aber dieser schöne Meeressee ist dazu berufen, dereinst, wie früher, ein Zubehör von Griechenland zu werden. Die Gestade des Archipels, mit Trauben, Citronen, Oliven überäet, haben nicht nur keinen Winter, sondern werden auch durch die Seeluft vor übermäßiger Hitze bewahrt und erfreuen sich eines trefflicheren Klimas als selbst Italien. Weit entfernt, den Geist und Muth zu erschlaffen, trägt vielmehr der lange Sommer jener Gegenden dazu bei, alle Kräfte des Menschen gleichmäßiger zu entwickeln, und es ist leicht begreiflich, daß die Völker dieser Halbinsel so lange Zeit den edelsten Theil des Menschengeschlechtes ausmachten, und daß sie heutzutage stürmisch danach ringen, ihren Rang in der Welt wiedereinzunehmen.

III.

Die fünf Völkerschaften der griechisch-slawischen Halbinsel, ihre sociale Richtung und ihr Verhältniß zur Pforte.

Die politische Eintheilung der Halbinsel ist eine ganz naturgemäße, sie bestimmt sich je nach der Gruppirung der Berge,

sammt den Flächen, welche dazu gehören, und den Flüssen und Seeen, welche daraus entquellen; im Schutze einer jeden solchen Berggruppe hat eine Völkerschaft sich niedergelassen, in verschiedene Stämme gesondert, die ebenso viele Provinzen bilden. Diese großen Gebietsabtheilungen, fünf an der Zahl, sind: im Süden Rumelien, welches das ganze Land der Ῥωμαιοι oder Griechen begreift; im Westen, gegen das adriatische Meer hin, die drei sogenannten albanischen Provinzen; im Nordwesten die große Landschaft, welche ehemals das serbische Reich bildete und jetzt unter den Namen Herzegowina, Montenegro, Bosnien, Croatien und Serbien bekannt ist; im Osten, längs dem schwarzen Meere und der Donau, die zahlreichen Paschaliks des früheren Bulgarenstaates; auf dem anderen Ufer des Stromes endlich die weiten Strecken der Moldau und Walachei, welche, ohnmächtig, so lange sie vereinzelt stehen, bedeutsam werden, sobald sie als Bollwerke an einen größeren Staat sich anschließen.

Diese fünf Theile der europäischen Türkei, welche so naturgemäß von einander geschieden sind, daß keine Macht je im Stande war, noch sein wird, sie zu vermengen, haben fünferlei, an Stärke einander ziemlich gleichkommende Völkerschaften inne, unter denen jedoch, was die Kopfzahl anlangt, der slawische Stamm vorherrschend ist, indem in der Türkei allein die slawische Bevölkerung gegen 8 Millionen beträgt; aber freilich ist dieser Stamm in zwei, hinsichtlich ihrer Neigungen und Bestrebungen gänzlich von einander verschiedene, Aeste gespalten, die Bulgaren und Serbier. Die Bulgaren, 4,500,000 an der Zahl, lieben nur den Frieden und Ackerbau, wogegen die Serbier, welche — mit Ausschluß der unter österreichischer Hoheit stehenden — in der Türkei 2,500,000 Seelen stark sind, das unstäte Krieger- und Hirtenleben vorziehen. Aber die einen, wie die anderen, haben geschworen, sich frei zu machen, und sie würden, sollten sie in ihrem Ringen nach Unabhängigkeit unterliegen, gleich ihren Verbündeten, den Moldauern und Walachen, bei den Bergbewohnern des Südens gastfreundliche Aufnahme finden. Das Volk der Romanen jenseits der Donau, gegen 4 Millionen Seelen stark und in zwei Fürstenthümer vertheilt, die aber in Wirklichkeit nur einen Staat ausmachen, nimmt den Norden des Reichs ein und bildet, in Gemeinschaft mit den Slawen, den

Inbegriff der uneigentlich so genannten neuen Völkerschaften der Halbinsel im Gegensatz zu den beiden alten Stammvölkern, den Hellenen und den Albanesen oder illyrischen Ureinwohnern.

Das albanische Volk, einst bis zur Donau verbreitet und nunmehr in die Gebirge zurückgedrängt, zählt kaum noch eine Million Seelen; die griechische Bevölkerung aber, in gleichem Maße verringert, beläuft sich nur etwa noch auf drei Millionen, mit Einschluß der helleniſirten Slawen in Macedonien, der helleniſirten Albanesen in Epirus, des Königreichs Griechenland und der Inseln. Unstreitig würde die Zahl der Griechen in wenig Jahren sich verdoppeln, wenn endlich Freiheit und Eintracht in die Halbinsel zurückkehrten. Dann aber würde auch die moldau-walachische, serbische und bulgarische Bevölkerung in demselben Verhältnisse zunehmen, und so das Gleichgewicht erhalten werden.

Diese fünf Völkerschaften, die alleinigen Eingeborenen der Halbinsel und — mit Ausnahme einer Anzahl Serbier und Albanesen oder Arnauten — sämmtlich Bekenner des Christenthums, machen zusammen eine Menschenmasse von 15 Millionen aus. Man könnte auch noch die Türken als sechste Nation dazu rechnen, wäre ihre Zahl nicht allzu sehr geschmolzen, und hätten sie nicht stets als bloße Fremdlinge sich betragen, die nur auf der Halbinsel ihre Wohnung aufgeschlagen, die festen Plätze besetzt und nirgends als eigentliche Landesbewohner gegolten haben, außer etwa in Thracien, wo aber die eindringenden bulgarischen Ackerbauer sich mehr und mehr ausbreiten und sie nach Stambul zurückdrängen. Zählen diese ehemaligen Oberherren jetzt wohl noch eine Million Köpfe in Europa? Man möchte es fast bezweifeln. Was die mohammedanischen Albanesen und Bosnier anlangt, so besitzen sie, als Eingeborene, ihre Berge ebenso rechtmäßig, wie ihre christlichen Stammgenossen, und es dürfte schwer halten, sie aus ihren Schlössern, wo sie gleich Adlern in den Gebirgspässen horsten, zu verjagen. Uebrigens fordern sie nichts als ihre Unabhängigkeit, und um diese zu erlangen, würden sie selbst mit den Christen, deren Sprache sie reden und deren abtrünnige Brüder sie sind, sich gegen die Türken verbinden. Griechen, Bulgaren, Serbier, Al-

banesen und Moldo-Walachen sind also die alleinigen socialen Grundlagen der europäischen Türkei. Diese fünf Völkerschaften haben gemeinsame Interessen, leider aber verstehen sie dieselben noch nicht recht. Ihre gegenseitige Eifersucht war stets die Ursache ihres Verderbens; schon zu Römerzeiten hat sie die Einheit der Halbinsel zerstört, und der Türke, wie vor ihm der Römer, vermochte diese Staaten nur mit Hülfe ihrer eigenen Zwietracht zu unterwerfen. Die einzige Bedingung, unter welcher die Griechen-Slawen, selbst in dem jetzigen Zeitpuncte, ganz Europa zum Trotz, ihre Rechte wiederzuerringen im Stande sind, ist festes Zusammenhalten; aber die Politik der Osmanen, wie die aller Eroberer, auf den Grundsatz des divide et impera fußend, hat stete Uneinigkeit und oft sogar Feindschaft unter diesen Völkern zu unterhalten gewußt. Seit dreißig Jahren vereitelt die Türkei alle ihre Empörungsversuche lediglich dadurch, daß sie ihren Wechselverkehr unterbricht. Wären sie einig, so würde ihr Wille Gesetz sein; vereinzelt aber sind sie so schwach, daß die geringe osmanische Truppenmacht, deren wirklicher Bestand nicht mehr auf 100,000 Mann gebracht werden kann, hinreicht, ihre Kräfte zu lähmen. Seit Jahrhunderten bieten die griechisch-slawischen Stämme die seltsame Erscheinung dar, wie ein ebenso kriegerisches als geistvolles Volk von unwissenden Barbaren und einem Haufen Fremder, Armeniern und Juden nämlich, den Helfershelfern jener Barbaren, ausgesogen wird. Die Armenier, jene Geldmäkler Asiens, welche, gegen 200,000 an der Zahl, am Bosporus angesessen sind, umschwärmen gierig, ja raubgierig, alle griechisch-slawischen Bazars; sie sind die Pächter aller Paschas, die Gläubiger aller Gemeinden, die sie durch himmelschreienden Wucher an den Bettelstab bringen. Die Juden, welche auf der Halbinsel an 250,000 Köpfe zählen, sind eine zweite, nicht minder scheußliche Landplage als die Armenier und Türken; eine dritte aber sind die herumziehenden Zigeuner, Zingaris oder Gyphtos genannt. Die Zahl dieser, aus Indien herübergekommenen Parias beläuft sich in Bulgarien, Serbien, der Moldau und Walachei auf etwa 300,000 Menschen, welche theils Muselmänner, theils Christen sind. Alle diese Schmarotzerstämme würden in Ohnmacht versinken, wenn jemals die griechisch-slawischen Völker aufrichtig Frieden unter

einander schließen sollten. Das Hinderniß, welches einem solchen Frieden entgegensteht, rührt von eben den Europäern her, welche bis jetzt der Sache der Rajas sich angenommen haben: die einen, eifrige Philhellenen, wollten Alles den Griechen unterwerfen; die anderen, ausschließliche Slavophilen, sahen in der edlen Griechensache nur eine empörerische Lossagung vom Slawenthume. In Wirklichkeit ist die Sache der Einen von der der Anderen unzertrennlich, aber ebenso wenig kann die eine die andere völlig in sich aufnehmen. Der Triumph der Griechen und Slawen, zugleich der der Civilisation im Orient, wird nur durch einen Bund beider Stämme gelingen. Die Rajas fühlen dieß, und alle ihre Wünsche sind dahin gerichtet; dieß beweisen ihre fortwährenden Bestrebungen, ihre Aufstände nach gemeinschaftlichem Plane zu regeln, was bisher die List der Paschas allein vereitelt hat. Längst schon haben das slawische und das griechische Interesse aufgehört, einander Feind zu sein. Da nicht eines das andere besiegen konnte, was blieb ihnen, um frei neben einander fortzubestehen, Anderes übrig, als sich gegenseitig zu verbinden?

Dieser classische Boden, der sonst mit Städten überfüllt war, ist eine Wüste und wird es bleiben, so lange man nicht die einzige, diesen Landschaften zuträgliche Regierungsform einführt, die Föderativverfassung. Man fürchtet mit Unrecht, hierdurch die Absichten Rußlands auf Konstantinopel zu begünstigen. Indem man die Pforte in dem Streben, eine unerreichbare Centralisation zu bewerkstelligen, unterstützt, verfolgt man, weit entfernt, das europäische Gleichgewicht herzustellen, gerade die Straße, welche die Russen, Oesterreicher und Engländer in's Land führen wird, anfangs als Hilfstruppen der Türken gegen die unaufhörlichen Empörungen der Rajas, dann als wirkliche Gebieter.

Durch eine uralte Erfahrung gewitzigt, erstreben die griechisch-slawischen Völker nichts sehnlicher als Vereinigung; die Entwürfe ihrer Führer, gleichwie ihre Zeitschriften und Volksgesänge, drücken einstimmig diesen Wunsch aus. Sie wollen sich nicht vom Sultan lossagen, sie wollen beim Reiche bleiben, aber als Vasallen, nicht als Unterthanen. Ihr Lieblingstraum ist ein christlicher Bund, der seinen Schwerpunct im Throne

von Stambul hätte und einem muselmännischen Bund in Asien, der gleichfalls seinen Schwerpunct am Bosporus fände, die Wagschale hielte. Die Zusammenfügung der zu einem griechisch-slawischen Bunde sich vereinigenden Bezirke gleicht ungefähr der Anordnung der verschiedenen Theile einer Pyramide. Ihre Grundfläche würde der Lauf der Donau bezeichnen, welche von Serbien, der Walachei und der Moldau beherrscht wird; an den Seiten wären Bulgarien und Bosnien, sammt seinen Anhängseln, Montenegro und Herzegowina, aufgestellt. Dieser ersten Grundmauer dient die Bergkette des Rhodope als Gebälk, welches die zweite, mehr in die Länge gedehnte, aber schmäler abfallende Hälfte der Pyramide trägt. Dieses obere Stockwerk bilden, in gleicher Linie an einander gereiht, Albanien und Epirus, Macedonien und Thessalien, Konstantinopel und Thracien. Griechenland, das, als bloßer Seestaat, auf den Verkehr mit den ackerbauenden Landschaften angewiesen ist, löst nur ungern die manchfachen Bande, die es mit jenen drei Ländergruppen verknüpfen, und läuft, einem Schiffe gleich, in die See hinaus, ihm zur Rechten die angebliche Republik der ionischen Inseln, zur Linken die künftigen freien Städte Kleinasiens. Die Krone der Pyramide endlich bildet Candia, welches die Gewässer Afrika's bespülen, während im Schooße der Moldau schon jene große nordische Steppe anhebt, welche von da ohne Unterbrechung sich bis nach China hindehnt.

Es ist begreiflich, daß der Anblick so vieler Landschaften, die, im Genusse des mildesten Klimas und von den schönsten Meeren umspült, im Begriffe waren, ihm zuzufallen, daß solch ein Anblick dem Osman dereinst einen herrlichen Traum eingab, daß er im Traum sein Reich aufgerichtet sah, gleich einem mit dem Halbmond gekrönten Laubzelte, das auf vier großen Säulen, dem Hämus, Kaukasus, Taurus und Atlas ruht. Dieses Laubdach ward von einem einzigen Baume gebildet, der den Lenden des asiatischen Nomaden entsproßte, und aus den Wurzeln des Baumes quollen die Donau, der Tigris, der Euphrat und der Nil, gleich dem Meere, mit Schiffen bedeckt. Die Fläche war mit Erntefrucht überladen und das Gebirge mit dichtem Wald; in den Thälern erhoben sich Städte mit Pyramiden, Thürmen und goldenen Kuppeln gekrönt, und die Stimme der Nachtigall

und des farbenstrahlenden Papageis in den Rosen- und Cypressenhainen tönte ein in die Gebete des Imam. Schwärme ausländischer Vögel schwirrten zwitschernd unter dem balsamduftenden Zeltdache, dessen verschlungene Zweige in Schwertform ausliefen. Endlich wendete ein heftiger Orkan alle diese Schwertspitzen nach den verschiedenen Städten des Erdkreises hin, und zumal gegen Konstantinopel, „welches," wie Osman sich ausdrückt, „an dem Vereinigungspuncte zweier Meere und zweier Erdtheile, gleich einem Diamant von zwei Saphiren eingefaßt, liegt und den Hauptring der Kette bildet, die die Welt umschlingt." Dieser Ring, er fiel in Osman's Hände, und das Türkenreich erstand.

Fünf Jahrhunderte sind seit dem Traume Osman's verstrichen, und noch steht das Zelt; aber früher oder später werden die, welche es aufschlugen, sich darein theilen. Eine so weitläufige Wohnung kann ein einziges Volk nicht ausfüllen. Der Plan eines Soliman und Amurath, welche die Marken ihrer Staaten bis zum adriatischen Meere hinausrücken wollten, war an und für sich vernünftig; aber diese Gränze, welche eine in Stambul gegründete europäische Macht rechtmäßig hätte beanspruchen können, kam einer Monarchie, die hartnäckig ihrem muselmännischen Ursprunge treu blieb, keineswegs zu. Eben dieser Hartnäckigkeit wegen war die Pforte dazu verurtheilt, eine asiatische Macht zu bleiben, denn der Islam ist seinem ganzen Wesen nach für Asien geschaffen. Wie dem auch sei, das türkische Reich war seit seiner Entstehung in zwei, von Natur von einander verschiedene Erdstriche gespalten; einerseits Aegypten, Arabien, Turkomannien, die kaukasischen Länder, die amphitheatralisch zum Euphrat und Tigris sich hinabsenken und in Mesopotamien auslaufen, der natürliche Mittelpunct des Chalifats von Mohammed; andererseits die zahlreichen Inseln des Mittelmeeres und die griechisch-slawischen Länder, der natürliche Mittelpunct des morgenländischen Christenthums, das Bollwerk gegen Asien und zugleich die Verbindungsbrücke zwischen diesem Erdtheile und Europa. Diese Zwiefältigkeit des türkischen Reiches ist die Ursache seines Verfalles. Unstreitig gewährt ihm diese seine Stellung den großen Vorzug eines aus Asiatischem und Europäischem gemischten Charakters. Auf dem Vereinigungs-

puncte der drei ältesten Erdtheile thronend, mittels seiner Karawanen das Binnenland, und mittels seiner Flotten den indischen Ocean vom arabischen Meerbusen aus und das Mittelmeer vom Archipel aus beherrschend, konnte das Haupt der Osmanen sich in Wahrheit Padischah oder König der Könige nennen; um aber auf dieser gewaltigen Höhe sich zu behaupten, war eine einsichtsvolle, zeitgemäß fortschreitende Verwaltung, eine durch und durch vollendete, feste Regierung von Nöthen; nur unter dieser Bedingung konnte das Gleichgewicht zwischen so vielen gegen einander anstrebenden Völkern erhalten werden. Weit entfernt jedoch, sich gegen alle väterlich zu bezeigen, behielten die Osmanlis treulich ihr Hausregiment bei, blieben eine orientalische Macht. Die ursprüngliche Zweifältigkeit, welche das zugleich asiatische und europäische, christliche und muselmännische Reich bedrohte, schritt mehr und mehr und rascher und immer rascher in ihrer Entwickelung vorwärts, bis daß am Ende beide Principien und die Völker beider Welttheile sich den Handschuh hinwarfen und mit einander in erbitterten Kampf geriethen. Zuerst rief Venedig die unterjochten Christen zu den Waffen, und durch die Eroberung des Archipels und Albaniens brachte es dem Ungeheuer von Reiche die erste Wunde bei. Dann kam Oesterreich, dann Frankreich, dann Rußland; denn es bedurfte durchaus nicht der gemeinsamen Anstrengung aller Großmächte, um Osman aus seinem Zelte zu jagen.

Jetzt handelt es sich darum, in dieser, durch die Rächerhände so vieler Feinde verwüsteten Behausung wieder Ordnung zu schaffen. Die beiden Völkerhaufen, Muselmänner und Christen, stehen immer einander gegenüber, ebenso wenig mit einander vermengt, als zu den Zeiten Osman's, und beide gleich fest entschlossen, nur in Form einer Bundesgenossenschaft eine Verbindung mit den Osmanlis einzugehen. Es ist bekannt, wie ungestüm die Araber des Mehemed Ali, gleich wie die von Mekka und der Wüste, eine solche Bundesgenossenschaft fordern; die Syrier sind ebenso wenig, als die Araber geneigt, sich unter das Joch der Pforte zu beugen, und weniger noch gilt des Sultans Ansehen bei den furchtbaren Stämmen, die in den Gebirgen Kurdistans und Turkomanniens hausen. Von allen asiatischen Provinzen scheint das friedliche, handeltreibende Ar-

menien nicht nach Emancipation zu streben; doch würde es darum nicht weniger die Freiheit willkommen heißen, wofern sie nur nicht durch Geldopfer erkauft werden dürfte. Der Absolutismus der Pforte ist also von Seiten Asiens, wie Europas, gleich sehr untergraben. Was die Griechen-Slawen wollen, ist genau dasselbe, was die Mohammedaner selbst verlangen, und diese Gemeinschaft ihrer Wünsche erzeugt eine sympathetische Verbindung zwischen den Slawen in Europa und den übrigen Völkern des orientalischen Reiches.

IV.

Die Naturproducte und ihr Anbau auf der Halbinsel.

Im Allgemeinen sind die Naturproducte in allen griechisch-slawischen Landschaften einander gleich. Das Vieh bildet den Hauptreichthum der Einwohner, ja es giebt selbst Hirtenstämme, welche Sommer und Winter mit ihren Heerden beschäftigt sind. Die beiden Völker, welche am meisten dem Hirtenleben nachhängen, sind die Serbier und die Moldo-Walachen. In ihren ausgedehnten Eichenwäldern unterhalten die Serbier vorzüglich Schweineheerden in solcher Zahl, daß sie die Hauptnahrungsquelle des Landes bilden und dem Volke hinreichende Geldmittel liefern, um die Anschaffung von Munition und Kriegsbedarf und sonstige Kriegskosten damit zu bestreiten. Darum sagt man, daß die Türken, anstatt die Serbier zu bekämpfen, lieber gegen die Schweine Serbiens hätten losziehen und die Eichenwälder, in denen sie ihre Nahrung finden, ausrotten sollen. Die Moldo-Walachen haben Rindvieh und Pferde von ausgezeichneter Geschwindigkeit, welche beiderseits in großer Menge nach den deutschen oder russischen Märkten ausgeführt werden. Bosnien und die Herzegowina ziehen eine beträchtliche Anzahl Ochsen, welche, gemästet, nach den adriatischen Häfen gebracht werden, um der bei Corfu stationirten englischen Flotte und einem Theile von Italien als Nahrung zu dienen. Die Hirtenstämme dieser Landschaften heißen Wlachi; diese wandern häufig nach den südlichen Gebirgen und nach Albanien aus, wo selbst ein District, der sogenannte Stari-Wlah, nach ihnen benannt wird. Allenthalben, bis zum Peloponnes hin, bleiben diese Menschen ein-

ander gleich in Sitten und in der Art, wie sie ihre Viehzucht betreiben: sie tragen gleiche, aus Schaffellen gefertigte Kleidung, sind alle gleich schmuzig und zeichnen sich aus durch rohe Herzhaftigkeit, verbunden mit regem Sinne für Musik, Gesang und Tanz. Ueberall sieht man sie zur Winterszeit in tiefen Thälern gelagert, wo sie ihre Heerden in den trichterförmigen Vertiefungen, welche die Kalksteinformation der Halbinsel häufig darbietet, vor Wind und Wetter sicher eingepfercht halten. Am Sanct-Georgentage bricht der rohe Orpheus sein Zelt ab und führt unter Flötentönen seine Heerde die Berge hinan, jedoch nur langsam, indem er nicht eher eine Hochebene verläßt, als bis die Sonne ihre Quellen und ihre Vegetation vertrocknet hat. Auf diese Weise erreicht er zu Ende Sommers die Alpenkräuter, die immer noch frisch sind, während weiter unten alles Grün verdorrt ist. Er weilt auf den Höhen bis zum Sanct-Demetriustage (Mitte Octobers) und, von dem ersten Schnee vertrieben, verläßt er allmählig die Region der Nadelwaldung und steigt von Absatz zu Absatz bis Ende Novembers hinab. Dann haust er von Neuem in den Schluchten und Gebirgspässen, stets lauernd, einen Sonnenblick zu erhaschen. So lebt der Voskos oder Votschar, der griechisch-slawische Hirt. Dieser Mensch mit grimmigem Gesichte erschreckt oft die Reisenden, denn er ist stets bewaffnet; aber wenn er auch dem Reichen und Mächtigen gegenüber eine drohende Miene annimmt, spricht doch der Hilfsbedürftige nie vergebens seine Gastfreundschaft an.

Die ganze Halbinsel ist reich an Wölfen, Ebern, Bären, Adlern, Damhirschen, Rehen, ja der Süden hat sogar Schakals. Im Norden schweifen wilde Pferde über die Ebene; einige tatarische Stämme jagen und tödten sie, um sie als Nahrung zu gebrauchen. In den griechischen Landschaften findet man Esel und Mauleſel, welche an Schönheit denen Italiens gleich kommen. In Rumelien giebt es eine Race weißer Rinder, welche an die des Homer erinnern, und durch ihre edle Gestalt gegen die garstigen Büffel abstechen, von denen die Weideplätze überfüllt sind. Der Büffel mit seinen tölpischen Bewegungen, seinem matten, gelblichen Auge, seinen auf den Nacken zurückgebogenen Hörnern, nimmt es an Stärke und Umfang mit zwei Ochsen auf; daher verwendet man ihn sehr vortheilhaft zu den

schwersten Fuhren, zum Transport von Steinen, Eisen und Salz. Er ist das Kameel der Halbinsel: ungestaltet, unempfindlich, genügsam, an Strapazen gewöhnt, gleich dem Kameel, läßt er sich, wie dieses, von Kindern leiten. Im Sommer sucht dieses Thier wegen seiner starken Ausdünstung gern Moräste auf, daher man in den weiten, wasserarmen Ebenen Rumeliens ihm hier und da Gräben mit stehendem Wasser anlegen muß, in welche das schwarze Ungethüm während der heißesten Stunden des Tages sich bis an die Schnauze versenkt; diese aber hält es unbeweglich über der stinkenden Wasserfläche, und zwar stets in der Richtung, aus welcher der Wind weht, mag die Luftströmung auch noch so unbemerkbar sein.

Die bulgarischen Wälder sind voll von kleinen Schildkröten. Oft wird der Reisende, wenn er im Schatten des Laubes eingeschlafen ist, von diesen furchtsamen Thieren heimgesucht, welche ihre langen Tatzen aus ihrer gefleckten Schale herausstrecken, um sich die Ueberreste seiner Mahlzeit anzueignen. Der Morgenländer hält diese Schildkröten für unrein und wagt nicht, sie auch nur anzufassen; als Ausfuhrartikel benutzt, würden sie dem Europäer eine ausgesuchte Speise und dem Eingeborenen einen neuen Erwerbzweig gewähren. Hat doch der, für Rechnung fränkischer Kaufleute betriebene, Fang von Blutegeln, von denen die Sümpfe der Halbinsel wimmeln, schon manche arme Familie bereichert.

Unter den Gewächsen dieser Landschaften sind die gewöhnlichsten: die Myrthe, der Kirschlorbeer, die schwarze Maulbeere, die Orange, Olive, Sykamore, Terebinthe, die Augusteiche, Linde, Kastanie, Cypresse und die herrliche orientalische Platane, welche eine ungeheuere Ausdehnung erreicht, wie z. B. die zu Bujukdere; nur die Palme fehlt diesem Lande; man sieht sie nur ausnahmsweise, wie z. B. in Athen. Die europäischen Obstarten sind in Fülle vorhanden; man findet hier ganze Wälder von Kirsch- und Pflaumenbäumen. Die Frucht dieses letzteren Baumes dient in der ganzen Türkei zur Bereitung einer Art Branntwein, Raki genannt *). Oft destillirt der Bauer selbst seinen Raki, und der der Griechen ist ein berühmter Anisbrannt-

*) Slawisch: Slivovitza.

wein. Getreide gedeiht allenthalben in Ueberfluß, obgleich es nur in den ackerbauenden Diſtricten cultivirt wird. Es giebt Stämme, die ſich ganz der Viehzucht, andere, die ſich beſonders dem Ackerbau widmen. Vorzugsweiſe iſt der Bulgare Landwirth; er verbreitet ſich in Schaaren, die „jetelatzi," auf Griechiſch aber „theristetais" heißen, über die entfernteren Landſchaften, wie Albanien, Serbien, Rumelien, um daſelbſt zu ernten; andere Horden von Bulgaren ziehen auf dieſelbe Weiſe im Frühjahre aus, um die Saat zu beſtellen. In allen Ackerbaudiſtricten iſt die Zeit der Ernte eine Zeit öffentlicher Luſtbarkeiten; in den ſlawiſchen Dörfern rücken die Schnitter unter Muſik aus, voran die Fahne der Gemeinde. Der bei dieſen Völkern ſo häufig hervortretende Geſelligkeitstrieb macht, daß Jedermann ſich freiwillig und ungelohnt dieſem allgemeinen Frohndienſte (Moba genannt) unterwirft. Iſt das Getreide auf dieſe Weiſe in Gemeinſchaft geſchnitten, ſo wird es in die Höfe der Eigenthümer gebracht; dann iſt an dem Reichen die Reihe, von ſeinem Ueberfluſſe ſeinen darbenden Brüdern mitzutheilen, und er thut es gern. Die Armenſteuer, welche wir als eine Neuerung betrachten, iſt im Oriente das älteſte und geachtetſte aller Gebote.

In Serbien beginnt die Ernte am Tage nach Mariä Geburt, Gospoïa dane (am 20. September) in Bulgarien im Juli und in Rumelien im Juni. Die bulgariſchen Erntewagen beſtehen aus einer bloßen Hürde, die auf ein, auf ſehr niedrigen Rädern ruhendes Geſtell geſetzt wird; zuweilen ſind, wie in der Walachei und einigen Gegenden Italiens, jene Räder bloße Holzſcheiben, durch welche die Achſe durchgeht. Ingleichen hat der türkiſch-bulgariſche Pflug die Urform dieſes Werkzeuges, wie ſie noch in Aſien und auf dem Kaukaſus ſich wiederfindet, beibehalten; die Pflugſchaar iſt nämlich nicht vom Schafte — d. h. von einer langen Stange, die an das Joch des Stieres befeſtigt wird — geſondert. Solche Pflüge ritzen allerdings nur den Boden auf; allein das Land, wo die Göttin mit den vielen Brüſten verehrt ward, iſt immer noch ſo fruchtbar, daß es kaum dieſes leichten Auffurchens bedarf. Die ſlawiſch-griechiſche Tenne iſt rund wie ein Circus; an den in der Mitte befindlichen Pfeiler ſpannt man die Pferde, welche im Kreiſe über die ausgebreiteten Garben hinlaufen, und ſie ſo aus-

treten müssen; oder man läßt auch, wie in Macedonien, einen Ochsen langsam eine steinerne Walze über die Tenne ziehen. Beide Weisen finden sich in der Moldau und Walachei wieder.

Die Landwirthschaft wird auf der Halbinsel in derselben Art und Weise, wie zu den Zeiten der jüdischen Patriarchen betrieben. Da der Bauer für große Vorräthe keinen Absatz hat, so fordert er von der Erde nur gerade so viel, als der Localbedarf beträgt; der größte Theil des Bodens liegt brach. In Serbien wird nur ein Achtel des Bodens, selbst mit Einschluß der Wiesen, bebaut. Der Bewohner Schumadiens und Macedoniens brennt oft, um sich die Mühe des Urbarmachens zu ersparen, herrliche Wälder nieder, deren Boden ihm dann einige Jahre hindurch eine reiche Ernte gewährt. Die Serbier, Albanesen und Türken sind die schlechtesten Ackerbauer im ganzen Lande; überall, wo sie die Oberhand haben, sieht man prachtvolle Flächen mit üppigem, wogenden Unkraut überdeckt, so daß sie von fern wie grüne Seeen erscheinen. Zwischen Aïdos und Fakhi, zwischen Jeni-Saghrah und Mengeli in Thracien trifft man solche Grasflächen von mehr als einer Stunde Länge. Indessen zieht sich der bulgarische Ackersmann gleich, einem befruchtenden Gewässer, in diese Bergwüsten, und wohin er dringt, gründet er hinter dem Rücken der Paschas Oasen, die oft an Schönheit den Thälern der Normandie gleich kommen. Die Bewässerung der Felder und Wiesen wird von diesem Volke — das hierin die Griechen zu Lehrmeistern gehabt hat — mit bewundernswerther Kenntniß der Gesetze der Natur betrieben. Die kleinsten Bäche werden benutzt, jede Furche erhält ihren Antheil an der Erfrischung, kein Tropfen Wasser geht verloren. Das Studium dieses Verfahrens würde uns wahrscheinlich zu einem richtigeren Verständnisse jener berühmten chaldäischen Bewässerung des Alterthums anleiten und vielleicht dazu dienen, unsere landwirthschaftlichen Methoden zu vereinfachen.

Die gangbarsten Getreidearten sind Weizen, Hirse, der Sorgo oder Sirok (Buchweizen) und vorzüglich der Kukurutz (der Kalamboki der Griechen oder Mais), den man, wie in Frankreich, in langen, geraden Reihen zieht. Ein Maiskorn bringt dreihundertfältige Frucht, ein Weizenkorn fünfzehnfältige. Die bulgarischen, serbischen- und moldo-walachischen Landleute

leben fast nur von Maismehl, welches in Milch eingerührt wird; sie nennen diesen Brei Mamaliga, und es ist dieß die Polenta der Italiener. Im Sommer wird eine erstaunliche Menge von verschiedenartigen Melonen verzehrt. Griechenland bringt eine besondere Art dieser Fruchtgattung hervor, welche erst gegen Anfang Winters reift, und womit häufig die macedonischen Hütten überzogen sind. Die griechischen Oliven geben außerordentlich viel Oel, so daß man die Gesammtmasse dieser Flüssigkeit, welche ein gewöhnlicher Olivenbaum jährlich liefert, auf 25 bis 30 Pfund anschlagen kann. Candia führte noch unlängst jährlich 20,000 Pfund Oel aus; wollten die Türken der griechischen Natur und Intelligenz freien Spielraum gönnen, diese prachtvolle Insel würde bald ein großer Olivenwald sein. Die Oleaster (wilden Oliven) wachsen dort von selbst auf allen Bergen. Es ist nicht zu verwundern, daß man in Landstrichen, welche mit den schönsten Naturproducten überhäuft sind, die Kartoffel nicht kennt. Der serbische Fürst Miloſch hat, um ihren Anbau einzuführen, ein Gesetz geben müssen, welches jeden Landmann verpflichtet, neben seiner Hütte ein Kartoffelbeet zu bestellen. Dieses Gesetz ist mit dem Sturze des Despoten außer Kraft getreten. Seit einigen Jahren soll der Vladika von Montenegro damit umgehen, seinen Kriegern ebenfalls den Kartoffelbau aufzudringen, allein es steht zu erwarten, daß dieser bei den Griechen-Slawen eine ebenso ungünstige Aufnahme finden werde, als in Spanien und beiden Sicilien. Die Landplage dieser Gegend sind Heuschreckenschwärme, welche zuweilen über ein Gefilde herfallen und dasselbe mit Stumpf und Stiel abfressen. In Bulgarien hat man ungeflügelte grüne Heuschrecken, welche zehnmal so groß sind als die unsrigen; auch giebt es eine andere Art geflügelter Heuschrecken, welche in solchen Massen aus dem Osten herziehen, daß sie im Stande sind, den Himmel zu verdunkeln. Gegen diese Landplage steht die ganze Einwohnerschaft auf und rückt in geschlossenen Gliedern heran, als gälte es, einen feindlichen Einfall abzuwehren.

Die Griechen sind berühmt wegen ihrer trefflichen Pflege der Obstpflanzungen, aus welchen sie wahre Gärten der Armide zu schaffen wissen. Darum dienen auch in ihren bedeutenderen Städten diese Obstgärten zu öffentlichen Spaziergängen, doch

ſind auf manchen Inſeln und an vielen Küſten die Bäume unter der türkiſchen Axt gefallen. Merkwürdig iſt es, daß einige Landſchaften durchaus mit unnutzbaren Waldungen überdeckt, benachbarte Diſtricte dagegen gänzlich von Holz entblößt ſind. So hat der Olymp unermeßliche Urwälder, während einige theſſaliſche Flecken am Fuße deſſelben, wegen des Mangels fahrbarer Verbindungswege, darauf angewieſen ſind, wie in Arabien, mit Dünger zu heizen. Auf anderen albaneſiſchen und griechiſchen Bergen haben die Hirten durch fortwährendes Verbrennen des Baumwuchſes ſogar die Quellen ausgetrocknet.

Die Lieblingscultur der Griechen-Slawen iſt die des Weines, und betrieben ſie dieſelbe nur mit etwas mehr Sorgfalt, ſo würden die Erzeugniſſe ihrer Weinberge ſich bald mit den ausgezeichnetſten Gewächſen meſſen können. Der rothe Wein von Tenedos und der Goldwein von Cypern ſind ſchon berühmt und werden weit und breit ausgeführt. Der weiße Wein von Samos iſt eine Art Lunel, der vom Berge Athos ähnelt den ſpaniſchen Weinen, die der Moldau den burgundiſchen; Ambelakia, Pharſalus, kurz alle Bergabhänge liefern einen lieblichen Liqueurwein. Im Ganzen herrſcht bei den griechiſchen Weinen der Zuckerſtoff zu ſehr vor, wogegen die ſlawiſchen Weinberge in der Herzegowina, Bosnien und Serbien, welche mehr mit dem Winter zu kämpfen haben, minder ſüße, aber deſto geiſtigere Weine hervorbringen, die ſich beſſer halten. Die walachiſchen und moldauiſchen Donauweine endlich ſind wäſſeriger und herber, und darum am wenigſten geſucht. Der Walache hat ein Mittel, ſeine Weine zu verbeſſern: er läßt ſie im Winter gefrieren, und was davon ungefroren in der Tiefe des Faſſes zurückbleibt, iſt der edelſte Wein. Der Smederewski (der weiße Wein von Smederewo) iſt ausgezeichnet. Die Weinpflanzungen von Smederewo (Semendria) ſtammen, laut Ausſage der Serbier, die ſie bebauen, in ununterbrochener Linie von den Reben, welche Kaiſer Probus auf dem dortigen Goldberge pflanzte. Alle dieſe Weine bewahrt man entweder in kleinen länglichen Fäſſern, die auf dem Rücken der Pferde fortgeſchafft werden, oder in getheerten Schläuchen auf. Ein Stareschine (Ortsvorſteher) macht ſich ſelten auf den Weg, ohne einen ſolchen Schlauch mitzunehmen. Die Weinſtöcke erhalten nirgends Pfähle, ſondern

kriechen, wie in Frankreich; nur die wilde, großtraubige Rebe windet sich guirlandenförmig von Baum zu Baum. Jeder Weinberg hat seine Vigla (Wachtposten) im Schutze einer alten Ulme oder eines Felsens, von wo aus der bewaffnete Wächter aufpaßt, daß weder Menschen noch Thiere Schaden anrichten, und dasselbe geschieht auch bei den Maisfeldern. Nach der Weinlese, wie nach der Maisernte, giebt der Eigenthümer seinen Nachbarn ein großes Gastmahl.

Obschon die Halbinsel an Bergproducten ungemein reich ist, so bleiben sie doch unausgebeutet. Die Mehrzahl der bulgarischen, serbischen und vorzüglich walachischen Flüsse führt Gold mit sich, mit dessen Aufsammlung beständig Zigeunerhorden beschäftigt sind. Eisen, Blei, Silber, Gold giebt es in ziemlicher Menge in den slawischen und griechischen Bergen. Einige Schmelzöfen und Eisenwerke sind zu Kratowo in Macedonien und zu Samakowe in Bulgarien angelegt, wo Kanonenkugeln gegossen und Flinten verfertigt werden. Bosnien und Croatien, noch reicher an Erz, werden auch besser ausgebeutet; es giebt Eisenhämmer zu Starimaidan, Kamengrad, Klissura, Egripalanka u. s. w. Was Serbien anlangt, so hat ein sächsischer Mineralog, v. Herder in Freiberg, im Jahre 1835 die dortigen Gebirge durchwandert und daselbst allenthalben Syenit-Porphyr und Serpentin gefunden, sowie auch an vier verschiedenen Stellen Kohlenlager, welche dereinst für die Dampfschifffahrt vortheilhaft sein werden. Bei dem Kloster Studenitza hat man eine Art weißen Marmors entdeckt, der dem parischen gleich geschätzt wird, obschon er mir vor anderen Marmorarten Bulgariens nichts voraus zu haben scheint. Am Pek hat man, zu Saidschar und an anderen Orten, Goldwäschen angelegt. Die beiden Hauptbergwerke Serbiens sind zu Maidan-Pek unter dem Stol und zu Rudnik, wo man Silber, Blei und Eisen findet. In bergmännischer Beziehung stehen die slawischen Gebirge den griechischen weit voran; vielleicht daß die letzteren im Alterthume erschöpft worden sind. Indessen weiß man doch von reichen Blei- und Silberminen des Berges Ida in Troas. Das Land ist gesegnet mit Mineralquellen von den Thermopylen in Livadien bis zu den berühmten Bädern des Herkules, unter Mehadia, an der walachischen Gränze; Albanien, Bosnien und Macedonien

sind hierin besonders bevorzugt; die Schwefelquellen von Bania (d. h. Baden), an der Morawitza, ziehen bereits die Engländer herbei, und die von Toplitza, bei Nisch in Serbien, dürfte einst Töplitz den Rang streitig machen. Es giebt Salzseeen zu Kavak, am Busen von Saros (am ägeischen Meere) und zu Anchiala, am schwarzen Meere; deßgleichen in Albanien, zu Bastowa bei Aulona und zu Paliuri bei Arta. Zu Tusla, in Bosnien, sind zwei Salzquellen. Gleichwohl reicht der Ertrag dieser verschiedenen Salzwerke nicht aus für den Bedarf des Landes, und man kann sagen, daß alle jene Landschaften in dieser Beziehung gänzlich von der Walachei abhängen, welche von allen Ländern Europas am reichsten an Bergsalz ist; das der kleinen Walachei ist Steinsalz, welches wie Stein gehauen und in großen Würfeln zum Verkauf ausgeboten wird.

V.

Künste, Gewerbe und Handel der Slawen der Türkei.

Wenden wir uns von den Naturerzeugnissen zu denen des Gewerbfleißes, so gerathen wir aus dem üppigsten Reichthum mitten in die äußerste Dürftigkeit. Kaum finden sich noch Spuren von jenem alten byzantinischen und arabischen Luxus, der die Bewunderung der Kreuzfahrer erregte. Die Gewerbe werden in alterthümlicher Weise betrieben: wie es Hirten- und Schnitterstämme giebt, so giebt es auch Stämme, die aus lauter Maurern, Juwelieren, Brunnenmeistern oder Teppichfabrikanten bestehen. Leichte Bijouterieen werden vorzüglich von den Zinzaren des Pindus, den Genfern des Türkenreiches, gefertigt. Unsere Pendeluhren sind dort noch unbekannt: Wasser- oder Sanduhren versehen den Dienst, wie zur Zeit Alexander's; dergleichen trifft man zu Konstantinopel in allen Wachtstuben; dagegen trägt aber selbst der ärmste Muselmann eine Taschenuhr bei sich, deren er bedarf, um genau die Stunden der täglichen fünf Gebete zu wissen. Die schönen türkischen Teppiche, mit ihren reichen und manchfachen Mustern, werden in Europa nur zu Jarkoi und zu Berkofdscha in Bulgarien gefertigt. Zu Jarkoi widmet sich die ganze Einwohnerschaft ausschließlich diesem Gewerbszweige; man sieht dort junge Mädchen in langen Reihen,

über ihre Arbeit gebeugt, unter den Schirmdächern und äußeren Vorhallen ihrer Hütten sitzen; sie arbeiten vom Morgen bis zum Abend und verdienen nur fünf Franken monatlich, selbst nachdem ihr Lohn, im Vergleich zu der früheren Taxe, erhöht worden ist. Die Stickereien, mit denen die Kleider der Griechen-Slawen gemeiniglich bedeckt sind, werden allenthalben im häuslichen Kreise verfertigt; als die geschicktesten Stickerinnen aber sind im ganzen Morgenlande die Griechinnen anerkannt. Waffen werden zwar gleichfalls überall gefertigt, doch sind die bosnischen Waffenschmiede von Travnik und Mostar vorzugsweise berühmt wegen ihrer damascirten Säbel. Der Napoleonische Ingenieur-Offizier Pertuissier*) erkennt den europäischen Fabrikanten hinsichtlich der Feuergewehre den Preis zu, räumt jedoch ein, daß die Orientalen in Bereitung blanker Waffen unübertroffen sind. Ebenso sind auch die türkischen Sättel immer noch die beßten von der Welt. Sattler giebt es in großer Zahl, ingleichen auch Schuhmacher; der Opanke oder Hypodema, der slawisch-griechische Stiefel, ist der kostbarste Theil des Helden- oder Palikarenanzuges. Wagner sind dagegen selten; denn nur die Weiber der Paschas bedienen sich der Arrabas oder türkischen Kutschen, und das Fuhrwerk des Landmannes, welches er sich selbst verfertigt, ist immer noch die altgriechische Hamaris, mit niedrigen, mehrentheils vollen Rädern. Windmühlen trifft man nur an den griechischen Küsten und auf den Inseln. Die Ortschaften des Binnenlandes bedienen sich, um ihr Getreide zu mahlen, noch der Handmühle, welche ganz wie die der Alten gebaut ist. Indessen giebt es auch an den meisten Nebenflüssen der Donau Wassermühlen.

Was die Künste und Wissenschaften betrifft, welche so lange Zeit in Byzanz blühten, so werden sie von den Griechen-Slawen nicht einmal mehr in der Erinnerung bewahrt. Die Medicin wird nur von Zauberinnen und die Chirurgie nur von Barbieren ausgeübt; das Rasirmesser ist ihr einziges Instrument: es dient ihnen zur Beschneidung, zum Aderlaß, wie zu Amputationen; Geburtshelfer fehlen; die Natur macht sie in den meisten Fällen unnöthig. Hinsichtlich der Verwundungen durch

*) Promenades dans Constantinople.

Waffen bezeugen die Aerzte, welche in jenen Gegenden gelebt haben, daß der serbische und albanische Landmann ganz besondere, sehr wirksame Mittel zu ihrer Heilung besitzt. Gewiß wäre es nicht unnütz, wenn unsere Feldscherer sich das, was das althergebrachte Heilverfahren der Kriegervölker Gutes hat, aneignen wollten. Wechselfieber und Ruhr sind fast die einzigen Krankheiten, und die, welche davon befallen werden, lassen sich von ihrem Popen einige Gebete herplappern und trinken tüchtig klares Wasser. Im Orient ist die Wasserkur ein uralter Gebrauch. Die Slawen sind zu ihrem Unglück sehr geneigt, anstatt des Wassers hitzige Getränke zu gebrauchen, wodurch das Wechselfieber in gelbes Fieber umschlägt. Der gänzliche Mangel verständiger Hülfe verursacht, daß die schwachen Kinder in zartem Alter sterben; nur die, welche eine kräftige Natur haben, bleiben am Leben, und ihre angeborene Lebenskraft wird noch erhöht durch die Mäßigkeit, welche diese Menschen insgemein bei jeglichem Sinnengenusse beweisen. Wird auf diese Weise die Volkszahl verringert, so ist wenigstens das Land frei von den Haufen von Schwächlingen und Krüppeln, die in Europa einen so traurigen Anblick gewähren. Der Orient hat, was auch die Journale reden mögen, fast durchgängig eine kräftige Bevölkerung.

Die slawischen Städte sind noch, nach Art der Urstädte, aus drei verschiedenen Theilen zusammengesetzt: dem Grad oder der Festung, welche den ganz abgesonderten oberen Stadttheil bildet; dem Varosch oder der Unterstadt, dem Gewerbs- und Handelsviertel, welches meist einen Wallgraben, eine mit Zinnen und Schießscharten versehene Brustwehr und Thore hat, die bei Nacht geschlossen werden; endlich der Palanka, dem dritten Stadtkreise, der den Varosch umgiebt und die von der niederen Volksclasse bewohnten Vorstädte in sich schließt. Dieser äußere Stadttheil wird nur durch einen einfachen, mit Palissaden aus senkrecht eingerammten Baumstämmen versehenen Wall geschützt. Diese drei Umkreise machen im Orient eine vollständige Stadt aus, doch giebt es auch Städte, welche nur Grad oder Festung, andere, die nur Varosch, d. h. unbefestigte Handelsstädte, sind, und endlich auch bloße Palanken oder verpalissadirte Städtchen. Außerhalb jeder bedeutenden Stadt befindet sich nach altem Herkommen ein weiter öder Raum, ausschließlich zu Gräbern be-

stimmt, deren lange, am Rande der Fußsteige hinlaufende Reihen die Stadt der Schatten oder der Ahnen vorstellen. Die bildenden Künste sind zum Range mechanischer Fertigkeiten herabgesunken. Die morgenländische Kirche, so gut als der Islam, verdammt die Bildhauerei; kaum daß sie gestattet, die Grabmäler mit einigen Arabesken zu zieren. Die Malerei allein dient zum Schmucke der Paläste wie der Tempel beider Religionen; aber sie ist an priesterliche Vorschriften gebunden, an verderbte Muster, die sie sclavisch nachbilden muß. Die Baukunst hat freien Spielraum, indessen wenden die Griechen-Slawen, gleich den alten Hellenen, stets nur bei öffentlichen Gebäuden und Bauwerken Steine an. Unter diesen Bauten zeichnet sich eine große Anzahl von Brücken aus, die mehrentheils aus der vortürkischen Zeit stammen, und slawischen oder griechischen Ursprungs sind. Die längste von allen, die von Silistria, zählt 52 Bogen; die zu Larissa über die Salambria hat deren 12; die zu Mustapha-Pascha über die Maritza hat 19. Besonders wird die von Mostar bewundert, welcher die Stadt den Namen verdankt *), und deren einziger Bogen 50 Ellen weit über die Narenta gespannt ist. Maltebrun behauptet mit Unrecht, daß sie von einem Tischler des Ortes gebaut worden sei, nachdem die türkischen Baumeister an der Ausführung verzweifelt hätten; vielmehr ist sie ein uraltes griechisches Werk. Auch einige neuere schöne hölzerne Brücken verdienen genannt zu werden: so die zu Salonik über den Vardar, von 300 Fuß Länge, die zu Philippopel über die Maritza und die zu Adrianopel über die Arda.

Die Paläste, die des Sultans selbst nicht ausgenommen, kommen nicht im Entferntesten an Pracht denen der kleinsten europäischen Herrscher gleich. Der Morgenländer, selbst wenn er den ersten Rang im Staate einnimmt, verschmäht den Luxus an seiner Privatwohnung; alle Kostbarkeiten werden zum Schmucke der Tempel verwendet; darum können auch manche Moscheeen sich hinsichtlich ihrer Pracht mit unseren ersten Kathedralen messen und stehen, was ihre Einkünfte anlangt, unseren Kirchen voran. Unter den christlichen Klöstern sind, in Betracht ihrer Bauart,

*) Das slawische Wort Most bezeichnet eine Brücke.

am merkwürdigsten die des Berges Athos in Macedonien; das zu Rilo in Bulgarien, so unbekannt es ist, kann gleichwohl mit den herrlichsten römisch-katholischen Klöstern wetteifern.

Die Privathäuser bestehen, selbst in Städten, aus einem Gebälk, dessen Zwischenräume durch schwache Wände von Thon und Kalk ausgefüllt sind. Ein solches Haus von sieben bis acht Zimmern ist auf dem Lande für 100 bis 200 Franken feil. Diese griechisch-slawischen Gebäude, welche man auch bei den Mongolen und Tataren wiederfindet, steigen erstaunlich rasch empor, und es ist begreiflich, daß es dem Volke keine große Ueberwindung kostet, sie zum Opfer zu bringen, wie z. B. bei'm Brande von Moskau. Zu Adrianopel brannten im Jahre 1837 2000 Hütten nieder, und zwei Monate darauf waren sie wieder aufgebaut; zu Bitoglia ward eine gleiche Anzahl Häuser, welche 1836 abbrannte, im Laufe des folgenden Jahres vollständig hergestellt. Die wichtigsten Denkmale der orientalischen Städte sind, nächst den Tempeln, die Brunnen, deren es selbst in Dörfern sehr schöne giebt. Die Brunnenmeister, su-teratzi, bilden eine Körperschaft, die fast ausschließlich aus Albanesen des nordwestlich von Janina gelegenen Districts Drinopolis besteht, und diese treiben ihr Gewerbe, das vom Vater auf den Sohn forterbt, im ganzen Reiche. Diese Zunft besitzt in der That eine große Geschicklichkeit in der Kunst, mit wenig Kosten das Wasser aus den größten Entfernungen herzuleiten; sie ersetzt in der Regel den schwebenden Aquäduct durch unterirdische Leitungen, und um dem Wasser seine in den Thälern verloren gegangene Steigungskraft wiederzugeben, baut sie hydraulische Pyramiden, Taksim genannt, dergleichen man auf der ganzen Halbinsel antrifft.

In Folge der osmanischen Sorglosigkeit befinden sich die Flüsse in bedauernswerthem Zustande; Sandbänke, Dämme von Baumstämmen, welche der Sturm zusammengehäuft hat, sperren sie aller Orten und Enden, und doch würde es gar nicht schwierig sein, die meisten dieser Wasserstraßen für leichte Dampfboote fahrbar zu machen und so das innere Festland mit dem Meere in Verbindung zu setzen. Heutzutage können die Flüsse der Halbinsel nicht einmal gewöhnliche Boote tragen, nur Flöße zeigen sich auf denselben und der Kaik (das Monoxylon der Alten), ein Kahn, welcher aus einem einzigen ausgehöhlten Baum-

stamme gefertigt ist und drei bis höchstens vier Personen faßt, die sich zusammenkauern müssen, da der Kaik bei der geringsten falschen Bewegung umschlägt. Die Straßen sind eben nicht besser im Stande, oder vielmehr ganz unwegsam. Hier und da trifft man in den Landschaften einzelne Stücke gepflasterter Wege, welche nach einer bis zwei Stunden sich unter Rasen und Gestrüpp verlieren. Diese verwilderten Wege sind übrigens bloße Fußsteige (auf Griechisch Monopatia), d. h. auf einen Reiter eingerichtet, und der Reisende ist zu beklagen, der gezwungen ist, eine solche Straße, wo spitzige Steine mit tiefen Löchern abwechseln, einzuschlagen.

Wahrlich, hier hat man den besten Beweis von der erstaunlichen Sicherheit des Fußes der slawisch-griechischen Pferde, welche tastend ihre mit vollen geschweiften Eisen beschlagenen Hufe ausstrecken, ungefähr wie die Katzen, denen unartige Kinder Nußschalen unter die Pfoten geklebt haben. Nichts gleicht indessen den Scalas oder Stiegen, welche, mehr in den Felsen gekratzt als gehauen, an Abgründen hin über die Berge führen. Sogenannte Dromoi oder Fahrstraßen sind nicht mehr vorhanden. Sultan Mahmud hatte eine solche zur Zeit seiner Reise nach Bulgarien von Stambul bis nach Schumla anlegen lassen. Dieselbe war nach russischer Art gebaut und mit Wegsäulen versehen, gleich denen, welche die Werste anzeigen; sie ist aber nicht unterhalten und somit unbrauchbar geworden. Bei einem solchen Straßenbauwesen ist begreiflicher Weise kein Großhandel möglich. Jede Provinz muß fast allein die Erzeugnisse ihres Bodens aufzehren, wovon die Folge ist, daß die Lebensmittel unglaublich niedrig im Preise stehen. Das Vieh ist auch nicht höher im Werthe: das Pfund Fleisch gilt 8 bis 12 Centimen, das Pfund Wein (denn er wird gewogen) einen Sou, ein ganzer Schöps 2 Franken. Eine Kuh kostet 20 bis 30 Franken, ein Ochse 50, ein gutes serbisches oder bulgarisches Pferd 80 bis 140 Franken. In Macedonien und Rumelien ist es theurer; die Kosten seines täglichen Unterhaltes betragen 15 bis 18 Sous, in Konstantinopel*) 25 Sous. Der Zentner Getreide kostet in

*) Eine Ochsenhaut kostet in den Provinzen 7 bis 9 Franken, ein Lammfell 1 Frank, ein Pfund Honig 40 bis 50 Centimen. Die Schweine,

Bulgarien 2 bis 3, in Serbien 5, in der Herzegowina 7 Franken. In Stambul hält der Staat, um stets billige Brotpreise zu erzielen, Getreideböden, von denen die Bäcker ausschließlich ihren Bedarf nehmen müssen. Die Landleute Thraciens sind gezwungen, in diese Anstalten ihre Körner nach einer Taxe zu liefern, die oft nicht einmal den Marktpreis erreicht. Diese zur Vorsorge angelegten Schuttböden, welche seit undenklichen Zeiten im Orient bestehen, würden gewiß eine wohlthätige Einrichtung sein, wenn sie ihren Zweck nicht überschritten und das Vermögen des Volkes verscharrten, anstatt ihm eine gleichmäßige Entwickelung zu sichern. Die Provinzen haben ebenfalls öffentliche Magazine, wohin der Landmann, wie in Ungarn, seinen Zehnten oder die dem Staate zu entrichtenden Naturalabgaben einliefert. Die griechisch-slawischen Familien bewahren häufig ihr Getreide in Höhlen oder Gruben auf, welche mit Stroh ausgefüttert werden und an jene Silos (Kornkeller) Aegyptens erinnern, worin die Körner sich Jahrhunderte lang halten.

Die Wochenmärkte werden nicht, wie im Abendlande, Sonnabends gehalten, sondern Sonntags früh, welchen Tag der Landmann dazu benutzt, um seine Producte in die Stadt zu bringen, indem er dann ohnehin bei seinem Oberherrn oder Vladika dem Gottesdienste beiwohnt. Jeder Einwohner versieht sich dann, wie in Rußland, für die ganze Woche mit Lebensmitteln. Die Franken der levantischen Großstädte behaupten, es gebe keine Jahrmärkte im Inneren der Türkei; es giebt deren aber im Gegentheil sehr bedeutende. Diese seßhaften Völker versehen sich in der That von einer Jahreszeit zur anderen mit Allem, was sie bedürfen. Zu Prilipe in dem slawischen Macedonien,

womit Serbien so bedeutenden Handel treibt, kosten gemästet 7 bis 15 Franken und wiegen 150 bis 200 Pfund. In Ungarn werden sie mit 50 bis 60 Franken und zu Wien mit 75 Franken bezahlt. Was dort von jenen Schweinen nicht verkauft wird, geht an der Donau aufwärts nach Baiern, dann weiter in's Elsaß und kommt von da bis nach Paris. Aber während die österreichische Mauth zu Semlin von jedem dieser Thiere nur 3 Fr. 35 Cent. erhebt, damit die österreichischen Städte sich reichlich damit versorgen können, legt die französische Douane zu Straßburg auf dieselben den ungeheueren Eingangszoll von 13 Fr. 20 Cent., wodurch nothwendig Paris außer Stand gesetzt wird, sich mit slawischem Vieh in größerer Menge zu versehen.

zu Eskidschuma in Bulgarien und zu Usundschaova werden Märkte gehalten, auf denen man zuweilen 100,000 Menschen beisammen sieht. Die Kaufverschreibungen werden von einer Art von Notaren — mehrentheils Griechen — abgefaßt, welche man in allen Bazaren antrifft, im Hintergrunde ihrer kleinen Buden auf den Knieen schreibend oder herumgehend, ein messingenes Tintenfaß am Gürtel und mit einem Futteral versehen, worin der Kalem (eine Rohrfeder) nebst dem Kalemtrach (Federmesser) sich befinden. Die, welche eine oder zwei von den sieben türkischen Schriften, unter denen die oberste, die des Divan, die amtliche Schrift ist, zu enträthseln verstehen, gelten schon für Effendis (Standespersonen). Die Zahlungen erfolgen, selbst bei den Türken, in der im oströmischen Reiche festgesetzten Frist vom St.-Georg- bis zum St.-Demetrius-Tage (vom 5. Mai bis zum 23. October). Zum Beweis für den gänzlichen Mangel an Credit genügt die Bemerkung, daß der Durchschnittssatz der Geldinteressen in der Türkei, und selbst in Serbien, 20 von 100 ist; in Albanien werden Anleihen zu 48 von 100 gemacht; auf Hypothek leiht man zu 12 bis 24 von 100.

VI.

Malerische Ansichten der slawischen Gegenden, — Scenen aus dem häuslichen Leben.

Um das häusliche Leben der Griechen-Slawen kennen zu lernen, muß man die großen Städte und Heerstraßen verlassen und in den Tiefen ihrer Schluchten und ihrer wilden Thäler die den Urstitten treu gebliebenen Stämme aufsuchen. Dort zeigt sich in der ganzen Einfalt seiner Tugenden und Fehler der kräftige arbeitsame Bulgare, der mehr Herz als Geist besitzt, der faule, aber zugleich poetische und kriegerische Serbier, der schlichte und halsstarrige Bosniake, der Montenegriner, ein Freigeist in seinem Dorfe, ein listiger Fuchs im Gefechte, aber großmüthig als Sieger, der schlaue und unbändige Albanese, der sanfte, geistvolle Walache, der Grieche, sparsam und prachtliebend zugleich, begeistert und doch vernünftig, abenteuerlich und wieder gesetzt. Zu einem solchen Reiseunternehmen gehört aber mehr als gewöhnlicher Touristenwitz. Man muß auf alle Ent-

behrungen gefaßt sein, unter freiem Himmel zu übernachten, von bloßen Früchten sich zu nähren wie ein Einsiedler und sein Leben, trotz einem Soldaten, auf's Spiel zu setzen. Wer den Muth hat, sich den Wechselfällen eines solchen Ausfluges nach den Raubnestern der Klephten auszusetzen, der versieht sich mit Mundvorrath und nimmt einen Führer an; auch ein kleiner Compaß, um sich nöthigenfalls orientiren zu können, ist keineswegs entbehrlich. Man hüte sich, glänzende Waffen mitzunehmen, und begnüge sich mit einer unscheinbaren Flinte, eben solchen Pistolen und einem schlichten Dolche. Einen dergestalt bewaffneten Reisenden lassen die Räuber durch, indem sie ihm Glück auf den Weg (dobra stretja) wünschen; vielleicht laden sie ihn sogar ein, unter dem Felsen ihr Mahl zu theilen. Eben so wenig darf man, was Reisende in Asien zu thun pflegen, den Turban und das Kleid der Osmanlis tragen; denn hier ist der Türke nicht mehr zu Hause, er hat nur sein Lager hier aufgeschlagen. Demnach muß man, um sich bei Allen in Achtung zu setzen, die prächtige griechische Tracht annehmen oder die fränkische Kleidung beibehalten. Da man sich selbst mit einem Führer leicht verirren kann, so darf man nicht ermangeln, sich mit Landkarten zu versehen; die besten sind die von Trommelin und Lapie, welche auf 16 Blättern die ganze europäische Türkei enthalten.

Man reitet auf mageren, kleinen slawisch-tatarischen Pferden, welche ganz Athem zu sein scheinen und wie der Wind fliegen. Kaum hat der Reiter einen Fuß im Steigbügel, als er schon im Galopp davonsprengt. Gehen wohl unsere herrlichen Dampfwagen auf den Eisenschienen eben so schnell? Ich weiß nicht; sicher aber gewähren sie den des Stubenhockens Ueberdrüssigen weniger Genuß, als ein solcher dahinsprengender Reisezug. Anstatt Landstraßen findet man kaum Fußsteige; wo aber — was gar nicht selten ist — eine Brücke mangelt, braucht der Reisende nur sein Roß in den Strom zu spornen, unbekümmert, wie tief er sei, und es wird ihn treulich an's jenseitige Ufer bringen, gleichviel ob watend oder schwimmend. Wer einmal vier bis fünf Tage ausgehalten hat, der wird immer mehr für diese Reiseart eingenommen werden; bald lernt er den Reiz des Nomadenlebens begreifen, er versteht den Orient, das Land

der Pilger und der Weisen, wo der Mensch sein Haus nur als ein Zelt, sein Leben nur als einen vorübergehenden Aufenthalt betrachtet, für welchen es nicht der Mühe lohnt, sich mit so viel Hausgeräth und so vielerlei Dingen einzurichten, die uns Europäern zur Bequemlichkeit nothwendig erscheinen. Abends sucht man einen malerischen Punct, einen Hügel, eine Platane an einer Quelle, um sich da zu lagern; der Stab mit vergoldetem Knopfe wird in die Erde gestoßen und das Zelttuch, das den Wanderer schirmen soll, davon abgerollt. Man ruht an dem Mutterbusen jener alten Erde, welcher unseren ersten Ahnen Nahrung gab und sie auch unseren letzten Sprößlingen gewähren wird. Ein Teppich schützt vor der Feuchtigkeit des Bodens, ohne die balsamische Wirkung aufzuheben, welche die Berührung des blumigen Rasens hervorbringt. Im Munde den Tschibuk, neben sich den Krug mit griechischem Weine, sieht man die Sonne niedergehen, und bei völliger Ruhe, welche dann auch über die ganze Natur verbreitet ist, erwartet man die Abendmahlzeit. Ihr seid in der Wüste und doch wieder auf der großen Weltstraße; jeder Bruder, d. h. jeder Mensch, der vorüberwandelt, hält an oder spendet Dir die Temena, jenen herrlichen orientalischen Gruß, welcher darin besteht, daß man die Hand auf's Herz und dann, sich zurückbeugend, an die Stirn legt, als wollte man sagen: „Freund, mein Herz ist Dir ergeben, und mein Geist erhebt Dich zum Himmel.“ Seid Ihr gerade bei der Mahlzeit, so ladet oftmals der Vorübergehende sich selbst ein und nimmt an Eurem Rasentische Platz; geht Ihr aber vorüber, so ruft man Euch an, holt Euch, Ihr müßt durchaus das Mahl theilen mit Euren unbekannten Brüdern, Hirten oder Kaufleuten, arm oder reich, gleichviel, sie sind Eures Gleichen, und es ist so natürlich, daß Brüder das Ihrige mit einander theilen.

Bricht die Nacht herein, so rücken Europäer und Griechen-Slawen um den Stegreifherd zusammen, und die Unterhaltung wird oft in vier- bis fünferlei Sprachen geführt. Ist die Gegend von Schakals und Ebern unsauber, so befestigt man, anstatt sein Zelt aufzuschlagen, seine Hängematte mit Stricken an den Bäumen, ein ausgespannter Teppich dient als Schutzdach gegen Thau, und so kann man sich unbesorgt dem Schlafe überlassen. In den Ebenen zwischen Konstantinopel und dem Tau-

nis, oder dem europäischen Balkan sind selbst diese Vorsichtsmaßregeln unnütz, denn das Klima ist dort außerordentlich mild, und die wilden Thiere wagen sich nur selten in diese weiten kahlen Steppen.

In der Frühe erhebt sich die Sonne ohne Morgenröthe und übergießt rasch die Erde mit ihren Strahlen. Ein leiser Ruf des Führers lockt Eure kleinen arabischen und slawischen Pferde mit den großen hervorstehenden Augen und der vorspringenden scharfen Stirn. Ihr brecht auf, und wenn es sein muß, geht Euer Thier bis zum Abend, ohne zu straucheln, und gönnt sich keine Rast, selbst nicht zum Saufen. Von Strecke zu Strecke stößt man auf ein türkisches Grab mit seinen beiden aufgerichteten Säulen, welche man in der Dämmerung für zwei Rajas halten könnte, die mit einander plaudern. Unter diesen Säulen giebt es sehr schöne, und sogar antike von weißem Marmor; fast immer sind sie geneigt, und wer weiß, ob nicht die alten Imans hierdurch den Fall des Kriegers, der in den Schooß der Erde zurücksinkt, andeuten wollten? Diese Grabmäler wechseln an den Straßen mit Brunnen ab. Oft sind diese letzteren mit einem ausgehöhlten Baumstamme bedeckt, oder mit einem großen durchbohrten Steine, der auf die Mündung der Brunnens gelegt wird. Unter diesen Steinen giebt es zuweilen zierliche Capitäler, ähnlich denen, welche die freundlichen Fontainen der ausgegrabenen Straßen von Pompeji schmücken. Ueber diesen Brunnen haben die sorgsamen Griechen und Bulgaren der Wüste zur Bequemlichkeit für ihre Caravanen einen Schwebebalken mit einem Eimer angebracht.

So traurig und öde die Fläche, so frisch und freundlich sind die Dörfer. Seht diese griechisch-slawischen Muselmänner Bosniens, Macedoniens und Albaniens: Stille herrscht in den einsamen Straßen, aber dieses Buschwerk, welches fast jedes Haus umgiebt, ja verbirgt, diese Bäume, welche ihre fruchtbeladenen Aeste um Fenster und Thüren schlingen, jenes Wässerlein, welches, unter hohem Grase versteckt, dahinrieselt nach der Hütte, die das Familienbad enthält, dieß Alles zusammen genommen trägt den Stempel der Unschuld, Ruhe und Reinheit, welche uns in die Tage der Patriarchen zurückversetzen. Kommt man in ein christliches Dorf, z. B. in einen bulgarischen Celo, so bemerkt man

da nicht solche üppige Vegetation, weil der Bulgare das Land weit und breit bebaut und daher nicht so viel Sorgfalt auf die Umgebung seiner Wohnung wenden kann; und dann ist er Raja, vermeidet also ängstlich den Schein des Reichthums und gräbt seine aus Astwerk gebildete Hütte in die Erde ein. Aber warten wir den Abend ab! Sobald die Nacht hereinbricht, sieht man von allen benachbarten Bergen die Hirtinnen und Kinder herabsteigen und ihre zahllosen Heerden aus der Wüste heimtreiben. Mit ihren fröhlichen Liedern vermischt sich das Blöken der Schafe, das Meckern der Ziegen, das Brüllen der großen Büffel und der Klang der Glocken der Mutterkühe. Jede Baba (bulgarische Hausfrau) läßt, in der Hofthür sich aufstellend, das Vieh an sich vorübergehen, zählt es und schickt sich darauf zum Melken an. Nun enthüllt sich der ganze ländliche Zauber des Balkans.

Im Orient, wo der Gast als ein geheiligtes Wesen angesehen wird, ist die Gastfreiheit der Bulgaren zum Sprüchwort geworden und kann nur mit der Philoxenia der Griechen verglichen werden. Dank dieser Gastfreundschaft werden die unbesuchtesten Winkel des Reiches für den Reisenden zugänglich. In Serbien ist dasselbe der Fall; sobald der erste Argwohn geschwunden ist, den natürlich die Ankunft eines Unbekannten bei Menschen erregt, die lange Zeit Sclaven gewesen sind, sobald sie versichert sind, daß man in keiner bösen Absicht kommt, widmen sie sich ganz dem Fremden. Der Serbier bietet seinem Gaste den Ehrenplatz am Herde und holt sich Rath bei ihm über die Gesetzgebung im Staate, wie über die Einrichtungen in seiner Familie. In allen Hütten, wo der Fremde eintritt, kommen die Kinder ihm freundlich entgegen, anstatt sich zu verstecken wie die Kinder der Türken. Besucht er einen reichen Bürger, so stellt sich ihm sogleich die Hausfrau vor, um ihm die Hand zu küssen, und er kann dieser leidigen orientalischen Höflichkeit nicht anders entgehen, als wenn er die Hand emporhebt und sie nach griechischer Sitte auf's Herz legt. Eingeführt in das Prunkzimmer, welches zugleich als Schlafgemach dient, schreitet er, ohne, wie die Türken es thun müssen, seine Schuhe auf der Schwelle stehen zu lassen, als freier Franke über die schönen rothen Teppiche und nimmt dem Knees oder Häuptling gegenüber auf Sammetkissen Platz.

Der Städter übt die Gastfreiheit eben so bereitwillig als der Bergbewohner. Oft holt er den Franken, um ihn zu beherbergen, aus dem Hane (Gasthaus), welches man gern verläßt, indem Alles, was der Reisende dort haben kann, sich auf eine leere Stube für ihn selbst und einen Platz im Stalle für sein Pferd beschränkt; man muß in die Mehana (Restauration) speisen gehen. Ist es Winter, so hat man, in einer Stube ohne Fensterscheiben, nichts, um sich vor Kälte zu schützen, als einen Mangal eine Kohlenpfanne, bei welcher unaufhörlich nachgelegt werden muß. Froh, ein solches Lager verlassen zu können, folgt Ihr Eurem Wirthe, für dessen Familie Euer Eintritt in ihre Behausung ein wahres Fest ist. An solch einem Tage herrscht eine wahre Rührigkeit in diesem sonst so einförmigen Hauswesen. Um Euch eine Ehre anzuthun, ladet Euer Wirth alle seine Nachbarn ein. Der Hausherr, der sonst immer allein speist, da die Familie ihn zu sehr achtet, als daß sie wagen sollte, sein Mahl zu theilen, dieser Erzpriester des Hausaltares läßt sich bei einer solchen Gelegenheit herab, an der gemeinsamen Tafel zu speisen. Zunächst macht der Raki (ein aus wilden Pflaumen oder Kirschen bereiteter Branntwein) die Runde, und zwar bei dem armen Bulgaren in einem plumpen Becher, bei dem Albanesen aber, bei dem Griechen und dem slawischen Macedonier in einem schönen alterthümlichen, oft vergoldeten Pokal, woraus schon seine Vorfahren tranken. Von dem Hausvater, der ihn zuerst leert, wird er den Tischgenossen überreicht und geht so im Kreise herum. Man ißt aus einer Schüssel, aber mit weit mehr Reinlichkeit, als ein Franke es für möglich halten möchte. Nach vollendetem Mahle beginnen die Trinksprüche, denn der Morgenländer trinkt nur vor und nach seiner Mahlzeit und lacht uns aus, wenn er uns zwischen dem Essen trinken sieht. Wenn die Trinkopfer sich sehr in die Länge ziehen, so rührt dieß daher, daß der Grieche und der Slawe das Gespräch lieben, und der Wein dasselbe belebt. Der Aelteste der Familie erhebt sich endlich von der Tafel mit den Worten: „Wir haben uns ehrsam gesetzt und stehen in allen Ehren wieder auf.“ Man geht aus dem Saale (Hoda) auf den Tschardak (eine Art Belvedere), wo alsbald Kaffee und Pfeifen präsentirt werden. Gleich wie man im Orient aus einem Becher trinkt, so raucht man auch zum Zeichen der Ehrerbiet-

ung aus einem Tschibuk, den man von Hand zu Hand gehen läßt. Gleich nach Sonnenuntergang wird der Fremde in das für ihn bestimmte Gemach geführt, und auf der Schwelle seiner Kammer wachen die Kinder, besonders die jungen Mädchen, gleich schweigsamen Engeln, einander ablösend, die ganze Nacht hindurch, um das Feuer zu unterhalten und den Schlummer ihres Gastes zu bewachen.

Ein anderes Mal findet der Reisende, anstatt einer solchen Aufnahme, am Ziele seines Tagemarsches nur ein verlassenes, verfallenes Hane, wo er, mit seinem Führer allein, sein armseliges Bett zurecht macht und von seinem mitgenommenen Vorrathe speist. Dieser Fall kehrt häufig wieder in Rumelien, Bosnien und gegen die Niederdonau zu, wo die Russen Alles verwüstet haben. Oft aber trifft er auch in diesem verlassenen Hane eine Schaar Palikaren, und dann weckt die Ankunft eines ächten Franken unter ihnen eine Fröhlichkeit, ein poetisches Feuer, worin der ganze Neu-Hellenismus sich offenbart. Bald führen sie Charaktertänze und mimische Darstellungen aus, wie sie Europa nicht mehr kennt, bald erzählen sie aus den früheren Zeiten der Stadt, d. h. von Stambul, eine Sage, welche an Bilderreichthum den wundersamen Erzählungen Asiens gleichkommt, oder sie gefallen sich in Leibesübungen, worin ihre staunenswerthe Gewandtheit sich zeigt, und man alle von Homer beschriebenen Spiele wiedererkennt. Dann, unter Begleitung der Laute ihrer barbarischen Brüder — wie Einige noch immer die Slawen nennen — d. h. der Gusla, besingen sie ihre neuesten Kämpfe. Während tiefe Stille unter den um das Feuer versammelten Horchern herrscht, kreist, mit rothem Traubensafte gefüllt, die ungeheuere Tschuttura, eine aus Holz geschnitzte Flasche, deren Stöpsel, gleichfalls von Holz, die Mündung so fest verschließt, daß man versucht ist zu glauben, es sei Beides aus einem Stücke. Nach und nach wird Alles lebendig, die Zurückhaltung weicht der Hingebung, und dann offenbart sich der scharfe, ewige Gegensatz zwischen Morgen- und Abendland. Der griechisch-slawische Raja besitzt mehr Scharfblick, er übersieht vermöge seines Verstandes einen weiteren Schauplatz als unsere abendländischen Bauern; daher die vielerlei Fragen in Betreff der Begebenheiten und Einrichtungen des gebildeten Europas,

mit denen er die erstaunten Reisenden überhäuft, und die mehr oder minder schalkhaften Bemerkungen, die er im Stillen zu jeder ihrer Antworten macht. Der Orientale bewundert an dem Frankistan sein Wissen und seine gefürchtete Mannszucht, aber er hält ihn für gottlos, neuerungssüchtig und giebt ihm Mangel an Achtung gegen Sitte und gegen das Alter schuld. Unsere Tracht belächelt er, unsere flüchtigen Begrüßungen erscheinen ihm würdelos, unsere weibischen Tänze empören ihn, unsere Galanterie nimmt er für Schändung an; die Bildnisse, die Instrumentalmusik machen in seinen Augen unsere Kirchen zu Götzentempeln; unsere Theater betrachtet er als eine Verhöhnung des Schöpfers. Unsere Art und Weise die Dienstboten zu behandeln nennt er Tyrannei und kann die manchfaltigen Abstufungen unseres gesellschaftlichen Zustandes nicht begreifen. In der That sind in diesem Lande, wo der gemeinste Raja und der Häuptling auf gleichem Fuße mit einander verkehren, die armen Leute keinen solchen Demüthigungen ausgesetzt wie bei uns, und die arbeitende Classe kann keine solchen Kränkungen ihres Selbstgefühls erfahren, welche bei unseren Arbeitern der Luxus und das geringschätzige Wesen des Bürgerstandes und der Aristokratie verursacht. In der Türkei sind die Diener nichts Anderes, als was in den Zeiten des Lehnwesens die Pagen waren, nämlich Kinder, welche Familien gleichen Ranges einander anvertrauen, und von diesem Dienstverhältniß kann man sich zu den höchsten Stellen emporschwingen. Den Sclaven der Muselmänner ist es ebenfalls sehr leicht gemacht, sich aus ihrem Zustande herauszuarbeiten, der übrigens keineswegs mit dem der Neger in unseren Colonieen zu vergleichen ist.

VII.

Aberglaube, Volksgebräuche und Feste.

Die Griechen-Slawen, welche der Natur weit näher stehen als irgend ein anderer europäischer Volksstamm, haben eben darum in ihren Sitten viele Spuren alterthümlichen Lebens bewahrt, viel Urpoesie, zugleich aber auch viel Aberglauben. Bei ihnen werden die Nymphen und Localgottheiten, als die des Felsens, der Quelle, des Berges, der Stadt, des häuslichen

Herdes, immer noch verehrt, nur unter dem Namen von Engeln und Genien. Der Genius (sticheion) offenbart sich auf verschiedene Weise an den Orten, die er beschützt; bald erscheint er in Gestalt einer Schlange, bald verräth ein Lufthauch, ein nächtliches Leuchten seine Gegenwart. Die thessalischen Zauberinnen citiren den Mond vom Himmel herunter, und er giebt ihnen, in eine junge Kuh verwandelt, Milch, die sie bei ihren Zauberkünsten gebrauchen. Der Glaube an Talismane ist allgemein verbreitet. Christen und Türken verschlucken, wenn sie krank sind, verzaubertes Papier oder trinken Wasser, welches Zauberer weihen, indem sie zwei geheiligte Kieselsteine, die Sinnbilder zweier Genien, eines männlichen und eines weiblichen, hineinwerfen. Die Slawen führen oft in ihrer Tasche rothen Pfeffer oder Gemshorn, um sich vor dem bösen Blicke zu bewahren. Derselbe ist auch Ursache, daß die Türken den Giaurs (Ungläubigen) verboten haben, ihre Fahnen anzusehen.

In dem theokratischen Orient, wo die Religion Grundlage der Sitten geblieben ist, sind alle Nationalfeste religiöse Feste. Die Griechen-Slawen haben zwei große Feste im Jahre, Ostern und Weihnachten oder Epiphanias, von denen das eine das Fest der Lichter, das andere das Fest des Jordans oder der Wasserweihe heißt. Am Weihnachtsabende versieht sich jede Familie mit einem ungesäuerten Brote, Tschesnitza genannt, und bratet ein ganzes Schwein oder ein anderes Thier; solche Speisen nennt man Pesivo oder Petschenitza (Braten par excellence). Die Christnacht wird in der Kirche, oder vielmehr im Umkreise derselben zugebracht. Dort ist das ganze Volk versammelt, und wenn hinter dem Vorhange, der das Allerheiligste allen Blicken verbirgt, der Pope während der Liturgie die feierlichen Worte: „Mir bojii, Christos se rodi“ (Friede Gottes, Christus ist geboren) ertönen läßt, dann ist alles Volk wie elektrisirt, und Alle wiederholen mit Donnerstimmen: „Vo istinu rodi“ (wahrlich, er ist geboren)! Dann umarmt ein Nachbar den anderen, der Feind sucht seinen Feind, umarmt ihn und giebt ihm den Frieden Gottes; selbst die Ehegatten sind gezwungen, wenn sie sich begegnen, einander öffentlich zu küssen. Nach der Heimkehr erfolgen nochmalige Umarmungen zwischen den versammelten Familiengliedern, worauf sie sich, jedes eine brennende Kerze in

der Hand haltend, zu Tische setzen. Die Eiche, welche umgehauen wurde, um an ihrem Feuer dieses Frühmahl zu bereiten, ist nicht ganz verbrannt; wer nun am Morgen zuerst zu Besuch kommt, wird gebeten, mit seinem Stocke auf dieses geheiligte Scheit zu schlagen, und er thut es mit den Worten: „Mögen Dir so viel Pferde, Schafe und Kühe werden, als dieses Scheit Funken gegeben hat!" Der mehr oder weniger verbindliche Ton, in welchem er diesen Segen spricht, ist eine mehr oder weniger günstige Vorbedeutung für die Familie. Die unverzehrten Feuerbrände werden alsdann ausgelöscht und verwahrt, um später an die Aeste junger Fruchtbäume aufgehängt zu werden, denen sie Gedeihen bringen sollen.

Das Osterfest, auf Griechisch lampri (Tag des Lichtes), beginnt gleichfalls zu Mitternacht, sobald der Pope aus dem Innersten der Kirche heraus gerufen hat: „Christos anesti" oder „boskres" (Christus ist auferstanden)! Auf diese Worte erwidert die ganze Volksmenge: „Vo istinu boskres" (wahrlich, er ist auferstanden)! und wie an Weihnachten erfolgen dann überall brüderliche Umarmungen. Die Anaphora (geweihtes Brot) wird unter Alle vertheilt, man ladet einander ein, das Lamm zu verspeisen, welches keine auch noch so arme Familie zu opfern ermangelt. Dörfer und Berge hallen wieder von Flintenschüssen und von dem Rufe: „Vo istinu boskres!" Die sich begegnen, bieten sich gegenseitig Ostereier dar und stoßen sie an einander; das zerbrochene Ei gehört dem, der es zerschlug, und er betrachtet diesen Umstand als eine Vorbedeutung seiner eigenen langen Lebensdauer. Dieser griechische Brauch ist durch alle slawische Länder hindurch bis Petersburg gedrungen. In Serbien und Bulgarien ist gewöhnlich der häusliche Herd der Schauplatz der Osterfreuden; denn zu dieser Jahreszeit ist die äußere Natur, im letzten Kampfe gegen die Nordwinde begriffen, unwirthlich; im Süden dagegen finden die Feierlichkeiten im Freien, unter Zelten, statt. Während der Charwoche läßt der Albanese und Montenegriner die Waffen ruhen; das ist der Gottesfrieden, den unsere mittelalterlichen Burgherren jeden Sonntag zu halten pflegten. Aber die Blutrache wird nur zu bald auf den Gräbern der Ahnen von Neuem geschworen. Am Montag und Dienstag nach Ostern begiebt man sich auf den Kirchhof; jede

Familie hat eine von Generation zu Generation überlieferte Stammtafel bei sich, welche die Namen ihrer Todten enthält und den Diptychen der alten lateinischen und griechischen Todtengewölbe ziemlich ähnlich sieht. Es werden Kerzen oder Lampen auf den Gräbern angezündet, und der Tag vergeht unter Gebeten für die Seelen der Verstorbenen. Dann bleibt auch ihr irdisches Andenken nicht unberücksichtigt, man preist das Gute, was sie gethan, und um ihr edles Blut fortzupflanzen, sucht man Verbindungen, die ihrer würdig sind; Heirathen sowohl als Verbrüderungen werden hier geschlossen. Dieser letztere Brauch, welchen unter allen Europäern die Griechen-Slawen allein noch bewahrt haben, besteht darin, daß man eine theuere Person an Bruder- oder Schwesterstatt annimmt. Während dieser erhabenen Feierlichkeit, die der Priester gleich einem Ehebunde einsegnet, halten die Liebenden einander bei der Hand und setzen sich gegenseitig über den Gräbern ihrer Väter einen Kranz von jungem Laub auf's Haupt; dann geben sie sich den Verbindungskuß, der sie für einander zu Pobratim (Bundesbrüdern oder Bundesschwestern) oder zu Pobstschim, Pomaika (Bundesmüttern oder Bundesvätern) macht. So vor Gott verbunden, sind die Brüder und Väter verpflichtet, einander bei jeder Gelegenheit nach Kräften beizustehen bis zum nächsten Jahre, wo dieselben Bande erneuert werden, wofern man es nicht vorzieht, sie mit anderen Personen zu schließen. Diese Bande sind nicht unauflöslich, wie sie ehedem gewesen zu sein scheinen, gleichwohl aber nicht minder heilig, und der Serbier, wie der Bulgare, kennt keinen feierlicheren Eid, als den, welchen er bei seinem Bundesbruder schwört. Die Sitte des Pobratstwo (synadelphotis) hat bei den Klephten einen noch ritterlicheren Charakter. Zwei Klephten, welche solch ein Bündniß geschlossen haben, sind mit einander vereinigt auf Leben und Tod. Wird ein Klephte von den Türken angegriffen, so muß er mit seinem Pobratim zugleich entrinnen oder unterliegen; sie sind eins und unzertrennlich wie Oreſtes und Pylades.

Bei den Hirtenvölkern des Gebirges, wie bei denen des Nordens, tragen die Sitten das Gepräge großer Rohheit. Die Donau-Slawen und Moldo-Walachen haben oft grauenvolle Visionen. In Serbien und der Herzegowina hat das Volk

manche düstere Legende von Seelen bewahrt, die, um ihre Sünden abzubüßen, verdammt sind, nach dem Tode auf Erden umherzuirren oder wohl gar sich in das Grab einzuschließen, um den Wudkodlaks, oder Vampyren, zur Nahrung zu dienen. Der Wudkodlak (wörtlich Währwolf) schläft in seinem Grabe mit offenen Augen und starrem Blicke, seine Klauen und Haare wachsen, heißes Blut rinnt durch seine Adern. In Vollmondnächten geht er auf Streifereien und saugt Lebenden das Blut aus, indem er ihnen die Rückenader öffnet. Steht ein Todter in dem Verdachte, auf diese Weise sein Grab zu verlassen, so wird er feierlich ausgegraben; ist er in Verwesung übergegangen, so begnügt sich der Pope, ihn mit Weihwasser zu besprengen; ist er aber roth und blutig, so treibt man ihm den Teufel aus und stößt ihm bei seiner Wiederbeerdigung einen Pfahl in die Brust, damit er sich nicht mehr rühren könne. Ehemals zerschossen die Serben den Kopf des Leichnams und verbrannten dann den Körper. Jetzt haben sie zwar auf diese Rache verzichtet, doch sagen sie immer noch, daß die hungrigsten Raben einen solchen Leichnam schon von Weitem fliehen, ohne zu wagen, ihn auch nur mit ihrer Schnabelspitze zu berühren. Thessalien, Epirus und die Walachen des Pindus kennen eine andere Art Vampyre, von denen schon die Alten fabelten; es sind dieß lebendige Menschen, welche, in eine Art Somnambulismus verfallen und vom Drange nach Schlachtgemetzel ergriffen, Nachts ihre Hirtenwohnung verlassen und Alles, was ihnen begegnet, Menschen und Thiere, mit Bissen zerfleischend, in der Gegend umherschweifen. Diese Wudkodlaks, welche besonders auf das Blut junger Mädchen gierig sind, paaren sich, der Volkssage nach, mit der Wjeschtitza, einem weiblichen Gnomen, einem Gespenst mit Feuerflügeln, welches Nachts auf den Busen des schlafenden Kriegers sich niedersenkt, ihn in ihre Arme preßt und ihm ihre Wuth eingiebt; zuweilen auch raubt die Wjeschtitza, in Gestalt einer Hyäne, kleine Kinder und schleppt sie fort in den Wald.

Alle diese Schreckgebilde des Winters schwinden allmählig vor dem Lächeln des Frühlings. Die Auferstehung des Lazarus wird in den Volksliedern zum Sinnbild der wiedererwachenden Natur. Am Tage nach Palmsonntag versammeln sich die jungen

Mädchen bei Sonnenaufgang mit ihren Wasserkrügen an der Tschesma (Brunnen) und besingen das vom Eis befreite Wasser und den getrübten Fluß, dem das feurige Auge des Hirsches (das Sinnbild der Sonne), indem es sich darin spiegelt, seine Klarheit wiedergiebt. Kommt dann der Abend heran, so sitzen sie vor der väterlichen Hütte und singen wieder: „O heiliger Georg, dein Fest ist nahe; wird es mir bei seiner Wiederkehr einen Gatten zuführen? O möchte es mich nicht mehr bei meiner Mutter finden, möchte ich todt oder Braut sein!“ Am Vorabende des St.-Georgenfestes ziehen die verheiratheten Frauen aus, um Frühlingskräuter zu pflücken, vorzüglich solche, die zur Bereitung von Liebestränken gebraucht werden, sie werfen diese Pflanzen in Wasser, welches unter dem Mühlrad, als dem Sinnbilde des Glücksrades, geschöpft ist, und in der Frühe des folgenden Morgens waschen sie sich mit diesem Wasser, in der Hoffnung, dadurch sich zu verjüngen, wie die Natur, deren geheimnißvolle Dünste sie damit einathmen; darauf stecken sie sich frische Blumensträuße hinter's Ohr oder in den Gürtel und ziehen in die Kirche. Während dessen läßt jeder Familienvater das Blut eines Lammes vor seiner Schwelle fließen; das Lamm wird, in einem Stück gebraten, zum großen Familienmahle aufgetischt, welches man zu Ehren St. Georg's, des Schutzpatrons der slawischen Stämme und des allgemeinen Beschützers der Ackerbauer, einnimmt. Dieses Fest, eines der volksthümlichsten bei den donauischen Slawen, fällt gegen Ende Aprils und ist, gleich dem Semik der Russen, dazu bestimmt, sowohl die Rückkehr der Sonne, als ein frommes kirchliches Jahresgedächtniß zu feiern. Von diesem Tage an schläft der Landmann der Halbinsel stets im Freien unter seinem Schirmdache (Tschardak), einem von allen Seiten offenen ländlichen Kiosk; er hält den von St. Georg getödteten Drachen für den leibhaftigen bösen Geist des eisigen Winters. Der St.-Georgentag ist der Zeitpunct, wo die Hirten mit ihren Zelten und Heerden nach der Wüste aufbrechen, und die Haiducken oder Klephten nach den Bergen; auch werden zu dieser Zeit die großen Nationalversammlungen der freien Gemeinden der Türkei gehalten.

In diesen Versammlungen, welche an die Maifelder des alten Frankreichs erinnern, werden, wie bei den Galliern zur

Zeit Chlodwig's, die Steuern bestimmt, welche jede Gemeinde auf das Jahr zu zahlen hat; ist aber ein Krieg anhängig, so wird auf ihnen der Plan zu dem nächsten Feldzuge entworfen. Zu diesen Zusammenkünften, die in gewissen, dazu privilegirten Klöstern statt haben, findet sich der Landmann, wie der Kaufmann, aus einer Entfernung von 50 bis 60 Stunden ein. Der erste Tag ist dem Gebete gewidmet; der Anfang und das Ende des Gottesdienstes werden durch Flintensalven verkündigt; Alles übernachtet auf freiem Felde um das Kloster herum, man betet, berathschlagt, tanzt, und das Volk feiert in seinen Hymnen zwei Dinge, die der Morgenländer sich nie getrennt denkt, seinen Gott und sein Vaterland. Die Slivovitza (slawischer Branntwein) fließt reichlich; ganze Ziegen und Hammel werden gebraten und auf dem Rasen aufgetischt. Die Gottesäcker, in deren Nähe gewöhnlich diese Zusammenkünfte stattfinden, werden hier und da mit buntfarbigen Fahnen geschmückt, und als wollte man den beklagenswerthen Schatten eine Aufheiterung gewähren, giebt man sich auf den Gräbern manchfaltigen Vergnügungen hin.

Unterdessen pflegen die Alten ernsthafte Gespräche über politische Pläne und über vorgeschlagene Bündnisse zwischen Familien oder Dorfschaften. Alle reden nach der Reihe und belegen ihre Meinung mit Gründen; es giebt unter den Gemeindevorstehern vortreffliche Redner, nicht selten Gracchen, deren Feuer die Mönche zu dämpfen sich genöthigt sehen. Die slawisch-griechische Geistlichkeit steht, trotz ihres strengen Aeußeren, doch dem weltlichen Stande weit näher als die unserige. Arm, wie sie ist, und ohne Besoldung vom Staate, ist sie darauf angewiesen, mehr mit dem Volke zu leben, alle seine Leiden, wie auch seine Freuden zu theilen; sie ist der stete Gast bei jedem Feste, der Richter in jeglichem Streite. Von fremden Barbaren zum Christenthume bekehrt, haben die Slawen-Griechen ihr Volksthum im Laufe der Zeiten nur dadurch unversehrt erhalten, daß sie dasselbe in ihrem innersten Heiligthume verbargen und, gleich den Galliern des merowingischen Zeitalters, ihre Bischöfe mit aller Civilgewalt, die ihren unterjochten Gemeinden geblieben war, bekleideten, indem sie dieselben zu ihren Herrschern oder Vladikas erhoben. Aber der Herrscher (Despotes), oder

beſſer Anführer (Jguman), ſtört durch ſeine Anweſenheit keineswegs die Fröhlichkeit der Volksfeſte, wie dieß bei uns oft der Fall ſein würde, wenn ein ähnlicher Brauch bei unſeren Landgemeinden beſtände. Ohne ſich unter die Tänze zu miſchen, betrachtet er ſie als friedlicher Zuſchauer.

Dieſe Tänze ſind aber auch weit entfernt, der öffentlichen Sittlichkeit zu ſchaden, vielmehr kräftigen und erheben ſie die Seelen zum Heldenthum. Seht jene griechiſchen Palikaren und dieſe ſlawiſchen Junaks, wie ſie ſich zu ihren Tänzen anſchicken; ſie ſtellen ſich auf offener Fläche in zwei Reihen auf, Jeder ergreift ſeinen Nachbar bei'm Gürtel, indem er ihm ein weißes Tuch zureicht, dann beginnt der Kolo (Rundtanz), der ſich mehr und mehr erweitert, indem er alle Umſtehenden in ſeinem Wirbel fortreißt. An einem anderen Ende der Fläche werden nach dem Klange der Gusla friedlichere Tänze aufgeführt, z. B. der Gänſetanz, wobei Tänzer und Tänzerinnen, anfangs getrennt, ſich in immer engeren Kreiſen um einander bewegen; oder der walachiſche Tanz (die Momatschka igra der Bulgaren), welcher darin beſteht, daß man ſich auf den Abſätzen herumdreht, bald ſich neigend, bald ſich aufrichtend, dann mit geſteiften Knieen ſpringt und dabei mit den Fingern ſchnellt. Dieſen Tanz findet man auch bei den moskowitiſchen Landleuten; er iſt poſſenhaft und unzierlich, ungeachtet der Natürlichkeit ſeiner Figuren und der ſtaunenswerthen Gewandtheit, mit der er ausgeführt wird, und ſieht aus, als ſei er für ein Satyrvolk erfunden. Die Griechen verſchmähen den walachiſchen Tanz; aber ſchaut, wie ſie dort oben auf dem Hügel ihren furchtbaren pyrrhiſchen Tanz (auch der albaniſche genannt) aufführen, welcher weithin die Erde zittern macht und den ſtärkſten Mann mit Schweiß überſtrömt. Der Vortänzer ſchlägt mit dem Fuße den Tact, und die, welche ihm folgen, ahmen dieß nach, bald die bloßen Säbel ſchwingend, bald die verſchlungenen Arme emporreckend.

Bei den alten Hellenen war der Tanz, ſo zu ſagen, eine Erzählung, der Inhalt eines Dramas; jeder Tänzer ſprach einen Charakter aus, die Pantomime erſetzte das Wort und war ausdrucksvoll genug, um den Gegenſtand verſtändlich zu machen. Die Tanzkunſt, die auf dieſe Weiſe ein wirkliches Studium wurde, erreichte bei den alten Griechen den höchſten Gipfel der Vollendung, zu

dem sich unsere neueren Tänze nie emporschwingen werden. Jede griechische Landschaft hat noch heut zu Tage ihren besonderen, sehr ausdrucksvollen Tanz, der eine verzerrte Ueberlieferung einer vorchristlichen religiösen Pantomime zu sein scheint. Der Text der Gesänge, welche diese Pantomimen begleiten, schildert fast durchgängig ein neueres Ereigniß, welches die ganze Landschaft interessirt; beide, der Gesang und der erfundene Tanz, stehen in inniger Wechselbeziehung, und niemals kommt der eine ohne den anderen außer Gewohnheit. Der merkwürdigste Ueberrest althelleniſcher Schaustellung ist die Romaika, zu welcher die bloße Singstimme oder der Klang der Theorbe (Baßlaute) den Tact angiebt. Homer beschreibt in herrlichen Versen diesen Tanz als einen der Gegenstände, welche auf dem Schilde des Achilles bildlich dargestellt waren. Die Tanzfiguren der Romaika erinnern noch jetzt, wie damals, an die Irrgänge des Labyrinths, in welchem Theseus, von dem Faden der Ariadne geleitet, gegen das Ungeheuer loszog. Die Angst der Geliebten des Theseus giebt sich lebhaft kund in den sprechenden Pantomimen der jungen Vortänzerin, welche, ein weißes Tuch schwingend, die lange Reihe ihrer Genossinnen anführt und, bald vorwärts, bald rückwärts sich bewegend, diese Blumenkette, deren Haupt und Blüthe sie ist, bald aus einander, bald zusammenwickelt. Die Slawen haben unter dem Namen Kolo diesen althelleniſchen Tanz umgebildet; ebenso haben sie auch ihre Musik von den Griechen entlehnt, und nur die Gusla scheint ein ächt slawisches Instrument zu sein. Diese plumpe Guitarre ist von hartem Holze, mit Kupfer beschlagen, in Form einer halben Birne gestaltet und mit einem Halse versehen, der in einen Schwanen- oder Widderkopf ausläuft. Sieben bis zehn Saiten von Pferdehaaren, die mit den Fingern angeschlagen werden, sind über einen Resonanzboden von feiner Thierhaut ausgespannt, und damit ist das ganze Instrument fertig. In Ermangelung der albanischen Flöte begleitet die Gusla die Tänze, welche, bald als sanfte, lebensfrische Idyllen, bald als stürmische Tragödien schon in ihrer unvollkommenen, ländlich-einfachen Ausführung eine so tiefe Poesie entfalten. Wie ganz anders müßten sie sich ausnehmen, würden sie durch Kunst gehoben und weiter ausgebildet, und wie sehr ist es zu bedauern, daß man noch nicht auf ihre Herstellung bedacht gewesen! Un-

glücklicher Weise verschmähen die gebildeten, d. h. die frankonisirten, Griechen-Slawen diese Spiele, die ihnen das heilige, edle Alterthum überliefert hat; sie bedauern ihre Unbekanntschaft mit unseren Balltänzen und erröthen bei dem Gedanken, daß man sie für bloße Barbaren ansehen könne. Auf solche Weise führt die Verachtung, welche die Franken gegen Sitten, die ihnen unverständlich sind, an den Tag legen, die orientalischen Liberalen auf Abwege und treibt sie an, ihr Land von Allem, was ihm poetischen Reiz und Lebensfülle verlieh, zu entkleiden.

VIII.

Politische Zustände der Slawen der Türkei, ihre natürliche Verfassung, Föderativsystem, Beurtheilung des Hattischerif von Gulhane.

Die gesellschaftlichen Einrichtungen der Griechen-Slawen sind nicht weniger der Beachtung werth, als ihre Sitten. Der diesen Völkern inwohnende Geist treibt sie gebieterisch zur Einigung, zur Gemeinde- und Repräsentativverfassung. Der Ohnmacht des sich selbst überlassenen Individuums sich wohl bewußt, handeln sie stets in Gemeinschaft und kommen oft um des geringfügigsten Vorhabens willen zusammen. Außer in Zeiten der Anarchie und Gesetzlosigkeit, hat die orientalische Gemeinde sich immer selbst regiert und ihre Richter und Steuereinnehmer ernannt. So war es unter den griechischen Kaisern, und die Sultane haben, vor der angeblichen Reform, diesen Zustand der Dinge aus allen Kräften zu erhalten gesucht. Die arabischen Chalifen waren beflissen, in ihre Gesetzbücher jenen Hauptgrundsatz der altgriechischen Freiheiten einzuführen, demzufolge alle von der Gesammtregierung auferlegten Localasten, mit Inbegriff der Truppenaushebung, von den Gemeinden selbst unter sich vertheilt werden. Auf solche Weise konnte unter den Gliedern der Gemeinde, die gleichsam eine große Familie ausmachten, eine brüderliche Gesammtbürgschaft sich bilden; aber auf dieser Stufe der Entwickelung blieb auch die griechisch-slawische Civilisation stehen, und bis auf den heutigen Tag noch haben diese Völker eine sehr verworrene Vorstellung von den allgemeinen Begriffen von Herrschaft, Staat und Religion. Dagegen haben sie ihre örtlichen Ueberlieferungen und ihre erblichen Gewohnheiten, kurz,

ihre Sitten, weit treuer bewahrt, als die Occidentalen. Eine bemerkenswerthe Thatsache hat nicht wenig zur Erhaltung ihrer alten Gewohnheiten beigetragen; es ist dieß die Achtung, welche die Griechen-Slawen ihren Greisen zollen, und der Einfluß, den diese auf ihre Mitbürger üben. Jeder Raja ist mit dem sechszigsten Jahre frei von der Zahlung des Haratsch, und selbst der Türke, der ihm begegnet, reicht ihm seine Pfeife und seinen Kaffee dar. Eine solche Ehrerbietung gegen das Alter sichert dem Vater ein Ansehen, welches ihm bei uns mangelt. Dieses häusliche Herrscherthum und der Gehorsam, mit welchem die Kinder den Wünschen der Aeltern nachzukommen suchen, dient — insofern Letztere vermöge ihres hohen Alter die Ruhe lieben — als Zaum für den unsteten Feuergeist, welcher den Orientalen zum Nomadenleben hinzieht, und ist ein wirksames Heilmittel gegen die Absonderungssucht, welche unsere europäische Gesellschaft untergräbt.

Man braucht nur flüchtig die Einrichtungen dieser Völker durchzugehen, um sich zu überzeugen, daß sie noch im patriarchalischen Zustande sich befinden. Oft besteht ein griechisch-slawisches Dorf aus einer einzigen Familie, welche sich selbst regiert und mit den hohen Behörden des Landes nur mittels ihres Oberhauptes, des griechischen Geronten oder slawischen Stareschinen, in Beziehung steht. Dieser Richter oder Vater ist nicht immer der Aelteste der Familie; er erhält seine Gewalt durch Wahl und wird in feierlicher Familienversammlung, Angesichts der angestammten Icones (Heiligenbilder), auf den Lehnsessel gesetzt. Man wählt den weisesten und erfahrensten, denn der Geronte ist berufen, die Geschäfte zu leiten, die Kasse zu führen, die Gebete zu halten und Gott und dem Kaiser den Tribut zu entrichten. Wenn die Familie mit ihrem Haupte nicht mehr zufrieden ist, oder das Alter seine Fähigkeiten abgestumpft hat, so erkürt sie ein anderes. Wenn mehre Familien nicht mehr zahlreich genug sind, um jede für sich und unabhängig leben zu können, so ziehen sie sich an einen Ort zusammen und schwören den Zadruga, einen Eid, der sie verpflichtet, sich gegenseitig zu vertheidigen; hieraus leiten in Bulgarien alle Gemeinden ihren Ursprung her. Die Hütten werden zusammengerückt, und eine gemeinsame Hecke dient als Befestigung. In Serbien sind dagegen die Hütten zerstreut,

verborgen im Dickicht des Waldes und in den Schluchten der Berge, und die Türken wagten, selbst in den Zeiten ihrer Macht, sich nur in großen bewaffneten Haufen an diese Dörfer heran; denn wenn der Mohammedaner den Grundsatz hatte, daß es erlaubt sei, einen Giaur zu tödten, so glaubte seinerseits der Serbier, daß er keine Sünde begehe, wenn er einen Türken tödte. Der Stareschine jeder Familie vertheilt an seine Kinder und Geschwister Kleidung und Nahrung, er tadelt sie, wenn sie Fehler begingen. Als Priester des häuslichen Herdes nimmt er an hohen Festen das Weihrauchfaß und beräuchert, umgeben von den Seinigen, die Iconostase, d. h. den Altar des Schutzheiligen seines Stammes. Bei den heiligen Mahlzeiten des Epiphanias- und Osterfestes brennt eine Kerze vor ihm, und Jeder naht, um den Dampf aus dem Räucherfasse einzuathmen, welches er während des Gebetes schwingt.

So ist der belebende Mittelpunct der Civilisation des Orients die Familie; nach dem Muster dieser kleinen patriarchalischen Republik ist die ganze Verwaltungshierarchie geformt. Die Stareschinen mehrer Dörfer, welche durch Interesse, Stellung und Bedürfniß einander nahe stehen, erwählen einen aus ihrer Mitte als Vorsitzer ihres Zuchtpolizeigerichts, und dieser nimmt den Titel Knes oder Fürst an. Die große Hütte dieses Fürsten, Konak (Palast) genannt, ist das schönste Gebäude der Knejine (des Fürstenthums); sie ist mit Palissaden eingefaßt, innerhalb deren sich auch Tschardaks für die Richter und kleine Hütten für die Momkes oder Soldaten, die mit Vollziehung der Beschlüsse beauftragt sind, befinden. Das Urtheil wird auf der Stelle vollzogen, wofern der Verurtheilte nicht an den Bischof, den Pascha oder, wenn es in Serbien ist, an den Senat der Landschaft appellirt. Wenn es sich darum handelt, eine neue Steuer auszuschreiben, so hat der Vezier oder die christliche Behörde, wenn eine vorhanden ist, kein anderes gesetzliches Mittel, um die Familien zur Mitleidenheit zu ziehen, als die Zusammenberufung einer Generalversammlung aller Stareschinen; dann sendet jede Familie ihr Haupt, kund zu geben, was sie selbst im häuslichen Kreise beschlossen hat. Diese Parlamente, Skupschtinas genannt, sind demnach in letzter Instanz das Organ des Willens des Volkes und die treuen Hüter alles dessen, was dasselbe von po-

litischer Selbstständigkeit bewahrt und nach und nach wiedererlangt *).

Bei uns wird der Antheil an der Souveränetät, der dem Volke zukommt, vorzüglich von den Städten und der Bürgerschaft ausgeübt; im europäischen Morgenlande dagegen, wo es nur Familien und Stämme giebt, haben hierbei die Städte, als solche, keine Bedeutung. Diejenigen Einwohner, welche das Band der Familiengemeinschaft zerrissen haben, um abgesondert mit ihren Frauen und Kindern zu leben, für sich allein zu arbeiten und allein die Aus- und Abgaben zu bestreiten, werden von dem Landmanne als Ueberläufer, die fremden Sitten sich ergeben haben, verachtet. Nachdem sie ihre wirkliche Familie verschmäht haben, sind sie gezwungen, um der Gefahr gänzlichen Alleinstehens zu entgehen, sich an eine neue anzuschließen; aber dieß ist doch nur ein erkünsteltes Verhältniß. Unter dem Namen einer Genossenschaft bildet jede Handwerksclasse einen Verein, der, ganz wie unsere mittelalterlichen Zünfte, eigene Statuten hat und einem durch gemeinschaftliche Wahl ernannten Oberhaupte oder Richter gehorcht, der seine Mitbrüder vor der Behörde vertritt und eben darum, gleich einem Stareschinen, mit in dem Bezirksrathe sitzt. Aber dieser Richter ist nicht ein edler Stareschine, ein Stammhäuptling; er vertritt nur Handels- und Gewerbsinteressen, vereinzelte, einander fremde Haushaltungen; er ist ohnmächtig. Denn dadurch zeichnen sich die Griechen-Slawen aus, daß sie auf die Reinheit des Blutes und die Ebenbürtigkeit der Geschlechter hohen Werth legen; und während unter den älteren Nationen die Zahl der unfruchtbaren Ehen sichtlich zunimmt, betrachtet sich im Gegentheil bei diesem ganzen Volke der Hagestolz oder der kinderlose Ehemann als den unglücklichsten Menschen. Die außerordentliche Treue, mit der die Aeltern ihren Stammbaum pflegen, verbunden mit der Achtung, in welcher die Familienbande stehen, haben den christlichen Orient vor einem großen Uebelstande, der unter den Occidentalen so

*) Diese Organisation besteht leider an vielen Orten nur noch dem Namen nach; ihre Wirksamkeit ist gelähmt worden durch Abschaffung der Armatolen, einer aus Rajas zusammengesetzten Ortsmiliz, welche allein den Paschas Achtung vor den Gemeinderechten einzuflößen vermochte.

häufig vorkommenden Ehelosigkeit der untersten Volksclasse, bewahrt. Während die Polygamie im muselmännischen Orient die nothgedrungene Ehelosigkeit der Armen nach sich zog, wußten die christlichen Rajas, eine der größten Plagen des Islam, ungeachtet ihrer Dürftigkeit, die Grundlagen des Familienlebens unversehrt zu erhalten, und sie verdanken diesem Umstande die Ueberlegenheit ihres Stammes über den ihrer Besieger. Man bemerkt bei den orientalischen Christen eine unbegränzte Zärtlichkeit für die zahlreichen Kinder, die aus ihren fruchtbaren Ehen entsprossen; die geringste Härte gegen dieselben empört sie, Kindermord aber ist bei ihnen unerhört. Die Mütter können sich nicht von ihren Säuglingen trennen, sie möchten sie immer an ihrer Brust behalten. Bei den Muselmännern dagegen ist in angesehenen Häusern die Sorge für die Neugeborenen, wie für die Hauswirthschaft überhaupt, Sclaven anvertraut, ein Erziehungswesen, welches den orientalischen Christen ein Gräuel ist. Dank ihren strengen Sitten, der innigen Verehrung für ihren häuslichen Herd, sind die griechisch-slawischen Familien, trotz der schauderhaftesten Plackereien und Proscriptionen, stets vor gänzlichem Erlöschen sicher geblieben. Der Mann kann im Sturme untergehen, aber die Frau kommt wieder zum Vorscheine, mit der Wiege ihr zur Seite; sie ist der unverletzliche Schutzgeist des Herdes; dort weilt sie, um das Feuer wiederanzuschüren.

Für Völker, denen noch die Auffassung allgemeiner politischer Ideeen so schwer fällt, ist die einzige passende Regierungsform das Föderativsystem, wie es bei unseren Stadtgemeinden des 13. Jahrhunderts bestand. Indessen könnte dieß nur unter den Einwohnern der Inseln und Küsten gedeihen, dort, wo das Städtewesen Wurzel gefaßt hat. Die Griechen-Slawen des Binnenlandes führen noch ein Stammleben und lassen sich nur nach Stämmen, deren jeder seine besondere Verwaltung hat, zusammenordnen. Es ist nicht unsere Schuld, wenn diese Thatsachen die vollständige Widerlegung des Hattischerif von Gulhane enthalten, dem Europa zu voreilig Beifall geklatscht hat. Ganz eingenommen von örtlichen Interessen, ist der Griechen-Slawe nicht im Stande, die Collectivbegriffe von Land und Staat zu fassen; er lebt nur für seine Religion, für seinen Stamm

und seinen Geburtsort, und werden diese heiligsten Gegenstände seiner Verehrung angetastet, so wird er sie als Held, ja wie ein Tiger vertheidigen. Seht den Montenegriner, den Sulioten, den ruhmwürdigen Räuber des kretischen Ida und des Olymp!

Weit entfernt, unser Verlangen nach Luxus, nach Gleichstellung unter ein Gesetz und nach persönlicher Unabhängigkeit zu verspüren, stehen diese Völker meist noch auf ihrer ersten Culturstufe, in den Zeiten des Theseus und der Argonauten, in dem Zeitalter einer christlichen Iliade. Sie verlangen nicht, wie wir, nach der Ruhe des reiferen Mannesalters; ihre überströmende Jugendkraft strebt im Gegentheil nur nach Kampf des Leibes und der Seele gegen jegliche Unterdrückung; sie stehen noch in dem Zeitpuncte der Kreuzzüge gegen den unreinen Islam, in den Zeiten des Ritterthums, dessen Thaten der Mistikos, der König des Meeres, und der Klephte, der König des Gebirges, fortsetzen. Ihre abgeschlossene Volksthümlichkeit widerstrebt jeder gütlichen Vermittelung; sie bleiben Abenteurer und Fanatiker und werfen jedes fremde Joch ab. Das Einzige, was das prosaische, skeptische Europa an ihnen versuchen mag, ist, daß sie diesen edlen Feuergeist in den gehörigen Schranken halten; denn nichts von unserer vollendeten Weisheit, von unseren fleißig ausgearbeiteten Gesetzbüchern frommt diesen jugendlichen Völkern, diesen Heldendemokratieen, die in dem von Homer besungenen rohen, aber kraftvollen Zustande verblieben sind.

Hieraus ergeben sich zwei Folgerungen, welche die praktische Politik nicht unberücksichtigt lassen darf. Zuvörderst würde das Streben derer, welche die griechisch-slawische Welt dadurch regeneriren wollen, daß sie auf den Trümmern des orientalischen Reiches die alte völlige Unabhängigkeit der verschiedenen Nationalitäten herstellen, nur darauf hinauslaufen, die Anarchie vollständig zu machen und die erbittertsten Kämpfe zwischen den rivalisirenden Volksstämmen unvermeidlich herbeizuführen; sei sie christlich oder osmanisch, republicanisch oder monarchisch, jedenfalls muß die Herrschaft über die Halbinsel eine eine und untheilbare bleiben, wenn unsäglichem Wirrsal vorgebeugt werden soll. Zweitens darf man nicht vergessen, daß die Griechen-Slawen, eben so wie die asiatischen Christen, nur eine Organisation nach Stämmen, eine Anordnung verbündeter Gemeinden, wobei es

jedem Stamme vergönnt ist, sich auf seine Weise selbst zu regieren, ohne Widerstreben annehmen werden. Eine derartige Scheidung der muselmännischen und christlichen Bevölkerung, die beide unter einem Oberherrn, aber unter ihren eigenen Behörden ständen, würden im Grunde selbst die Türken sich gefallen lassen. Ihre Herrschlust ist verflogen; sie wünschen nur in Frieden und ihrem Gesetze — ein Wort, welches im ganzen Orient mit Religion gleichbedeutend ist — nach zu leben. Nun haben aber alle bisherigen Reformversuche des Divans geradezu jene Religion verletzt; sie zwecken nur darauf ab, das Evangelium auf gleiche Stufe mit dem Koran zu stellen, jeglichen Unterschied zwischen dem Giaur und dem Gläubigen zu verwischen, und welcher redliche Gläubige würde nicht gern all sein Blut vergießen, um einen solchen Schandfleck von dem Angesichte des Propheten abzuwaschen? Der Sultan untergräbt seinen eigenen Thron, indem er seine Mitbürger zwingt, die Rajas in ihre Reihen aufzunehmen. Beide Völkervereine müssen das erlangen, was sie am sehnlichsten wünschen, d. h. daß sie nicht verschmolzen werden und unberührt bleiben von jeglichem unreinen Hauche, bis sie, durch Freiheit zu einer kräftigen geistigen Reife gediehen, ohne Besorgniß für die Erhaltung der Eigenthümlichkeit ihres Urstoffes, sich mit einander vermischen und so vereinigt Theil nehmen können an den großen Kämpfen des menschlichen Geistes.

Dieß ist der Sinn der orientalischen Revolution, dieß das Ziel, welches die griechisch-slawischen Völker zum Handeln anregt. Serbien hat die Türken aus seinem Schooße verbannt, die Walachei ihnen den Zutritt versagt. Bosnien, Albanien, die Herzegowina, wo beide Völkerschaften sich gemischt finden, trachten danach, sich in zwei Theile zu trennen, jeden mit eigenem Oberhaupt und besonderer Verwaltung, unmittelbar der höchsten Staatsgewalt untergeben. In Stambul sind an die Stelle der ehemaligen Dragomans der Pforte, welche Christen und Rajas waren, türkische Ausleger getreten, und Reschid konnte, auf dem Gipfel der Macht, trotz aller Anstrengungen den Divan nicht hindern, alle Aemter, über die er zu verfügen hatte, ausschließlich an Muselmänner zu vergeben. Die Befähigung der Rajas zu Staatsämtern läßt sich demnach nicht zur wirklichen Ausführung bringen. Der Mohammedaner, der das Geistliche nicht von

dem Weltlichen zu unterſcheiden verſteht, wird ſtets diejenigen ſeiner Glaubensbrüder als Abtrünnige betrachten, die aus freien Stücken und ohne den gebieteriſchſten Zwang einem Chriſten gehorchen. Der Raja ſeinerſeits wird es ebenſo machen; es läßt ſich keine Verſchmelzung erwarten, und die beiden politiſchen und religiöſen Geſellſchaftskreiſe, die ſich in den Orient theilen, werden ſich nicht eher mit einander verſöhnen, als bis der Divan ihre beiderſeitige Unabhängigkeit hinſichtlich ihrer Verwaltung verkündet haben wird.

IX.

Türkiſche Zölle und Mauthen, engliſche Manufacturwaaren, Verfall des levantiſchen Handels der Franzoſen und Mittel, demſelben wieder aufzuhelfen.

Wenden wir uns von den politiſchen Erforderniſſen zu den materiellen Intereſſen, ſo werden wir inne werden, daß dieſelben von Denjenigen, die man heutzutage als die Reformatoren des Orients betrachtet, nicht minder mißverſtanden worden ſind. Es iſt bekannt, in welchem traurigen Zuſtande ſich die griechiſch-ſlawiſche Induſtrie befindet, und wie ſehr der Mangel an baarem Gelde den Inländern jede Speculation erſchwert; es iſt ferner bekannt, daß der Credit dermaßen geſunken iſt, daß die Anleihen durchſchnittlich zu 20 bis 30 vom Hundert abgeſchloſſen werden, und nun ſchließt, Angeſichts ſolcher Zerrüttung des Nationalvermögens, der Divan ſeinen berüchtigten Handelsvertrag mit England, Frankreich und Oeſterreich, welcher der einheimiſchen Induſtrie den Todesſtoß verſetzt, indem er gegen einen Zoll von drei Procent jedwede fremde Einfuhr freigiebt. England hat ſich gerühmt, hierdurch alle Monopole vernichtet, und ſelbſt den Rajas eine größere Freiheit rückſichtlich der Fabrication und des Umſatzes verſchafft zu haben, allein es iſt klar, daß, um zu fabriciren, man zum Marktpreiſe muß verkaufen können. Da nun aber die engliſchen Waaren, mit welchen in Folge dieſes Vertrages die Bazars des Reiches überhäuft ſind, die Preiſe ungemein herabgedrückt haben, ſo ſehen ſich die inländiſchen Manufacturen außer Stande, fernerhin zu produciren. Viele armeniſche und griechiſche Häuſer ſind darüber zu Grunde gegangen, wie ſchon früher durch die Concurrenz der engliſchen Spinnereien die Theſſalier von Ambelakia. Jener dem Mehmed Ali ſo verhaßte Ver-

trag, der nach der Meinung Reſchid Paſchas den orientaliſchen Handel regeneriren ſollte, hat demnach auf die materiellen Intereſſen dieſelbe Wirkung geäußert wie der Hattiſcherif von Gulhane auf die Socialverhältniſſe. Es giebt unheilvolle Reformatoren, die, bei der edelſten Geſinnung, mit Allem, was ſie unternehmen, ſcheitern. Man könnte einwenden, daß ein für die inländiſchen Fabriken allzu günſtiger Einfuhrzoll den Schleichhandel über die Maßen befördert haben würde, dem ohnehin, wegen der örtlichen Lage der Türkei und der Vorrechte der Gemeinden, nicht zu ſteuern ſei; allein bei dem Allen hätte man einen Mittelweg einſchlagen können. Uebrigens ſchreibt es ſich nicht erſt von heute her, daß die Türken bei'm Eingange in ihre Städte die Eingeborenen dreimal ſo viel zahlen laſſen als die fremden Kaufleute. Sie glaubten ſich dadurch auf Koſten der Rajas zu bereichern, wogegen aber ſchon Pertuiſier (Promenades dans Constantinople) vor dreißig Jahren bemerkte, daß, wenn man nur den Griechen zur Entfaltung ihrer natürlichen Anlagen freien Spielraum vergönnen wollte, das osmaniſche Reich in induſtrieller Hinſicht bald den anderen Mächten gleichkommen würde. Dieſe und die Armenier würden allein ſchon der Aufgabe gewachſen und im Stande ſein, die Unthätigkeit des herrſchenden Volksſtammes zu bemänteln. Wie mächtig würde dann dieſer Staat ſein, in Betracht des baaren Geldes, welches er ſeinen Nachbarn entzöge! Allein der alte Irrwahn der Eroberer, welche ſich zu bereichern vermeinen, indem ſie die beſiegten Eingeborenen dem Auslande zur Beute überlaſſen, ſpukte noch in dem Kopfe des Neuerers Reſchid, und dieß beſtimmte ihn wahrſcheinlich, dem griechiſchen Geſandten Zographos während des ganzen Jahres 1840 ſo hartnäckig die Rechte zu verweigern, welche die Pforte dem ganzen übrigen Europa zugeſtanden hatte. Da die Griechen früher Rajas waren, ſo glaubte er, ſie als ſolche behandeln zu müſſen. Dieſer Grundſatz wird immer noch feſtgehalten; die Erzeugniſſe der Induſtrie der Rajas geben noch immer in Stambul einen höheren Eingangszoll als die der Fremden. Wohin hat dieſes unſinnige Verfahren geführt? Die Rajas, ihrer letzten Productionsmittel beraubt, haben fortan nicht mehr ihre Abgaben entrichten können, und da ſie nur die Wahl hatten, entweder durch Hunger oder durch den Säbel zu ſterben,

so haben sie zum Racheschwerte gegriffen. Dieß ist großen Theils die Folge der Beschlagnahme der griechisch-slawischen Bazare durch die englischen Fabrikanten. Dieses Eindringen der englischen Industrie hat die Türkei in Brand gesteckt. Man hätte es mit diesem Vertrage eben so halten sollen wie mit dem Hattischerif. In der Voraussetzung, daß der eine wie der andere nothwendig war, um den fränkischen Egoismus zu befriedigen und dem europäischen Liberalismus Genüge zu leisten, konnte man immerhin beide kundthun, ohne jedoch mit Gewalt dieselben den Provinzen und den Gemeinden aufzudringen, die, kraft ihrer angestammten Freiheiten, die Annahme derselben verweigern.

Die englischen Kattune sind nicht die einzige Plage, welche diese vermeintliche Handelsfreiheit in's Land gebracht hat. Die Einführung und der Absatz von Töpfer- und kurzen Waaren und von deutschen Modeartikeln haben den für ein so geldarmes Land wahrhaft tödtlichen Nachtheil, daß sie nur gegen baare Zahlung realisirt werden. So ist denn auch in der ganzen slawischen Türkei das aufgezwungene österreichische Geld die gangbare Münzsorte. Oesterreich beutet die Donauufer, sowohl die moldau-walachischen als die serbischen und bulgarischen, völlig aus; seine Handelsleute, die im Grunde nichts sind als Hausirer, — Lipzikani genannt, weil sie in Leipzig ihre Vorräthe einkaufen — ziehen aus den slawischen Landschaften nur Geld und keine Waaren, daher sie dieselben doppelt arm machen.

Das Reich hat nur ein Mittel, um dem Verderben zu entgehen, welches ein solcher Zustand der Dinge unvermeidlich herbeiführt, und das ist, daß es den mit Europa geschlossenen Handelsvertrag und zugleich den verhängnißvollen Hattischerif umändert, indem es nämlich dem ersteren ein für das Inland vortheilhafteres Zollsystem nebst Aufmunterungsprämien für Gewerbfleiß entgegensetzt, und den zweiten durch neue, den Bedürfnissen der verschiedenen Völker des Reiches besser angepaßte und unter Mitwirkung ihrer Vertreter entworfene Provinzialverfassungen entkräftet.

Frankreich sollte bei diesem großen Werke der Wiedergeburt die Hauptrolle übernehmen. Ueberall begünstigt es den Aufschwung der Völker, sollte es nicht endlich ein Gleiches für die Bewohner des griechisch-slawischen Orients thun? Doch lange schon beschäftigt sich Frankreich nur mit dem türkischen und arab-

ischen Orient und vernachlässigt gänzlich die europäischen Rajas, wiewohl diese über die Schlüssel von Stambul zu verfügen haben. Das französische Cabinet hatte eingesehen, daß, um über Asien herrschen zu können, man die Araber auf seiner Seite haben müsse; während es aber diesen Zweck verfolgte, befestigte sich England in Corfu, und erlangte Rußland in der Moldau, Walachei und Serbien das Vormundschaftsrecht über 5 Millionen Menschen. Seitdem diese Macht solch dreifaches Protectorat übernommen, regt sie unaufhörlich die griechisch-slawischen Provinzen auf; in Bulgarien, Macedonien, in der Herzegowina, in Bosnien, allenthalben streut sie Wohlthaten aus und verspricht unter der Hand reellere Freiheiten als die des trügerischen Hattischerif von Gulhane. Unterdessen vergißt Frankreich, anderwärts beschäftigt, jene Gegenden, welche, da sie die Kornkammern Stambuls sind, dieser Stadt Leben oder Tod senden können.

Unberechenbare Vortheile würden Frankreich für die Stütze, welche es den Griechen-Slawen gewährte, belohnen; die neue Gestaltung des christlichen Orients würde die Vernichtung des englischen Handels in der Türkei und das Zurückfluthen des russischen Einflusses nach dem Inneren Asiens hin zur nächsten Folge haben. Ein großer Theil des Handels- und Transitoverkehrs zwischen dem Orient und Europa, der jetzt durch Deutschland geht, würde sich nach dem Süden zurückziehen und den Rhedern von Italien und Marseille anheimfallen. Es ist klar, daß, wenn einmal die griechisch-slawischen Staaten, unter dem Schutze des Sultans verfassungsmäßig geordnet, eine besondere Verwaltung hätten und sich nicht mehr an Handelsverträge, welche England der Türkei abnöthigt, zu kehren brauchten, sie bald ihre Zölle so stellen würden, daß diejenigen fremden Kaufleute, welche ihre Waaren nur gegen baares Geld ablassen und so die Gegenseitigkeit des Gewinnes ausschließen, dabei zu Grunde gehen müßten. Dagegen würden sie diejenigen begünstigen, welche ihnen nicht blos alle Fabrikate, deren die Halbinsel bedarf, zubringen, sondern zugleich auch den einheimischen Erzeugnissen einen vortheilhaften Absatz eröffnen. In diesem Falle müßte Oesterreich, welches die Hälfte der europäischen Türkei ausbeutet, einen großen Theil seines Gewinnes an Frankreich abtreten, indem es durch seine ungarischen Provinzen schon reichlich mit allen rohen Pro-

ducten, welche es aus den griechisch-slawischen Ländern ziehen könnte, versehen wird und deßhalb kaum im Stande ist, mit der Halbinsel einen Tauschverkehr zu unterhalten. Obgleich also diese Macht in den Fürstenthümern der Moldau und Walachei allein für mehr als 10 Millionen jährlich an Waaren einführt, müssen sich doch die österreichischen Speculanten bei der Nothwendigkeit, anderen Völkern die Ausfuhr der einheimischen Producte zu überlassen, am Ende zu Grunde richten. Etwas Anderes wäre es mit Frankreich, welches vielfältig an denjenigen Artikeln, die der griechisch-slawische Boden in Uebermaß hervorbringt, Mangel hat. Vermöge ihrer Verhältnisse besser als die Deutschen zum Tauschverkehre sich eignend, würden die Marseiller mit Vortheil diesen Ländereien ihren ganzen Bedarf liefern, und wenn sie, um den lästigen österreichischen Transitozoll zu umgehen, den Weg über Salonik oder durch Albanien einschlügen, würde es ihnen, nach mehrjährigen Opfern, unstreitig gelingen, selbst an der Donau, unter den Augen der Deutschen, mit Vortheil zu concurriren, da hingegen, wenn der österreichische Handel in jenen Ländern die Oberhand behalten sollte, nur zu bald jene Verheerungen sich wiederholen würden, durch welche die venetianische Herrschaft so berüchtigt ward. Oesterreich erläßt nicht einmal seinen in der Moldau und Walachei angesiedelten 30,000 Unterthanen die Steuer; es erhebt von ihnen jährlich über 40,000 Ducaten, während dieselben Deutschen in dem fremden Lande, das ihnen ihren Unterhalt gewährt, nicht einen Para abgeben. Trotz so vieler ungünstiger Verhältnisse hat doch der österreichische Handel die beßte Aussicht, die Oberhand zu behalten, wofern der status quo erhalten wird, und es nicht dem Oriente, durch eine Wiedergeburt von Innen heraus, gelingt, ihm eine inländische Concurrenz entgegenzusetzen.

Die Donau ist der große Verbindungscanal zwischen dem europäischen Festlande und dem Orient. Oesterreich, dessen Herrschergedanken sich alle um diesen Fluß drehen, schmeichelt sich sogar mit der Hoffnung, daß die Donau, insofern sie in's schwarze Meer ausmündet, dereinst mit dem mittelländischen Meere als Handelsweg nach Asien wetteifern werde. In der That haben die Reichthümer Indiens drei natürliche Wege, auf denen sie Europa zuströmen: im Süden und Norden das rothe und schwarze

Meer und zwischen ihnen das weiße Meer oder den Archipel. Von diesen drei großen Handelsseeen hat sich England einen angemaßt, die Griechen nehmen von Rechtswegen den Besitz des anderen in Anspruch, den dritten aber machen Oesterreich und Rußland zum Nachtheil der Südslawen einander streitig. Kommt nun jener Canal in ausschließlichen Besitz Oesterreichs, so wird dasselbe dadurch allein schon den Handel des ganzen nördlichen Frankreichs sich zinsbar machen. Baiern empfindet das so gut, daß es endlich den schon von Karl dem Großen projectirten Canal gräbt, welcher mittels des Mains die Donau mit dem Rheine verbindet, und die Wiener Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft erweitert mehr und mehr ihren Geschäftskreis. Ihre Dampfboote gehen nicht mehr blos bis zur Walachei, sie berühren in bestimmten, rasch auf einander folgenden Fristen Trebisonde, Scio, Cypern, Syrien. Sie hatten im Jahre 1837 auf der Donau 47,000 Passagiere und 73,000 Centner Waaren befördert, und gleich im folgenden Jahre belief sich das Waarenquantum auf 320,000 Centner, während die Zahl der Passagiere bis auf 74,000 stieg. Frankreich beachtet diese Resultate so wenig, daß es in den beiden großen Donauhäfen Galacz und Braïla, wo alle Flaggen zusammenströmen, nicht einmal einen Viceconsul hält. Zu Braïla sind im Jahre 1837 449 Segel eingelaufen, worunter 25 österreichische, 20 russische, 2 englische, ein belgisches und kein französisches; zu Galacz liefen in demselben Jahre 528 Fahrzeuge ein, wovon 48 österreichische, 50 russische, 8 englische, 4 unter belgischer und nicht eins unter französischer Flagge.

Indessen gehört die Donau, die, nach Napoleon's Ausspruch, mit ihrem 500 französische Meilen langen Laufe und ihren 120 schiffbaren Nebenflüssen, der erste Fluß Europas ist, nur mittels Ungarns Oesterreich zu, und überdieß ist ihre 300 französische Meilen lange Endstrecke zwischen den beiderseitigen serbisch-bulgarischen und moldo-walachischen Ufern bei Weitem die wichtigere. Es würde demnach leicht sein, den Oesterreichern die ausschließliche Benutzung des Stromes streitig zu machen, zumal wenn es, wie man versichert, wahr ist, daß unsere Töpfer- und geringeren Porzellanwaaren in der Walachei mit Vortheil zu demselben Preise verkauft werden können, wie das grobe deutsche Steingut. Die Ausfuhrartikel würden sein: Pökelfleisch zur

Befestigung unserer Marine, Bauholz aus den unermeßlichen Wäldern der Karpathen und des Balkan, Getreide, Salz, Häute, Wolle, Wachs, Theer. Die außerordentliche Wohlfeilheit aller dieser bulgarischen und moldo-walachischen Producte würde, wenn die Marseiller Kaufmannschaft sich bequemen wollte, dieselben zu holen, dem ungeheueren Gewinne, den die Rheder Odessas von uns ziehen, ein Ende machen. Hierzu aber bedürfte es einer Unterstützung von Staatswegen.

Wenden wir uns vom Norden der griechisch-slawischen Halbinsel nach dem Süden, um eine Einwirkung Frankreichs zu entdecken, so ist sie hier eben so wenig zu finden. Die Republik Montenegro wird von Jahr zu Jahr bedeutsamer und einflußreicher; ihr natürlicher Absatzweg ist der Busen von Cattaro, der zwar seit dem Verfalle Ragusas wenig benutzt wird, gleichwohl aber eine der wichtigsten Seepositionen der Halbinsel darbietet. Von da aus beherrscht man Scutari und fast ganz Albanien. Die Montenegriner kommen nach Cattaro, nach Budva und an die Küste, um den Oesterreichern ihr Rauchfleisch, Pelzwerk, Wachs und Vieh zu verkaufen. Warum stehen wir nicht, mittels Tauschhandels, in freundschaftlichem Verkehre mit diesen freien Bergen? Zu Scutari hatte Frankreich seit dem Jahre 1640 ein Consulat und unterhielt es bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts, jetzt hat es dort keines mehr. Die albanischen Prälaturen und Klöster stehen alle unter der Leitung von Geistlichen, die ausschließlich aus Oesterreich herüberkommen, und dieses hat eben dadurch das katholische Albanien am Gängelbande. In Bosnien, wo die geheimen Agenten Rußlands, Englands und Oesterreichs sich unaufhörlich kreuzen, ist der Name Frankreichs unbekannt. Sind die französischen Consulate zu Janina und Prevesa ausreichend, um jene lange Küste zu beobachten, den stets lodernden Herd der Bürgerkriege, der sich von Ragusa bis Patras hinstreckt?

Im Allgemeinen war die ganze bisherige Politik Frankreichs hinsichtlich des morgenländischen Europas überaus schwankend, um nicht zu sagen nichtig. Man fürchtet Rußland zu begünstigen, indem man die Bahn verfolgt, die es nur scheinbar einschlägt, und läßt sich dabei von England bugsiren. Es versuchen selbst Schriftsteller, zu beweisen, daß man so viel als möglich den

Aufschwung der Slawen und Griechen niederhalten müsse, unter dem Vorwande, daß sie Russenfreunde seien. Letzteres ist gewiß, denn alle Glieder dieser Familie halten zusammen; nie wird man den Griechen oder Slawen hindern können, sich zu dem Moskowiter hingezogen zu fühlen, wie die Italiener, Spanier und Belgier sich Frankreich zuneigen. Diese Sympathie entsteht aus der Gemeinschaft der Cultur und des Glaubens und aus der dunkeln Erinnerung an eine ursprüngliche Stammverwandtschaft. Aber es wird der orientalischen Christenheit gehen wie den lateinischen Völkern, deren jedes besondere, oft einander entgegengesetzte Interessen hat, wenn schon sie zu einem und demselben moralischen Reiche gehören und, ihren Gedanken und Meinungen nach, ein Ganzes bilden. Um zu diesem Resultate zu gelangen, darf man nur die noch schwächlichen Nationalitäten großmüthig unterstützen, damit sie frei und unabhängig von Rußland heranwachsen können. Die Griechen-Slawen des Südens sind der Haupthebel, mittels dessen das europäische Gleichgewicht festgestellt zu werden vermag. Zwischen dem Osten und Westen mitten inneliegend und ihren Sitten nach zum Orient, ihrer Geistesbildung nach zu Europa gehörig, scheinen sie, vermöge dieser ihrer Doppelnatur, vorzugsweise dazu bestimmt, gleich den alten Griechen die Rolle als Vermittler zwischen beiden Hemisphären zu übernehmen. Ihr Wunsch ist, sich dadurch emporzuarbeiten, daß sie sich auf die Hülfe und die Einsicht des Abendlandes stützen und seinem Einflusse, nicht aber seinem Joche, sich hingeben. Diesem Wunsche muß Frankreich entgegenkommen, welches nur ein Mittel besitzt, das morgenländische Europa dem englischen Einflusse und der Obhut der Czaren zu entziehen, und dieß besteht darin, daß es die dortige Macht zertheile, gleichwie die des Abendlandes zertheilt ist, daß es die unterdrückten Nationen emporrichte, neue Herrschaften und neue Interessen schaffe, welche im Stande seien, die Interessen Englands und Rußlands aufzuwiegen.

Erſtes Buch.

Die Montenegriner.

Erſtes Kapitel.

Beſchreibung von Czernagora, kirchliche und bürgerliche Einrichtungen, Streitkräfte, Handel.

Montenegro oder Czernagora bildet ſeit faſt einem Jahrhunderte einen unabhängigen Staat, der ſcheinbar ſehr ſchwach, in der That aber faſt unbeſiegbar iſt, Dank der Sympathie mehrer Millionen ſerbiſcher Rajas, denen ſein Gebiet ſtets als Zufluchtsſtätte offen ſteht. Das lange czernagoriſche Gebirge, welches Dalmatien, die Herzegowina und den ganzen Norden Albaniens beherrſcht, ſtreckt ſich im Angeſichte Italiens hin, als das äußerſte Bollwerk des ſerbiſchen Volkes. Durch jenes Land ſteht es mit Europa in Verbindung, um dieſe ruhmgekrönten Berggipfel ſammeln ſich alle griechiſch-ſlawiſchen Empörer. Die heldenmüthigen Kämpfe, deren beſtändiger Schauplatz hier iſt, begeiſtern ein ganzes Volk, welches, wenn ſchon beſiegt und zerſplittert, doch unbewältigt geblieben iſt und glaubt, daß nun endlich die Stunde ſeines Erwachens geſchlagen.

Czernagora, welches die Diplomaten ſo ganz vergeſſen zu haben ſcheinen, könnte dem Abendlande, und zumal Frankreich, weſentliche Dienſte leiſten; ja indem es nach dem herrlichen Buſen von Cattaro ausmündet, könnte es uns vorkommenden Falls als Brückenkopf für den Orient dienen. Unſere Schiffe können in der That nur von dieſem Puncte aus direct mit dem ſerbiſchen Volke verkehren, und von Cetinje aus kann Frank-

reich auf die Serbier einwirken, gleichwie der russische Einfluß seinen natürlichen Stützpunct in Belgrad findet.

Napoleon sah wohl ein, wie wichtig es für ihn sein würde, die czernogorzischen*) Krieger für sich zu gewinnen, und zu diesem Behufe schickte er den Obersten Vialla de Sommières an sie ab. Da Vialla in den Jahren 1807 bis 1813 Gouverneur von Cattaro war, so traute man ihm vor Allen eine gründliche Kenntniß jener Gegenden zu, und seine in der Folge veröffentlichte Reisebeschreibung **) galt bis auf den heutigen Tag für die vollkommenste Schilderung von Montenegro. Allein der französische Gouverneur von Cattaro beobachtete die Slawen so oberflächlich, daß er durchweg die von Czernagora für Hellenen ansah und ihre Sprache für eine griechische Mundart hielt. Indessen ist, ungeachtet seiner seltsamen Irrthümer in Betreff der politischen Geschichte dieses Volkes und seiner übertriebenen Schilderungen der Sitten desselben, das Werk des Obersten Vialla nicht ganz ohne Interesse, zumal wenn er den Hof des Vladika und seine Beziehungen zu diesem Fürsten und zu dem Civilgouverneur des Hochlandes beschreibt, welchen letzteren er Bogdan nennt, während er doch in allen serbischen Urkunden und Volksgesängen Luka Radonitsch heißt. Was die statistischen Angaben des Reisenden anlangt, so können sie wegen der Keckheit, mit der er über die wichtigsten Thatsachen abspricht, nur irreleiten. So giebt er z. B. Czernagora, wovon er nur einige Theile hat besuchen können, eine Ausdehnung von 418 Quadratmeilen und eine Volksmenge von 53,168 Seelen, während die Czernogorzen selbst nicht genau die Größe ihres Landes kennen. Werden sie über diesen Punct befragt, so antworten sie, daß man drei Tage brauche, um Czernagora so ziemlich nach allen Richtungen zu durchwandern. Noch schwieriger ist es, genau die Volkszahl zu bestimmen, da diese Bergbewohner Weiber und Schwache nicht in Anschlag bringen und ihre

*) Wir werden die einheimischen Benennungen Czernagora und Czernogorzen vorzugsweise anstatt der rein italienischen Namen Montenegro und Montenegriner gebrauchen.

**) Voyage historique et politique au Monténégro, contenant l'origine des Monténégrins, peuple autocthone ou aborigène et très-peu connu. 2 vol. in 8. Paris, 1820.

Volksmenge nur nach der Zahl der Flinten berechnen, die sie auf den Feind anlegen können.

Im 17. Jahrhundert bestand, laut venetianischen Berichten, dieses Völklein nur aus 20,000 bis 30,000 Seelen; es zählte deren ungefähr 50,000, als es seinen Kampf gegen die Franzosen, die Herren Dalmatiens, begann. Zwanzig Jahre später steigerten die Statistiker diese Zahl bis zu 75,000; im Jahre 1835 aber erklärte die Grlitza (d. h. Turteltaube), der Staatskalender von Cetinje, daß das Land 100,000 Einwohner enthalte. Gegenwärtig kann man, in Betracht des Gebietszuwachses von Czernagora, diese freie Völkerschaft auf mindestens 120,000 Seelen anschlagen. Sicherer läßt sich die Zahl ihrer Krieger bestimmen; das Contingent der vier Nahias (czernagorischen Bezirke) ist auf 9000 Flinten oder Streiter festgesetzt, wovon 3500 auf Katunska, 2000 auf Rietschka, 1000 auf Lieschanska und 2500 auf die Nahia Czermnitza kommen. Zu dem Contingent dieser vier Bezirke ist noch das der Berdas hinzuzurechnen, unter welcher Benennung man die sieben, das montenegrinische Gebiet umgebenden Berge versteht. Diese Berge gehören zwar nicht zu Czernagora, allein die Stämme, die sie bewohnen, sind mit jenem Freistaate verbündet. Die Gesammtbevölkerung der sieben Berdas ist vielleicht ebenso stark, als die der vier Nahias, und wenn gleich die Grlitza von 1835 nur 15,000 Streiter zählte, so steht doch die dalmatische Zeitung von Zara vom December 1838 nicht an, die Streitkräfte von Czernagora auf 19,500 wohlgeübte Krieger zu schätzen. Man wird sagen, diese seien nicht ausreichend, ein Land zu vertheidigen, aber man schieße nur eine einzige Kugel gegen jene Gränzfelsen ab, und im Nu werden von allen Seiten Schwerter und Büchsen daraus hervorblinken. Greise, Kinder, selbst Weiber, Alles wird gegen Euch aufstehen, Ihr werdet so viele erbitterte Feinde haben, als das Gebirge Seelen zählt. Die Czernogorzen sind kein staatlich geordnetes Volk, sie sind ein Insurgentenhaufen, der seinen Lebensunterhalt im Kriege und seine Freude in der Rache findet. Dieses Land ist bisher allen Bedingungen des orientalischen Staatsbürgerthums so gänzlich fremd geblieben, daß es, zum großen Aerger der übrigen Serbier, Jedermann, ohne Ansehen der Religion, das Bürgerrecht ertheilt. Römische Katholiken sind

dort sehr zahlreich, ja selbst Türken werden aufgenommen, und zwar bilden diese eine besondere Gemeinde; sie kämpfen als Brüder an der Seite der Christen, glauben aber dabei nach wie vor an ihren Koran und haben ihre Moschee.

Die westlichen Nachbarn der Czernogorzen geben denselben den grassesten Aberglauben schuld. Der Montenegriner hält, ihrer Meinung nach, Alles für erlaubt, wenn er nur den Mönchen den Zehnten entrichtet und mit den Klöstern die Beute seiner Tschetas (Streifzüge) theilt. Bei den Christen des Orients dagegen gilt er, und wohl mit Recht, für einen Freigeist. In der That können auch die Republikaner von Czernagora, da sie ganz und gar von dem öffentlichen Leben, ihren Kriegsunternehmungen und irdischen Eroberungen, in Anspruch genommen sind, sich wenig um den Himmel kümmern. Ihre Klöster sind weit ärmer, als die in den anderen Theilen der Türkei, und während bei den übrigen Serbiern der, welcher nicht wenigstens ein Mal im Jahre communicirt, als Giaur verschrieen ist, überwiegt unter den Czernogorzen die Zahl derer, die nie communiciren, bei Weitem die der eifrigen Christen. Darum sind aber diese Hochländer doch weit entfernt, die heiligen Gebräuche zu verachten, und wenn sie sich gewisser religiöser Uebungen enthalten, so geschieht dieß lediglich aus Gehorsam gegen ihre Kirche, welche Jedem, der von einem Hasse beseelt ist, die Sacramente versagt und ihm, sobald dieser Haß beschwichtigt ist, eine öffentliche Sühne auferlegt. So wird z. B. der Mörder auf zwanzig Jahre vom Abendmahle ausgeschlossen. Auf die Länge findet der Czernogorze diesen Büßerzustand ganz bequem für sein abenteuerndes Treiben, und er zieht ihn dem minder freien und minder leichtfertigen Leben der wahren Gläubigen vor; die meisten dieser Krieger vergessen am Ende selbst das Gebet des Herrn und kennen vom ganzen Christenthume nichts mehr als das Fasten und das Zeichen des Kreuzes. In demselben Maße aber, als ihre religiöse Unwissenheit zunimmt, wächst auch ihre Kenntniß des Kriegs- und Staatslebens.

Indessen hat doch jede Gemeinde ihre Kirche, zuweilen auch mehre, und überdieß giebt es vier bis fünf Klöster, unter denen die von Ostrog und Moratscha die vorzüglichsten sind. Ganz Czernagorien hat nicht mehr als 15 bis 20 Mönche, denen

ungefähr 200 Popen zur Seite stehen; ja das Kloster zu Cetinje ist nur mit einem Mönche besetzt. Diese Geistlichen führen einen sehr strengen Lebenswandel und unterscheiden sich von den griechischen Kalogeris nur durch ihre Kopfbedeckung, nämlich durch den rothen Fes, der mit einem seidenen Tuche turbanartig umschlungen ist. Der Vladika selbst, das Kirchen- und Staatsoberhaupt, kleidet sich wie die Mönche, daher er auch in der Türkei der schwarze Kalogeri heißt.

Nirgends auf der Erde findet sich vielleicht eine so vollständige Gleichheit, als in Czernagora; allein dieses Princip der Gleichheit, sowie es von den Slawen aufgefaßt und in Anwendung gebracht wird, beeinträchtigt nicht die Rechte und das Bestehen der Familie, wie es die Theorieen thun, die in Frankreich auf dieses Princip gegründet werden. Jeder Serbe, wenn schon im Genusse völliger Unabhängigkeit, ist gleichwohl stets dem Gesammtinteresse ergeben. Er trennt sich fast nie von seinen Verwandten, daher auch die Familien so zahlreich sind, daß oft eine einzige hinreicht, um ein ganzes Dorf von mehren hundert Häusern zu bilden, dessen Bewohner, sämmtlich gleichen Stammes und gleichen Namens, sich von einander nur durch ihre Taufnamen unterscheiden. Jede Familie hat ein erwähltes Oberhaupt, welches sie regiert. Dieses patriarchalische Leben erzeugt die vollkommenste Gesammtbürgschaft unter den Verwandten, und keiner von ihnen kann verletzt werden, ohne daß alle anderen alsbald seine Vertheidigung übernehmen. Dieß ist der Grund der Blutrache und der Familienfehden, welche nur ausgeartete Folgerungen eines durchaus erhaltenden Princips sind. Das Unheil, welches diese Fehden mit sich bringen, wird glücklicher Weise dadurch ausgeglichen, daß dieselben bei dem Czernogorzen das Gefühl der persönlichen Würde kräftigen und ihn lehren, jeglichen Streit mit seinen Landsleuten als ein großes Unglück zu betrachten. Im Feuer seines Zornes hört man ihn rufen: „Ne ukrv bog ti i sveti Jovan!“ (Nicht in's Blut! ich beschwöre dich bei Gott und dem heiligen Johannes!) Ein Gesetz, welches der letztverstorbene Vladika gegeben, ist bezeichnend für den Stolz dieser Männer; es heißt darin: ein Czernogorze, der einen seiner Mitbürger mit Füßen tritt oder mit dem Tschibuk schlägt, darf von dem Beleidigten getödtet werden, ohne daß dieß demselben

höher angerechnet wird, als wenn er einen auf frischer That ertappten Dieb getödtet hätte. Bezähmt der Beleidigte seinen Zorn, so muß ihm der Beleidiger 50 Ducaten Strafgeld und ebenso viel den Stareschinen des Gerichts geben.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß es in Czernagora keine Bettler giebt. Tritt, was nur zu häufig der Fall ist, Hungersnoth ein, so gehen die Darbenden zu den Reichen und verlangen keck von ihnen Brot oder Geld gegen das Versprechen, es zu bestimmter Frist zurückzuerstatten, oder auch gegen Verpfändung ihrer schönen Waffen. Die Kaufläden von Budva und von Cattaro sind voll von Waffen, welche, auf solche Weise versetzt, nicht wieder eingelöst wurden.

Der Krieg gegen die Muselmänner ist für diese Hochländer fast das tägliche Geschäft: Greise, Kinder, Alle eilen begeistert herbei, als gälte es ein Märtyrerthum; selbst die Krüppel lassen sich auf die Schanze tragen, lagern sich hinter einen Felsen, laden die Gewehre und feuern auf den Feind. Dieser Krieg ist so mörderisch, daß er am Ende immer die Mehrzahl derer, die daran Theil nehmen, wegrafft. Der Tod außer der Schlacht wird von diesen Tapfern als das größte Unglück betrachtet; die Verwandten sagen von einem Kranken, der eines natürlichen Todes starb, er sei von Gott, dem großen Mörder, getödtet worden (od boga, starog krvnika). Der größte Schimpf, den man gegen einen Montenegriner ausstoßen kann, ist in den einfachen Worten enthalten: „ich kenne die Deinigen, alle Deine Vorfahren sind in ihrem Bette gestorben."

Selbst die Mönche sind bewaffnet, fechten und trotzen, in ihren Klöstern verschanzt, dem Sturme der Muselmänner. Noch weltlicher, als die Mönche, leben die Popen; diese haben sogar den langen Bart und die schwarze Faltenmütze abgelegt, welche sie in den übrigen serbischen Ländern tragen müssen; sie scheeren sich, gleich den Kriegern, das Kinn und die Hälfte des Schädels und unterscheiden sich durch keine besondere Tracht von ihrer Heerde. Sie nehmen an allen Gefechten Theil, selbst an den Familienfehden; da aber die Kirche ihren Dienern verbietet, Blut zu vergießen, so reizen sie nur die Streiter an, oder schlagen den Feind zu Boden, anstatt ihn mit scharfen Waffen zusammenzuhauen. Im Kriege führt jeder seinen Mundvorrath und Schieß-

bedarf; den er sich selbst anschafft, bei sich. Die Pulvermagazine, welche der Vladika in Bereitschaft hält, werden nur in dringendem Nothfalle geöffnet. Es wird den Czernogorzen schuldgegeben, daß sie nur aus Raubsucht sich in den Kampf stürzen, und gewiß fallen die Armen häufig, nur um Heerden und Geld zu erbeuten, in das türkische Gebiet ein; dagegen verfolgen die Reichen bei ihren Unternehmungen keinen anderen Zweck, als den, im Dienste ihres Vaterlandes Ruhm zu erwerben.

Die Sitten der Frauen tragen deutlich das Gepräge des gesellschaftlichen Zustandes, in dem sie leben. Sie sind die steten Gefährtinnen der Krieger und spiegeln sich wohlgefällig in dem Bilde, welches nachstehendes Gedicht von ihnen entwirft.

Die Czernogorzin.

„Ein Haiduk ruft wehklagend auf dem Berge: „„Armer Sta„„nischa, verflucht bin ich, der Dich ungerächt fallen ließ!““ Und „tief unten im Thale von Zusa hört die Gattin Stanischa's diesen „Ruf und vernimmt, daß ihr Gatte fiel. Alsbald ergreift die feurige „Christin ein Gewehr, stürzt fort und verfolgt die grünen Pfade, auf „denen die Mörder ihres Gatten herabstiegen, funfzehn Türken, an „ihrer Spitze Tschengitsch-Aga. Als sie Tschengitsch-Aga erblickt, „nimmt sie ihn auf's Korn und schießt ihn auf der Stelle todt. Die „übrigen Türken, erschreckt durch die Kühnheit dieses Heldenweibes, „fliehen und lassen sie ungehindert den Kopf ihres Anführers ab„schneiden, den sie mit in ihr Dorf nimmt. Darauf schreibt Fati, „die Wittwe Tschengitsch's, an die Wittwe Stanischa's: „„Christen„„weib! Du hast mir beide Augen ausgerissen, indem Du meinen „„Tschengitsch-Aga getödtet; bist Du also eine ächte Czernogorzin, „„so kommst Du morgen allein an die Gränze, wie auch ich mich „„allein dort einstellen werde, auf daß wir uns mit einander messen „„und sehen, welche von uns beiden die beste Gattin war.““ Die „Christin wirft das Frauengewand ab und legt die erbeuteten Kleider „und Waffen Tschengitsch's an, nimmt seinen Jatagan, seine beiden „Pistolen und seine glänzende Dscheferdare (Büchse), besteigt den „stolzen Renner des Aga und fliegt dahin über die Pfade von Zusa. „Bei jedem Felsen ruft sie: „„Wenn hier ein czernogorzischer Bruder „„im Versteck liegt, tödtet mich nicht, ich bin kein Türke, ich bin ein

„„Kind von Czernagora.““ Aber als ſie nun auf der Gränze an„langt, ſieht ſie, daß die treuloſe Bula (türkiſche Frau) ihren Djewer „(Vetter) mitgebracht hat, der auf hohem, ſchwarzen Roſſe wuthent„brannt gegen die junge Chriſtin heranſprengt. Dieſe aber erwartet „ihn ſonder Furcht; mit ſicherer Kugel trifft ſie ihn in's Herz und „trennt dann ſein Haupt vom Rumpfe; die fliehende Bula aber holt „ſie ein, führt ſie gefeſſelt als Sclavin mit ſich nach Zuſa, wo ſie ihre „Kinder, die Waiſen Staniſcha's, in Schlaf wiegen muß. Und als „nun die Bula ihr ſo funfzehn Jahre lang gedient, entläßt ſie ſie frei „zu den Ihrigen.“

Die erſtaunliche Thatkraft, welche den czernogorziſchen Weibern inwohnt, wiſſen ihre kriegeriſchen Eheherren wohl zu benutzen, indem ſie ihnen die ſchwerſten Arbeiten aufbürden. Mit ungeheueren Laſten beladen, ſieht man ſie leichten Fußes am Rande der Abgründe dahingleiten, und oft, als fühlten ſie kaum ihre Bürde, drehen ſie dabei in der Hand die Spindel und plaudern untereinander. Geht ein Glavar (Familienhaupt) vorüber, oder eine vornehme Perſon ihres Geſchlechts, ſo unterlaſſen ſie nie, unter tiefer Verbeugung ihnen die Hand zu küſſen. Trotz dieſer ihrer gedrückten Lage, iſt dennoch in Czernagora die Frau in moraliſcher Hinſicht keineswegs bloß das Spielzeug des Mannes, wie dieß nur zu oft in civiliſirten Ländern der Fall iſt. Hier iſt ſie wahrhaft unverletzbar; darum kann ſie ſich auch ohne Bedenken ſelbſt dem Fremden anvertrauen, in der Gewißheit, daß er ſich keine Unziemlichkeit gegen ſie erlauben werde. Wagte er es dennoch, ihre Schamhaftigkeit zu verletzen, ſo würde der Tod des einen oder des anderen Theils die gewiſſe Folge davon ſein. Eine czernogorziſche Schöne liebt nur in der Ausſicht auf Heirath, den treuloſen Verführer aber trifft der Tod. Laut den Volksgeſängen, ſchätzten es ſich ehedem die Krieger dieſes Landes zur Ehre, türkiſche Weiber zu taufen und zu ehelichen; doch geſchieht dieß jetzt nicht mehr, denn dem Czernogorzen erſcheint die Muſelmännin, ſelbſt wenn ſie bekehrt iſt, allzu ſehr unter ſeinem Stande, als daß er ſie zur Gefährtin wählen ſollte. Gleichwohl bleiben, inmitten der heftigſten Parteikämpfe, die Frauen beider Völker außer dem Spiele und können ohne Gefahr aus einem Lande in's andere wandeln.

Nächſt dem Weibe iſt für den Czernogorzen der Reiſende

das heiligste Wesen. Im ganzen Lande wird mit außerordentlicher Herzlichkeit die Gastfreundschaft geübt. Verlangt Ihr im Vorbeireiten auf dem Hofe eines Landmannes ein Glas Wasser, so wird er bereitwillig Eurem Wunsche entgegenkommen und selbst Wein herbeischaffen, wenn er welchen hat. Zwar haben jene großen, furchtbaren Bullenbeißer auf der Hausschwelle, die vor dreißig Jahren den Obersten Vialla in Schrecken setzten, nichts von ihrer bissigen Wachsamkeit verloren, aber tretet nur ein in die Hütte, und man wird sich um die Ehre streiten, Euch zu dienen: man breitet Euch Kissen, wenn Euer Wirth solche besitzt, auf die hölzerne Ofenbank, der Hausherr, Euch gegenüber auf einem Steine Platz nehmend, reicht Euch selbst den Kaffee, harte Eier, Castradina *) und Landwein, Alles auf einem Brete, das als Tisch dient. Wenn er nach den ersten Zdravice (Toasten) Euch die Hand reicht, so ist das ein Zeichen, daß er schwört, Euch fortan bis in den Tod zu vertheidigen, wäre es auch gegen ein ganzes Heer. Bei Eurem Abschiede verlangt er, anstatt aller Vergütung, nur einen Schuß aus Eurem Gewehr, eine Abschiedssalve ihm zu Ehren, welche offenkundig macht, daß Ihr mit ihm zufrieden waret.

Die Czernogorzen haben, wie alle Morgenländer, die alte barbarische Sitte beibehalten, die Köpfe ihrer Feinde auf Lanzen aufzuspießen, und sowie die Paschas jeden Soldaten, der ihnen einen abgeschnittenen Kopf bringt, belohnen, ebenso ertheilen auch die Wojwoden (Hauptleute) in gleichem Falle ihren Junaks (Tapferen) Ehrenzeichen. Die alten Volkslieder gedenken oft der Tschelenkas, silberner Federn, die an der Kopfbedeckung der Krieger flattern, und deren Zahl die der Feinde anzeigt, die Jeder enthauptet hat. Noch vor vier Jahren haben die Czernogorzen, während ihrer Scharmützel mit Oesterreich, die abgeschnittenen Köpfe der Deutschen auf den Thorpfosten von Cetinje aufgepflanzt, ebenso wie sie es zu den Zeiten des Kaiserreichs mit den Köpfen der französischen Grenadiere machten, um sich über die Niederlagen, die unsere Soldaten ihnen beigebracht, zu trösten.

*) Geräuchertes Fleisch, auf serbische Art zubereitet.

Der Slawe des schwarzen Hochlandes ist ein ebenso gewandter Diplomat als tapferer Krieger. Seht ihn in einem albanesischen oder bosnischen Hane, am Abende einer Heerfahrt, wie er da propagandirt und seinen Rajabrüdern die Vortheile, ja selbst die Nothwendigkeit eines Bündnisses mit seinem heiligen Vladika beizubringen weiß. Seinen honigsüßen Worten nach zu urtheilen, scheint dieser furchtbare Mann alle Eigenschaften zur Verführung der Weiber zu besitzen. Würde und Selbstverleugnung des Märtyrers strahlen auf seinem Antlitz, und man hört auf ihn, wie auf einen Propheten. Im Grunde besitzt der Czernogorze die größte Menschenfreundlichkeit, und bewundernswerth ist der Gleichmuth, mit welchem er alle Sticheleien seiner Nachbarn aufnimmt, das geduldige Schweigen oder die schlagenden Erwiderungen, die er, ohne je verdrüßlich zu werden, den beißendsten Scherzen entgegensetzt. Man rühmt die Gewandtheit der Czernogorzen im industriellen Verkehr; ihr Handel würde unstreitig in Flor kommen, wenn sie je im Stande wären, in Besitz des Busens von Cattaro zu gelangen und eine Stellung einzunehmen, welche sie nicht mehr unbedingt an das Kriegsleben fesselte. Unter diesen Streitern giebt es schon eine beträchtliche Anzahl Ackerbauer, und mitten in den mit Steinen und Menschengebein überstäeten Einöden trifft man auf manche freundliche Oase. Wo irgend der Czernogorze dem Felsen ein kleines culturfähiges Feld hat abgewinnen können, besäet und pflegt er es und scheut dabei keine Mühe. Uebrigens treibt er keinerlei Handwerk, und wenn er sein Kochgeräth selbst bereitet, schöne Holzpfeifen und selbst kunstvolle Tabaksdosen fertigt, so thut er dieß doch nur zu seinem Vergnügen und ohne daraus Gewinn ziehen zu wollen. Vor Allem lieben die Czernogorzen Jagd und Fischfang und verstehen sich ebenso gut darauf, das Wild zu erlegen als Türkenköpfe abzuschlagen. An ihrem heimischen Boden hängen sie so schwärmerisch, daß sie, selbst im Angesichte der reizenden Ufer des Bosporus, ihre unwirthlichen Felsen für den schönsten Punct der Erde erklären.

Es ließen sich manche Vergleichungspuncte zwischen den Sitten der Czernogorzen und denen des Ritterthums herausheben. Zur Zeit, als der venetianische Commissär Bo-

lizza*) diese Krieger besuchte, führten sie noch Schild und Lanze; ihre Lieblingsübung waren Wettkämpfe nach Art unserer Turniere, wie z. B. das Dscheridspiel, wobei man zu Pferde einander mit dem Wurfspieße angriff. Heutigen Tages noch gleichen ihre Flinten, Pistolen und Dolche denen, welche in unseren Rüstkammern das Andenken an die letzten Ritter bewahren. Die Begeisterung der Rajas für die Czernogorzen erinnert an die Bewunderung, welche das Volk den Helden unserer Geschichte zollte. Wenn einer dieser Tapferen die benachbarten, ja selbst wenn er die österreichischen Landschaften durchreist, eilen die Einwohner herbei, um den Helden des Hochlandes zu begrüßen, um von Angesicht zu Angesicht einen jener Wundermenschen zu sehen, dessen Thaten in aller Slawen Munde leben.

Die Aehnlichkeit der Lage der Czernogorzen mit der der castilischen Bergbewohner, welche die Mauren bekämpften, hat nothwendig bei Jenen mehre Eigenthümlichkeiten des spanischen Charakters entwickeln müssen. Es spricht sich diese Aehnlichkeit selbst in der Kleidung aus, in der weiten Struka, einem über die Schulter hängenden zottelhaarigen Mantel, in der Opanka, einer leichten, elastischen Sandale, die vorzüglich sich eignet, um Berge hinanzuklimmen und von Fels zu Fels zu springen. Eine weißwollene Bluse, welche Hals und Brust offen läßt und über ein kurzes orientalisches Beinkleid herabfällt, als Kopfbedeckung der rothe, mit einem Tuche dick umwundene Fes, der dem Turban ähnelt und jederzeit eine ausdruckvolle, oft sogar eine ausgezeichnet schöne Gesichtsbildung hervorhebt, dieß ist die Tracht des Czernogorzen, des griechisch-slawischen Ritters.

Es wäre nicht unmöglich, daß Czernagorien, wenn es ihm gelänge, einen Seehafen zu gewinnen und die Vereinigung der Albanesen mit dem serbischen Stamme zu bewerkstelligen, dereinst eine der wichtigsten politischen Stellungen auf der großen Halbinsel einnehmen dürfte; darum lohnt es wohl der Mühe,

*) Sein Reisebericht findet sich handschriftlich in der St.-Marcus-Bibliothek, unter dem Titel: Relazione e Descrizione del sangiacato di Scutari. 1614. 44 Blätter in 4. Abthlg. VI Cod. 176.

ein Land kennen zu lernen, welches ein von so regem Streben beseeltes Volk bewohnt. Zwei sehr verschiedenartige Straßen führen den Reisenden in's schwarze Hochland. Kommt man aus dem Westen, von Cattaro her, so geräth man in eine Einöde, an Abgründe, in welche bei jedem Schritte abgelockerte Steine hinabrollen, in Schluchten, an deren Rande die magere Ziege hinklettert, um die spärlichen Halme von den grauen Felsen abzugrasen, in eine Wüstenei, wo die ganze Natur in Trauer gehüllt ist, ausgenommen der Mensch, der bei all seinem Elende heiter lächelt und, als freier Mann, sich zutraulich und gutmüthig zeigt. Kommt man dagegen von Osten her, über Nowipasar, so führt der Weg nach Czernagora durch die reizendsten Landschaften, durch Thäler, von unzähligen Bächen befeuchtet und von prachtvollen Waldungen umkränzt. Von welcher Seite man übrigens auch in's Hochland gelangen mag, allenthalben kann man dort, wofern man nur einen Eingeborenen zur Begleitung bei sich hat, bei Tage wie bei Nacht mit größerer Sicherheit reisen, als in manchen Theilen des civilisirten Europas. Selbst wenn bloß ein Weib ihn geleitet, darf der Reisende getrost seines Weges gehen, ja er wird auf diese Weise sogar vor den Anfällen der Haiduken sicherer sein, wegen der Ehrfucht, welche diese morgenländischen Ritter für das schwache Geschlecht hegen. Daher geschieht es auch häufig, daß der Führer plötzlich den Fremden einer schönen Muhme überantwortet, die denselben zu dem Orte seiner Bestimmung geleitet. Stieglitz, der deutsche Verfasser einer Reise in Montenegro *), erhielt auf diese Weise vor einigen Jahren eine junge Verwandte des Vladika zur Führerin.

Montenegro ist, wie überhaupt alle orientalischen Länder, so innig mit seinen Bewohnern verwachsen, daß es keine anderen Ortsbezeichnungen besitzt, als die Namen ihrer Plemen, d. h. der Stämme, welche die verschiedenen Hochebenen inne haben; verschwänden diese Stämme, so würde man nicht wissen, wie man die von ihnen geräumte Stelle bezeichnen sollte, und das Land würde wiederum werden, was es vor der Einwanderung

*) Ein Besuch auf Montenegro; Stuttgart, 1841.

der Uskoken *) war, eine weite, namenlose Wüste. Ehedem war die jetzt sogenannte Landschaft Czernagora ein Bestandtheil des Herzogthums und der Provinz Zenta (welche Benennung gegenwärtig nur noch dem Thale der Moratscha von Schabljak bis Podgoritza zukommt); sie liegt zwischen Albanien, Bosnien, der Herzegowina und dem österreichischen Dalmatien. Die Moratscha und die Paskola, die sich in den See von Skadar ergießen, begränzen sie im Osten; im Westen würde ihre natürliche Gränze die Küste des adriatischen Meeres von Antivari bis Raguſa ſein; allein der Wiener Congreß hat anders darüber verfügt, und ſo haben die Czernogorzen keinen einzigen Ausweg zum Meere, welches ſie von einigen Puncten ihrer Gränze aus faſt mit einem Steinwurfe erreichen können.

Die natürlichen Bollwerke des Landes ſind im Weſten die Strebemauer des Sella-Gora, von 5000 bis 6000 Fuß Höhe, im Oſten die Bergkette von Oſtrog, im Süden der Sutorman. Von dieſen Gebirgsketten laufen Höhenzüge nach allen Richtungen in das Innere des Landes aus. Die Volkslieder erzählen, daß der liebe Gott, als er über die Erde hinfuhr, um ſie mit Bergen zu beſäen, unachtſamerweiſe den Sack, worin er ſeinen Felſenvorrath hatte, auf Czernagora herabfallen ließ, und daß ſo die darin enthaltenen Granitblöcke nach allen Seiten hinrollten und das Land bedeckten. Nur eine Ebene giebt es dort, die von Cetinje, die, nur eine halbe franzöſiſche Meile breit und vier Meilen lang und mit einem Felſengürtel umgeben, ehemals einem See als Bett diente. Der einzige große Fluß des Landes iſt der Czernojewitſch, welcher, oberhalb Dobro von den Maratowitſch-Bergen herabkommend, durch Cetinje durch in den See von Skadar fließt. An der Stelle, wo der Fluß aufhört für die hinanſegelnden Schiffe fahrbar zu ſein, wird allwöchentlich in einem engen Bazar ein Markt gehalten, der ſtark beſucht iſt, ſelbſt von den Serben, die auf öſterreichiſchem oder türkiſchem Gebiete leben. Der Czernojewitſch hat einen ſehr unregelmäßigen Lauf; bald breitet er ſich aus auf ſchönen Livadas (Wieſen), bald verliert er ſich in

*) Geächtete Serben, durch deren Einwanderung das Hochland bevölkert ward.

Schilfwerk oder zwängt sich zwischen überhangenden Felsen durch, die ihm den Weg versperren zu wollen scheinen. An seinem Ufer erhob sich die fast spurlos verschwundene starke Feste von Rieka, vor welcher ein osmanisches Heer aufgerieben ward. Besser haben sich die Trümmer von Obod, die auf einem Berge an der Mündung des Flusses liegen, erhalten. Unterhalb dieser zerstörten Burg geht eine weite, geheimnißvolle Höhle in den Felsen; hier schläft, der Sage nach, der heldenmüthige Iwo*), der Vater der Czernogorzen, an dem Busen der Wilas**), die über ihn wachen und ihn dereinst auferwecken werden, sobald es Gottes Wille ist, seinen geliebten Montenegrinern Cattaro und das blaue Meer zuzutheilen. Dann wird der unsterbliche Held wiederum an die Spitze seines Volkes treten und die Schwabi (die stummen Germanen) von der den Slawen entrissenen Küste vertreiben.

Außer der Czernojewitscha-Rieka giebt es in Czernagora noch einen anderen Fluß, die Czerniza, welche aufwärts bis zu dem Dorfe Wihra schiffbar ist, das einen sehr alten Bazar hat. An eben dieser Stelle brach der erste Aufstand der Rajas des Hochlandes gegen die Türken los, welche gerade den Maiszehnten eintrieben und dabei behaupteten, daß das Scheffelmaß zu klein sei. Darüber entrüstet, schlugen die Rajas, unter dem Ausrufe: „Seht, so werden künftig die Czernogorzen ihre Zehnten messen!“ ihre Maßgefäße an den Köpfen der Türken entzwei. Die Temperatur dieser Thäler ist so mild, daß die alten Slawen diese ganze Gegend Jupa, d. h. Land ohne Schnee oder Land der Sonne, nannten und ihre Bewohner Jupanen, Herren des Südens. Indessen hat ein warmes Klima oft seine Uebelstände; mehren Districten fehlt es an Quellen, und die Frauen mancher Dörfer müssen oft einen ganzen Tag lang auf den Beinen sein, um das für ihre Hauswirthschaft nöthige Wasser herbeizuschaffen. In Czernagora sieht man, gleichwie in Arabien, Stämme mit einander um den Besitz einer Quelle kämpfen. An einigen Orten bleibt den Hirten nichts Anderes übrig, als ihre Heerden auf die höchsten Berggipfel zu treiben,

*) Iwo, Diminutiv von Iwan (Johannes), so viel als Hans.

**) Christliche Nymphen, Schutzgeister des serbischen Volkes.

wo der Schnee sich in den Felsspalten erhält; von diesem Schnee schmelzen sie täglich eine gewisse Masse und stillen damit den Durst ihres Viehes. Während so der Hirt sein Feuer auf den Gletschern anzündet, wachsen einige Meilen weit unter ihm die Olive, die Feige, die Granate in Thälern, die keinen Winter kennen.

Der Czernogorze schließt weder Städte noch Festungen, ja er hat kaum Dörfer; denn was man in Czernagora mit diesem Namen bezeichnet, ist nichts, als die — oft noch dazu wechselnde — Stelle, welche eine Brüderschaft (Bratstvo, d. h. der Inbegriff verschiedener, zu einer Gemeinde vereinigter Wirthschaften, deren Glieder sich alle untereinander als Verwandte betrachten) inne hat. Die Czernogorzen bauen mehrentheils von Stein, im Gegensatz von den Donau-Serben, die ihre Hütten aus Holz oder Bretern aufschlagen, und anstatt daß diese letzteren ihre Wohnungen auf einem weiten Raume zerstreuen, drängen sie die ihrigen soviel als möglich auf steile Felsen zusammen und lassen zwischen den Häusern nur soviel Platz, als zu einem schmalen Fußpfade erforderlich ist. Diese Häuser sind fast alle mit Schießscharten versehen; in den Kulas (einstockigen Thürmen) dient das Erdgeschoß als Obdach für das Vieh. Montenegro ist reich an Schaf- und Ziegenheerden, Rindvieh aber und besonders Pferde sind dort eine Seltenheit. Einige Thäler bringen einen an sich vortrefflichen Wein hervor, der aber von den Schläuchen, in welchen er aufbewahrt wird, eine unangenehme Schärfe annimmt. Unzählige Bienenschwärme setzen sich in den, zu diesem Zwecke von den Eingebornen ausgehöhlten, Baumstämmen fest und liefern in diesen, nach roher Urform gebildeten Stöcken trefflichen Honig. Die Bergbewohner ernähren sich vorzüglich von Pflanzenstoffen, von Milch, Mais, Gerstenmehl und von Kartoffeln, deren nunmehr allgemein verbreitete Cultur eine der Neuerungen des letztverstorbenen Vladika war. Das Land hat keine Verbindungswege, die den Namen von Straßen verdienten. Umsonst ließ Napoleon, als Herr Dalmatiens, durch den Marschall Marmont den Czernogorzen den Vorschlag machen, ihnen auf seine Kosten eine Landstraße von Cattaro nach Nikschitscha zu bauen; sie wiesen standhaft, und nicht ohne guten Grund, das kaiserliche Anerbieten zurück.

Czernagora im eigentlichen Sinne ist in vier Nahien oder Bezirke eingetheilt, nämlich: Czernitza oder Czermnitza, Lieschanska, Rietschka und Katunska-Nahia. Dieser letztere Bezirk, der sich vom Berge Lowtschen bei Cattaro bis nach Nikschitscha erstreckt, nimmt allein schon fast die Hälfte von Czernagora ein. Ehedem war die Katunska-Nahia unbewohnt und erhielt ihren Namen von dem albanesischen Worte Katun, d. h. Sennhütte; jetzt umfaßt sie neun Plemen oder Stämme, die in ebenso viele Districte vertheilt sind. Die Deutschen nennen diese Districte Grafschaften und bezeichnen auch die Kneesen oder die, mehrentheils erblichen, Häuptlinge, welche bei der Versammlung der Stämme den Vorsitz führen, mit dem Namen Grafen. Die neun Plemen der Katunska-Nahia sind: die Nieguschi, die Czetini, die Bielitze, die Tjeklitsch, die Komani, die Pliechiozi, die Zusi, die Ozrinitsch und die Zagartschani. Da diese Stämme die ärmsten, unwirthlichsten Districte bewohnen, so sind sie sehr zu Plünderung geneigt, und heutigen Tages noch gehen aus ihrer Mitte die gefürchtetsten Räuber der Türkei hervor. In diesem Bezirke befindet sich die Festung Cetinje, welche eine weite Fläche beherrscht und diesem Hirten- und Kriegervolke als Forum dient; währenddeß die Nationalversammlung auf der Wiese stattfindet, hält der Senat auf dem Berge, bei dem heiligen Vladika, seine Sitzung. Unweit Cetinje liegt Nieguschi (Gneguschi), der einzige Ort dieses Landes, welcher das Ansehen einer europäischen Stadt hat, und wo die angesehensten Familien des Freistaates residiren: die Petrowitsch (Brüder, Oheime und Vettern des Vladika), die Bogdanowitsch, die Jakschitsch, die Prorokowitsch, deren gegenwärtiges Haupt, der wilde Lazo, Neffe des im Jahre 1809 von den Franzosen erschossenen gleichnamigen Popen, weithin von den Türken gefürchtet ist. Nieguschi ist das Moskau dieses kleinen Rußlands. Die bescheidene Wohnung der Stammväter wird hier ebenso als ein Heiligthum bewahrt, wie das Haus der ersten Romanows an den Ufern der Moskwa. Das Haus der Petrowitsch hat nur ein Stockwerk und würde denen der übrigen Einwohner vollkommen gleichen, wenn es nicht etwas größer wäre. Ein anderer, in gleichem Maßstabe erbauter Konak, wovon nur noch der Grund übrig ist, wurde noch vor einigen

Jahren von der Familie des Civilgouverneurs bewohnt, welche über ein Jahrhundert lang dem Vladika die weltliche Macht streitig machte. Diese Familie ist, aller ihrer Güter beraubt, gegenwärtig ohne Herd und Obdach.

Die großen Dörfer Tschewo, Zusa und Welestowo, gefeiert in Volksliedern, liegen in gänzlich uncultivirten Thälern. Der kleine Thalkessel, welcher das Kloster zum Erzengel Michaël, ehedem die Residenz des Vladika, umschließt, und wo man herrliche Früchte und Wein zieht, ist der einzige fruchtbare Theil der Katunska-Nahia. Die angränzende Nahia, von Czernitza, welche, längs des Skadarsees sich hindehnend, bis gen Budva und Antivari hinläuft, ist dagegen der gesegnetste Strich von Czernagora. In einigen Gegenden hat sich die Cultur zu solcher Vollkommenheit emporgeschwungen, daß sie selbst in Frankreich Aufsehen erregen würde; liebliche Gärten steigen terrassenförmig die Berge hinan, und Rebhügel wechseln mit Oliven-, Feigen- und Granatenpflanzungen. Diese Fruchtgärten werden von Männern bestellt, die bis an die Zähne bewaffnet sind. Die Czernitza-Nahia umfaßt sieben Stämme: die Podgori, die Gluhidi, die Bertschele, die Boliewitsch, die Limljani, die Sotonitsch und die Dupili. — Die Nahia von Glubotina oder Rietschka-Nahia, der mittlere Theil von Czernagora, zählt fünf Stämme: die Lubotini, die Kozieri, die Zeklini, die Dobarski und die Gradjani. Der einzige Reichthum dieser Nahia besteht in ihrem Flusse, dem Czernojewitsch, welcher von Forellen und anderen Fischen wimmelt, die geräuchert oder getrocknet nach Dalmatien und Italien ausgeführt werden. Man fängt hier zu gewissen Zeiten einen Fisch, der im Serbischen Ukljeva und im Italienischen Scoranza heißt, eine Art Weißfisch, von der Größe einer Sardine. Beim Herannahen des Winters ziehen sich die Ukljevas nach dem Skadarsee hinab, und zwar in so dichten Massen, daß die Oberfläche des Wassers dadurch eine eigene Färbung erhält. Diese Fische halten sich besonders an denjenigen Stellen des Sees auf, die man Okos nennt, d. h. in den von den aufsprudelnden warmen Quellen des Sees gebildeten Wirbeln, deren gelindere Temperatur die Ukljevas anlockt; hier sind sie oft in solcher Menge zu finden, daß wenn man sein Ruder in eine solche Fischbank hineinsenkt, dasselbe

aufrecht stehen bleibt. Die am Ufer des Seees angesessenen Plemen sind fast ausschließlich im Besitz der Okos, und da brauchen sie nur im Herbste das Netz auszuwerfen, so ist es augenblicklich mit Ukljevas angefüllt. Die kleinsten werden, in Flechtwerk eingesperrt, in die flachsten, kräuterigsten Stellen des Seees gesetzt und oft so dicht zusammengehäuft, daß sie sich kaum bewegen können; diese Vorrichtung dient dazu, sie zu mästen, so wie auch das Wachsthum ihres Laichs zu befördern, woraus ein Caviar bereitet wird, der dem vom Prevesa wenig nachgiebt. Weit unwirthlicher noch als die Rietschka-Nahia ist der vierte und letzte Bezirk, der von Lieschanska oder Lieskopolje, der sich, Podgoritza gegenüber, längs der Moratscha hinstreckt. Er ist ungleich kleiner als die übrigen und enthält nur drei Stämme: die Drajovine, die Buronie und die Gradatz, welche die vierundzwanzig Stämme, aus denen das czernogorzische Volk im engern Sinne besteht, vollzählig machen.

Dieser Freistaat umfaßt außerdem noch viele verbündete Districte und vermehrt, indem er fortwährend neue Stämme in seinen Verband zieht, von Jahr zu Jahr die Zahl seiner Bundesgenossen. Das lange Thal von Kutschi ist seit 1831 mit Czernagora vereinigt; das weitläufige Gebiet von Grahowo seit 1840 fast ganz von der Türkei losgetrennt, und nicht allein die Herzegowina, sondern auch das Paschalik von Skadar, dürften früher oder später Czernagorien einverleibt werden.

Zweites Kapitel.

Geschichte der Montenegriner. — Urzeit.

Die Geschichte Montenegros ist ein langes Heldengedicht, das von drei Jahrhunderten her anhebt, und zu welchem jeder neue Kampf ein neues ruhmreiches Blatt liefert. Dieses noch ungestaltete, aber immer reizender sich entfaltende Epos ist nichts Anderes, als der Inbegriff der Piesmas oder czernogorzischen Volkslieder. Diese Gesänge, welche denen der alten Rhapsoden ähnlich und oft von den Helden, die sie feiern, selbst verfaßt sind, stehen unter einander in keinem Zusammenhange.

Es ist dieß keine Dichtung nach unserem neueren Wortverstande, vielmehr ein historisches Denkmal, die treue Darstellung eines Gesellschaftszustandes, welchen kein anderes Land Europas uns zu vergegenwärtigen im Stande ist, und um deßwillen schon verdienen diese Gesänge eine gründlichere Erörterung.

Vielleicht daß dereinst aus diesen czernogorzischen Piesmas, wenn ein großer Dichtergeist ihnen Leben einhaucht, eine Iliade und Aeneide zugleich hervorgehen; denn sie feiern nicht nur die Siege eines Heldenschlechtes, dessen Großthaten in Wahrheit denen jener Urgeschlechter gleichkommen, sondern schildern zugleich auch das Streben ihrer Krieger, einen zerstörten Staat, ein versunkenes Reich wiederherzustellen. Gleich den Begleitern des Aeneas, welche, aus dem brennenden Troja fliehend, irgendwo ein neues Ilion aufzubauen suchten, errichteten die geächteten Serben, die dem Blutbade von Kossowo*) entronnen waren, eine Freistatt; nur waren sie darin glücklicher als die Trojaner, daß sie dieselbe nicht auf fremder Erde gründen, daß sie den heimathlichen Boden nicht verlassen mußten. Uebrigens findet die auffallendste Uebereinstimmung in den Verhältnissen der ersten Czernogorzen und denen der ersten Römer statt. Beide Staatsgesellschaften haben sich aus Räubern gebildet, aus Kindern der hartherzigen, heißhungerigen Wölfin, aber diese Räuber, oder Haiduken, haben sich, am Cattaro wie an der Tiber, zu Uskoken emporgeschwungen. Der Uskoke ist eines der hervorstechendsten socialen Urgebilde, welche die Geschichte aufzuweisen hat; er ist der Verbannte, der ein neues Vaterland gefunden, der Besiegte oder Verurtheilte, der, getrennt von den Seinigen und verfolgt von den Herren des Schwertes, mit einem Satze den Graben der Freistätte übersprungen hat*) und dort nun frei und unter Brüdern lebt. In den Gründern daß im fünfzehnten Jahrhunderte Czernagora noch keine stehende Bevölkerung hatte und von den serbischen Hirten nur während

*) Die große Schlacht auf dem sogenannten Amselfelde (den 5. Juni 1389), durch welche der türkische Sultan Amurath I. das serbische Reich zertrümmerte.

*) Daher die Benennung uskok, welche buchstäblich so viel heißt, als „der Hineingesprungene."

Roms sehen wir das erste deutlich ausgeprägte Musterbild von Uskoken des Alterthums. Es war also kein Kinderspiel, was den Romulus verleitete, seinen Bruder Remus, der über den Wallgraben der neubegründeten Stadt hinweggesprungen war, zu tödten; denn jenes Vergehen bedeutet nicht Anderes, als daß er zum Feinde übergegangen war, zu dem geordneten und als rechtmäßig geltenden Staatsbürgerverein, der zu allen Zeiten die, welche das Joch des Siegers abschütteln, als Uskoken und als Schwarze betrachtet hat. Auf diese Weise dient die neuere Geschichte Montenegros zur Aufklärung der alten Mythe vom Ursprunge Roms. Wie der Sclave oder Unterthan des alten Etruriens in Rom Zuflucht suchte, so flieht der von seinen Zwingherren verfolgte Raja von Fels zu Fels bis nach Czernagora, welches das sicherste Asyl für alle Geächteten der griechisch-slawischen Halbinsel ist. Alles, selbst der verfolgte Türke, flieht nach Montenegro, wie die albanesischen Gesänge bezeugen; ja man hat selbst junge Leute aus unserem gepriesenen Europa in das schwarze Hochland entweichen sehen: müde des Sclavenjoches, welches eine zweckwidrige Bildung dem Menschen auflegt, ziehen sie es vor, dort als freie Menschen zu leben, keiner Gewalt, als der von ihnen selbst erkorenen, keinem Gesetze, als ihrem eigenen Rechtssinne, sich fügend. Die Ausbrüche erblicher Familienrache bevölkern Czernagora auch mit Dalmatiern, die von Oesterreich verfolgt werden. Die Mehrzahl dieser Menschen ist, wenn schon sie alle für Räuber gelten, durchaus rechtschaffen, und lediglich ihre Anhänglichkeit an ihre altväterlichen Sitten, die ihren neuen Herren ein Aergerniß waren, zwang sie, auszuwandern, wenn sie nicht in ihren Wäldern, ohne Obdach, wie die Thiere leben wollten.

So hat sich im Laufe der Zeit das czernogorzische Volk gebildet. Die einzigen Quellen ihrer Geschichte sind, wie gesagt, die Piesmas. Wir werden diese merkwürdigen Documente, mit Hülfe der allgemeinen Sammlung, welche der Vladika im Jahre 1837 davon veranstaltete, und der Grlitza, worin seitdem neue Piesmen erschienen sind, zu zergliedern suchen.

Die erste Periode der Geschichte Czernagoras erstreckt sich von 1400 bis 1750. Die Piesmen und die Traditionen, welche aus jener Zeit auf uns gekommen sind, sagen aus,

der schönen Jahreszeit besucht ward. Die Tapferen, welche bei Kossowo davon kamen, setzten sich, unter Anführung des Straschimir Iwo, genannt Czernoj (der Schwarze, d. h. der Geächtete, der Rebell), in dieser Felsenwüste fest, und so wie die Franken ihr Land, in welches sie ein gewisser Francus eingeführt haben sollte, Francien nannten*), so meinen auch die Czernogorzen von jenem Iwo Czernoj abzustammen und nennen das Gebirge, welches dieser Held von dem Joche der Eroberer befreite, Czernagora. Eben so erhielt auch der Fluß, der das Land der „freien Schwarzen" durchströmt, und früher Obod hieß, den Namen Czernojewitsch.

Um die vielfältigen Familienbande, welche bereits die lateinischen Albanesen mit den griechischen Serben vereinigten, noch fester zu knüpfen, heirathete Iwo in zweiter Ehe Marien, die Tochter des Johannes Kastriota, des Vaters von Skanderbeg. So mit den vornehmsten albanesischen Familien verschwägert, bekämpfte er bald im Verein mit seinen Verwandten die Osmanlis, und schon hatte er in den Engpässen, die das Land schützen, an dem denkwürdigen Tage von Keinowska (1450), an welchem sein Bruder und Streitgenosse Georg in den Armen des Sieges gestorben war, dem furchtbaren Mohammed II eine vollständige Niederlage beigebracht. Aber Mohammed II, dürstend, seine Schmach zu rächen, erschien im Jahre 1478 von Neuem am Fuße des schwarzen Gebirges und bedrängte durch seine Gegenwart das belagerte Skadar, welches die Venetianer unter Anton Loredan vertheidigten. Damals leistete Iwo, indem er den Kampf von Albanien ablenkte, dem Staate Venedig ausgezeichnete Dienste. Dennoch triumphirte der Halbmond, und nachdem die Türken die Herzegowina erobert hatten, gingen sie dem schwarzen Iwo besser zu Leibe. Durch die Uebermacht und die immer stürmischeren Angriffe des Feindes bedrängt, suchte der Greis Hülfe in Venedig; aber die Republik, die eben einen Friedens- und Handelsvertrag mit Sultan Bajazet abgeschlossen hatte, konnte dem Helden nur eitlen Trost gewähren, und der Schwarze kehrte heim in seine Berge, um dort mit den Tapferen, die ihn zum Führer gewählt, sein Grab zu suchen. Alsbald steckte er

*) Sic!

mit eigenen Händen die Feste Schabljak, die er mühsam den Türken abgerungen, in Brand, versetzte die Mönche von dort nach Cetinje und erbaute hier, in einer von der Natur befestigten Stellung, die Kirche und die Festung, die noch jetzt die Hauptstadt des Landes ist. Endlich setzte eine allgemeine Versammlung jener todesmuthigen Krieger einstimmig fest, daß Jeder, der ohne ausdrücklichen Befehl den ihm zur Vertheidigung angewiesenen Posten verließe, seines Waffenschmuckes beraubt und, mit Frauenkleidern angethan, den Weibern überliefert werden sollte, die ihn, mit Rocken und Spindel ausgerüstet, im ganzen Lande zum Gespötte herumführen würden. Die Scheu vor einer solchen Schmach machte unter diesen freien Männern jeden Verrath unmöglich; Czernagora erstarkte, und weithin erscholl der Ruhm des montenegrinischen Volkes. Iwo vermählte seine beiden Töchter mit erlauchten Fürsten; die eine mit dem walachischen Hospodar Radul, die andere an den Herrscher Georg Brankowitsch. Letztere wird unter dem Namen Maïka Andjelka (Mutter Angelia) noch heutzutage von den Serben als Heilige verehrt.

Die große Venetia suchte sich mit Iwo zu verbinden, und von diesem Augenblicke an haben die Czernogorzen dem Norden Italiens unausgesetzt als Schutzwehr gegen die Türken gedient, welche, da sie nach dem Tode Skanderbeg's sich Bosniens und Albaniens bemächtigt hatten, sicherlich über die Republik von St. Marcus hereingebrochen wären, hätten nicht jene slawischen Korsaren und Haiduken ihnen längs der Ostküste des adriatischen Meeres einen Damm entgegengesetzt.

Das Andenken Iwo's des Schwarzen — bekannter unter dem türkischen Namen Iwan Beg — hat sich in dem Gebirge so frisch erhalten, als hätte er kaum erst seine Laufbahn beschlossen. Quellen, Ruinen, Höhlen werden nach ihm Iwan Begowa benannt, und man hofft, daß er dereinst wiedererscheinen werde als himmlischer Befreier, als politischer Heiland. Die Liebe des Volkes hat sich um so schwärmerischer diesem großen Manne zugewandt, da er keine würdigen Nachfolger hatte; denn die späteren Häuptlinge von Czernagora nahmen Paläste und Ehrenstellen von den Venetianern an und waren unfähig, ein unbändiges Geschlecht zu beherrschen. Der alte Iwo hatte selbst, unbewußt, diesen Verfall beschleunigt, indem er seinen einzigen

Sohn mit einer Lateinerin vermählte. In dem goldenen Buche von St. Marcus, worin der mächtige Iwo im Jahre 1474 ſeinen Namen neben denen der venetianiſchen Großen eingetragen fand, ward einige Jahre ſpäter auch die Vermählung ſeines einzigen Sohnes mit einer Venetianerin aufgezeichnet, welche, dieſer Angabe zufolge, dem Geſchlechte Erizzo angehörte, wogegen aber die Serben ſie für eine Tochter des tapferen Mocenigo erklären. Dieſer Letztere war, nachdem er mit Hülfe Iwo's des Schwarzen das von den Türken belagerte Skadar entſetzt, Doge geworden, und wünſchte nun — nach Laut der Sage — mit ſeinem politiſchen Bundesgenoſſen auch eine Familienverbindung anzuknüpfen. Die Piesmen nennen Iwo's Sohn bald Georg, bald Maxim oder Staniſcha. Wir theilen hier einige Bruchſtücke aus dieſen hiſtoriſchen Geſängen mit *):

„Der Czernojewitſch Iwo ſchreibt an den Dogen des gro„ßen Venedigs: „„Vernimm, o Doge! daß mir daheim der ſchönſte „„Nelkenſtock blühet, gleich wie Dir die ſchönſte der Roſen. Darum „„laß uns die Roſe mit dem Nelkenſtocke vereinen.““ Auf des Do„gen freundliche Erwiderung begiebt ſich Iwo an ſeinen Hof und „bringt drei Ladungen Schätze mit, um die ſchöne Lateinerin für ſei„nen Sohn zu werben. Als er nun alle ſeine Koſtbarkeiten vertheilt „hat, ſetzen die Lateiner die Hochzeit auf die nächſte Weinleſe feſt. „Zum Abſchiede aber ſprach Iwo, der ſonſt ſo weiſe, die vermeſſenen „Worte: „„Theurer Doge, bald wirſt Du mich wiederſehen an der „Spitze von ſechshundert auserleſenen Hochzeitgäſten, und findeſt Du „„unter ihnen einen Einzigen, der ſchöner wäre als mein Sohn Sta„„niſcha, ſo ſollſt Du mir weder Braut noch Mitgift ſchulden.““ „Der Doge drückt ihm freundlich die Hand, reicht ihm den goldenen „Apfel **) dar, und Iwo kehret wieder in ſeine Heimath.“

„Als er ſeinem Schloſſe Schabljak nahet, gewahrt ihn vom zier„lichen Altan der Kula, deren Fenſter in der Abendſonne flimmern, „ſein treues Weib. Sie fliegt ihm entgegen über die Livada, bedeckt

*) Vergl. die deutſche metriſche Bearbeitung dieſes poetiſchen Stoffes in Talvj's Volksliedern der Serben (Halle 1835, zweite Aufl.), Bd. I S. 71 ff.

**) Der Apfel gilt bei den ſlawiſch-griechiſchen Völkern immer noch, wie zu den Zeiten der Helena und des Hirten Paris, als Sinnbild der Heirath und der Schönheit.

„den Saum seines Mantels mit Küssen, drückt die furchtbaren Waf-
„fen an ihre Brust, trägt sie selbst in ihre Behausung und bietet dem
„Helden einen silbernen Armsessel dar. Fröhlich verlebten sie so den
„Winter, im Frühlinge aber ward Stanischa von den Blattern heim-
„gesucht, welche ihm gänzlich das Gesicht zerrissen. Als nun bei her-
„annahendem Herbste der Greis seine sechshundert Swati (Hochzeit-
„gäste) versammelt hatte, ward es ihm leider nicht schwer, unter ihnen
„einen Junak, der schöner war als sein Sohn, herauszufinden. Da
„bedeckte sich seine Stirn mit düsteren Falten, und der schwarze
„Schnurrbart, der die Schultern streifte, senkte sich hernieder. Die
„Gattin, kundig der Ursache seines Schmerzes, schmähte seinen Hoch-
„muth, der ihn verleitet, sich mit den stolzen Lateinern verschwägern
„zu wollen. Iwo, durch solche Vorwürfe verletzt, schäumt flammende
„Wuth; nicht will er mehr von Hochzeit hören und entläßt die Swati.
„Mehre Jahre verstrichen, da erscheint plötzlich ein Schiff mit einer
„Botschaft des Dogen. Der Brief entsank seinen Händen; es stand
„darin geschrieben: „„Wenn Du eine Wiese einzäunst, mußt Du
„„sie entweder selbst mähen, oder sie Anderen überlassen, damit der
„„Schnee des Winters nicht den blumigen Rasen verderbe. Wer
„„um ein Mädchen freit und ihr Jawort erhält, muß sie heimführen,
„„oder ihr melden, daß es ihr freistehe, ein anderes Bündniß einzu-
„„gehen.““

„Endlich entschließt sich Iwo, um nur sein Wort zu halten, nach
„Venedig zu ziehen; er versammelt alle seine edlen Waffenbrüder von
„Dulcigno und Antivari: die Drekalowitsch, die Kutschi und
„die Bratonojitsch, die Falken von Podgoritza und Bielo-
„paulitsch, die Wassojewitsch, die ganze Blüthe der Jugend
„bis zu dem grünen Lim. Den Junaks befiehlt er, daß Jeder in der
„besonderen Tracht seines Stammes, Jeder so reich als möglich ge-
„schmückt erscheine; er will, daß die Lateiner staunen bei'm Anblick der
„Pracht der Serben. Die edlen Lateiner besitzen zwar Mancherlei:
„sie verstehen kunstvoll in Metall zu arbeiten, kostbare Stoffe zu we-
„ben, aber ihnen fehlt, was vor Allem beneidenswerth ist, die hohe
„Stirn, der Herrscherblick des Czernogorzen.“

„Als nun die sechshundert Swati beisammen sind, thut Iwo
„ihnen kund, was er unbedachtsam dem Dogen versprochen, und wie
„der Himmel dieß an seinem von Blattern entstellten Sohne gerächt
„habe, und fügt dann hinzu: „„Seid Ihr, Brüder, damit einver-

„„ſtanden, daß wir während der Reiſe einen von Euch an Stani-
„„ſcha's Stelle unterſchieben und ihm dafür die Hälfte der Mitgift
„„überlaſſen?““ Alle Swati zollten dieſem Anſchlage Beifall, und
„dem jungen Wojwoden von Dulcigno, Obrenowo Djuro, der
„unter Allen als der Schönſte befunden, ward die Rolle angetragen.
„Lange ſträubte ſich Djuro, doch ward er durch reiche Geſchenke ver-
„mocht, in den Vorſchlag einzugehen. Darauf beſtiegen die Swati
„die blumenbekränzten Schiffe, und alle Geſchütze Montenegros don-
„nerten ihnen Abſchiedsgrüße nach, darunter auch jene beiden unge-
„heuern Kanonen Kernio und Selenko, die ihres Gleichen weder
„in den ſieben fränkiſchen Königreichen, noch bei den Türken finden.
„Vor dem bloßen Knalle dieſer beiden Geſchütze ſinkt der Renner zu-
„ſammen, und ſtürzt mancher Held zu Boden.“

„In Venedig angelangt, ſteigen die Czernogorzen in dem her-
„zoglichen Palaſte ab. Die Hochzeit dauert eine ganze Woche lang,
„und als ſie beendigt iſt, ſpricht Iwo: „„Theuerer Doge! unſere
„„Berge mahnen uns zur Heimkehr.““ Da erhebt ſich der Doge
„und fragt die Gäſte, welcher unter ihnen der Bräutigam Staniſcha
„ſei, und alle weiſen auf Djuro. So giebt denn der Doge dem
„Djuro den Hochzeitskuß, ſammt dem goldenen Apfel. Darauf
„nahen die beiden Söhne des Dogen mit zwei gezogenen Flinten von
„tauſend Ducaten Werth; auch ſie fragen nach Staniſcha, und aber-
„mals zeigen alle Swati auf Djuro. Die beiden Venetianer um-
„armen ihn als Schwager und überreichen ihm ihre Geſchenke. Nach
„ihnen ſchreiten die beiden Schwiegertöchter des Dogen daher, mit
„zwei Hemden vom feinſten Leinzeug, über und über mit Gold durch-
„wirkt; und als ſie nach dem Bräutigam fragen, weiſen alle Swati
„auf Djuro. Froh der gelungenen Liſt kehren Iwo und die Czer-
„nogorzen heim.“

Die Piesmen ſtimmen in Betreff des Schluſſes dieſer Ge-
ſchichte nicht mit einander überein. Die Geſänge von Czerna-
gora berichten, daß Staniſcha, nachdem er ſeine Braut empfangen,
von dem albaneſiſchen Wojwoden ſeinen bedungenen Antheil an
den Hochzeitsgeſchenken gefordert, der übermüthige Djuro jedoch
ſich hartnäckig geweigert habe, ſein gegebenes Verſprechen zu hal-
ten. Dagegen nehmen die Geſänge von der Donau wider Sta-
niſcha Partei, zu Gunſten des albaneſiſchen Slawen, den ſie
Miloſch nennen. Dieſe letzteren Piesmen, welche von min-

der kriegerischen und deßhalb gegen Weiber milder gesinnten Serben gesungen werden, verbreiten sich weitläufiger über die Braut. Sie stellen die lateinische Jungfrau dar, wie sie Stanischa bittet, von Djuro die Auslieferung sämmtlicher Geschenke zu fordern.

„„Ich kann““, ruft sie, vor Ingrimm schluchzend, Stanischa „zu, „„ich kann nicht lassen von diesem einzig schönen Hemde, das „„ich mit eigener Hand mit Gold durchwirkt, in dem ich meinen „„Gatten zu liebkosen gedachte; drei Jahre lang habe ich Tag und „„Nacht daran gearbeitet, und fast hat es mich mein Augenlicht ge„„kostet. Sollten auch tausend Lanzen Dir den Tod drohen, Du „„mußt kämpfen, Stanischa, und es wiedererringen; oder wagst Du's „„nicht, so wende ich den Zügel meines Pferdes und jage nach dem „„Meeresufer hin. Dort pflücke ich ein Aloëblatt, ritze mit seinen „„Dornen mir das Gesicht auf, und mit dem Blute, das von meinen „„Wangen träufelt, schreibe ich einen Brief, den flugs mein Falke „„nach dem großen Venedig bringen wird; dann werden meine ge„„treuen Lateiner herbeieilen, mich zu rächen.““ „Als solches die „Tochter Venedigs geredet, weiß Stanischa sich nicht mehr zu lassen: „mit der dreifach geflochtenen Peitsche haut er seinen Renner, daß er „dahinraset gleich einem Tiger, und als er bei Djuro anlangt, trifft „der Czernogorze ihn mit seinem Wurfspieß mitten auf die Stirn. „Da sinkt der schöne Wojwode todt am Fuße des Berges nieder.“

„Starr vor Entsetzen sehen die Swati einander eine Zeit lang „an, endlich aber beginnt ihr Blut zu sieden, und sie geben einander „Gaben, nicht mehr Freundschaftsgaben, nein, Schreckensgaben der „Wuth und des Todes. Den ganzen Tag hindurch kämpften so die „Häupter der Stämme gegen einander, bis daß ihr Schießbedarf er„schöpft war, und die Abendnebel sich mit dem Blutdampfe des „Schlachtfeldes vermischten. Die Wenigen, die der Tod verschont, „waten bis an's Knie im Blute. Seht, wie dort ein Greis mühsam „dahinschreitet, unverkennbar ist's der Held Czernojewitsch Iwo; in „namenlosem Schmerze fleht er zu Gott: „„Sende mir einen Wind „„vom Gebirge her und zerstreue diesen unglücklichen Nebel, damit „„ich schaue, wer von den Meinen am Leben blieb.““ Und Gott „erhörte sein Flehen und sandte ihm einen Windstoß, der die Luft „durchfegte; da überschaute Iwo das Feld, weithin mit Pferden und „zusammengehauenen Reitern bedeckt. Von einem Leichenhaufen

„zum anderen bewegte ſich der Greis und ſuchte, ob er den Sohn „nicht entdecke.“

„Ein Neffe Iwo's, Jowan, der todesröchelnd dalag, ſah ihn „vorüberziehen; er rafft ſeine letzten Kräfte zuſammen, erhebt ſich, „auf den Ellbogen geſtützt, und ruft: „„Höre, Oheim Iwo, Du gehſt „„ſo ſtolz vorüber und fragſt nicht Deinen Neffen, ob die Wunden „„wohl tödtlich ſind, die er für Dich empfing. Was macht Dich ſo „„hochmüthig? Sind es die Geſchenke der ſchönen Lateinerin?““ — „Iwo kehrt bei dieſen Worten ſich um und fragt, in Thränen zer„fließend, den Czernogorzen Jowan, wie ſein Sohn Staniſcha um„gekommen. — „„Er lebt““, erwidert Jowan, „„er floh nach „„Schabljak auf ſeinem ſchnellen Roſſe, und die Tochter Venedigs, die „„er verſtoßen, kehrt als Jungfrau heim zu ihrem Vater““

Nach dem übereinſtimmenden Zeugniſſe aller Piesmen trat Staniſcha, nachdem er ſeinen Gegner getödtet, zum Islam über, um der Rache der albaneſiſchen Slawen zu entgehen; aber auch der Beg von Dulcigno, Obren-Wuk, Vetter und Rächer des ſchönen Wojwoden, ward aus Furcht, er möchte durch die Tücke des Renegaten um das Erbtheil ſeiner Väter kommen, Muſelmann. Sieben Jahre lang dienten beide Häuptlinge dem Sultan, der dann zum Lohne jedem ein erbliches Paſchalik gab. Obren Beg erhielt das von Dukagine bei Ipek, wo ſeine Nachkommen, die Mahmud-Bugowitſch, ſtets mächtig geblieben ſind; Staniſcha ward zu Skadar eingeſetzt, wo ſeine Nachkommen bis zum Jahre 1833 geherrſcht haben, zu welcher Zeit der rebelliſche Muſtapha, letzter Paſcha aus dieſer unter dem Namen Buſchatli bekannten Familie, von der Pforte verbannt ward. Dieſen Namen erhielten die Nachkommen Staniſcha's zum Andenken an das Dorf Buſchati, wohin ſie einſtmals flohen, da ſie von den Chriſten des Gebirges, die ſie unterjochen wollten, bei Lieſchkopolje geſchlagen waren. Noch jetzt ſind die Bewohner Skadars und die Montenegriner nicht mit einander verſöhnt und immer noch fordern ſie Köpfe zum Andenken des ſchönen Djuro. In der Handlungsweiſe Iwo's und Staniſcha's lag die erſte Urſache von all dem Unheil, welches ſeitdem Czernagora betroffen. Die Geſchichte dieſes Hochlandes dreht ſich durchaus um den alten orientaliſchen Grundſatz der Geſammtbürgſchaft. Dieſem nach iſt jedes Geſchlecht von

Natur unsterblich und unumschränkt und kann nur durch die Schuld von Renegaten, die von ihrer erblichen Pflicht sich losgesagt haben, untergehen. So ward denn in Czernagora, gleichwie in Israel, das auserwählte und bevorrechtete Geschlecht durch Abfall vom Glauben zerspalten: Czernagora war das Asyl der dem Familiengesetz treugebliebenen Helden, Skadar, das Samaria dieses Volkes, nahm den Sohn des neuen David auf, der sogleich die Waffen gegen sein eigenes Geschlecht kehrte. Zwar werden, da, dem orientalischen Glauben nach, die Helden unsterbliche Halbgötter sind, die Krieger von Czernagora siegreich den Renegaten Albaniens widerstehen, allein die Gesammtbürgschaft des Blutes lastet schwer auf ihnen, ihre gepriesene Unsterblichkeit ist für sie nur ein ununterbrochenes Märtyrerthum: sie haben täglich den Fehltritt ihres Pflegevaters, des Czernojewitsch Iwo, und die verhängnißvolle Heirath Stanischa's mit einer Lateinerin zu büßen. Nach den Begriffen des sinnlichen Orients darf ein Souverain nicht außerhalb seines Volkes ein Weib wählen, denn das Herrschergeschlecht muß vom reinsten Geblüte sein und gleichsam die Quintessenz des Volksthums darstellen, gleichwie die Kinder das Ebenbild ihres Vaters sind. Die Vermählung mit einer Fremden ist sonach ein Verstoß gegen die Gesetze der patriarchalischen Gesellschaft, daher auch die jetzigen Sultane, gleich den ehemaligen Königen Persiens, den ehemaligen russischen Czaren und den letzten serbischen Kralen, den Ahnen der Czernojewitsch, nur Töchter ihres Landes freien.

Der Herrscherstamm Iwo's des Schwarzen überlebte nicht lange den Abfall Stanischa's; sein letzter Sproß, Georg, vermählte sich ebenfalls mit einer Venetianerin, die dem Häuptlinge des Gebirges einen Widerwillen gegen sein rauhes Vaterland einflößte. Also verließ Georg Czernagora, um im Genusse der üppigen Freuden Venedigs ungestört zu leben, und Montenegro, das, von innerem Zwiespalt zerrissen, gegen den eindringenden Feind keine andere Wehr als den Fluch seines Bischofs, des Vladika German, hatte, beugte sich unter dem Joche der Osmanlis. Die Abfallsgenossen Stanischa's kehrten zurück in's Gebirge, eroberten die Feste von Obod und bemächtigten sich der Handelsplätze ihrer christlichen Brüder, die auf solche Weise bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts als Rajas lebten. Noch

jetzt gedenken die Czernogorzen mit Entrüstung der Zeit, wo ihr Land der Pforte einen Haratsch zahlte, der lediglich zur Bestreitung der Schusterrechnungen der Sultanin bestimmt war. Als sie im Jahre 1604 gegen den Pascha von Skadar, Ali-Beg, aufstanden, ihn schlugen und verwundet heimjagten, fruchtete dieser Sieg nichts weiter, als daß er ihre schwankenden Verhältnisse einigermaßen feststellte: sie erlangten nämlich das Recht, 8027 bewaffnete Streiter zur Vertheidigung ihrer 93 Dörfer zu halten und unmittelbar unter dem Sultan zu stehen, der ihr Kriegsoberhaupt unter dem Namen Spahi und ihr Kirchenoberhaupt unter dem Namen Vladika anerkannte. In diesem Zustande fand sie im Jahre 1606 der Cattarensische Patricier Mariano Bolizza, der beauftragt war, die Gränze zwischen der Türkei und dem venetianischen Gebiete festzusetzen.

Als in der Folge die Venetianer mit der Pforte in Krieg verwickelt wurden, wiegelten sie die Czernogorzen gegen ihren gemeinsamen Feind auf. Wissarion, der siebente Vladika nach German, schmeichelte sich, seinem Lande einen treuen Bundesgenossen in der stolzen Republik erworben zu haben, die ihrerseits nunmehr, durch die Diversionen der Czernogorzen nachdrücklich unterstützt, ihre Eroberungen auf dem türkischen Festlande begann. So schlugen Jene im Jahre 1627 die zum Entsatz des belagerten Castel-nuovo herbeieilenden Muselmänner und zwangen diese Stadt, sich den Venetianern zu ergeben. Indessen gewährten den Hochländern auf ihrem eigenen Gebiete nur noch die Wälder eine sichere Zuflucht; denn Soliman, Pascha von Skadar, hatte ihre Engpässe durchbrochen, ihre Dörfer niedergebrannt und Cetinje zerstört, und wenn er auch, auf seinem Rückzuge nach Skadar, unweit Podgoritza, von den Klementis und Kutschis, die damals die Feste Spuje inne hatten, überfallen und gänzlich geschlagen ward, so war doch ein großer Theil seines Heeres in Czernagora zurückgeblieben und behauptete sich in den dortigen Gebirgspässen. Von den Buschatlis unterstützt, erhoben diese Besatzungen nach wie vor den Haratsch bis zu dem denkwürdigen Jahre 1703, der Hedschra der Czernogorzen. Damals nämlich beredete der Vladika Danilo-Petrowitsch Rieguschi, als er aus Ungarn, wo der serbische Patriarch Arsenius III ihn zum Metropoliten geweiht hatte, heim-

kehrte, seine Landsleute, in einer Nacht alle Muselmänner des Hochlandes, die die Taufe verweigern würden, zu erwürgen, und dieser Plan ward vollständig ausgeführt. Das Volkslied, welches das Andenken dieser That verewigt, verdient bekannt zu werden, wäre es auch nur um der Beweggründe willen, welche dasselbe hervorsucht, um diese grauenhafte Begebenheit zu entschuldigen; es führt den Titel Sve-Oslobod (Ganz befreit).

„Den Rajas von Zenta hat, gegen große Geschenke, der Pascha „des blutigen Skadar verstattet, ein Kirchlein zu stiften. Als es „vollendet, tritt der Pope Jowo vor die versammelten Stammes„ältesten und spricht: „„Unsere Kirche ist aufgerichtet, doch bevor sie „„nicht geweiht, ist sie ein unheilig Loch; laßt uns darum vom „„Pascha einen Freipaß auswirken, damit der czernogorzische Bischof „„komme, sie zu weihen.““ Der Pascha gewährt den Freipaß für „den schwarzen Kalogeri, und die Abgesandten Zentas tragen ihn „flugs zum Vladika von Cetinje. Danilo Petrowitsch, da er das „Schreiben liest, schüttelt das Haupt und spricht: „„Bei diesen Tür„„ken ist auf kein Versprechen zu bauen; aber um unseres heiligen „„Glaubens willen, ich werde gehen, und wär's, um nimmer wie„„derzukehren.““ Er läßt sein bestes Pferd satteln und reitet da„von. Die treulosen Muselmänner lassen ihn auch die Kirche weihen, „dann aber ergreifen sie ihn und führen ihn geknebelt nach Podgo„ritza. Bei dieser Nachricht erhebt sich ganz Zenta, Hoch- und „Flachland, und eilt nach dem verruchten Skadar, den Omer-Pascha „um Gnade zu flehen. Er forderte 3000 Ducaten Lösegeld, und „um diese Summe in Gemeinschaft mit den Stämmen von Zenta „aufzubringen, mußten die Czernogorzen alle heiligen Gefäße von „Cetinje verkaufen.

„Der Vladika wird freigegeben; bei der Wiederkehr ihrer leuch„tenden Sonne kennt die Freude der Bergbewohner keine Schranken. „Danilo aber, der lange schon die kirchlichen Uebergriffe der in Czer„nagora eingelagerten Türken sorgenvoll betrachtet und im Geiste „den Abfall seines Volkes vorausah, benutzt diesen Augenblick und „beredet die versammelten Stämme, daß sie einen Tag festsetzen, an „welchem alle Türken im Lande ermordet werden sollen. Zu solchem „Vorschlag schweigen die Meisten der Glawaren, und die fünf Ge„brüder Martinowitsch allein erbieten sich, die That zu voll-

„bringen. Der Weihnachtsabend wird gewählt zur Mordnacht, zur „Rache für die Schlachtopfer von Kossowo.

„Der heilige Abend kommt herbei, die Brüder Martinowitsch „zünden ihre heiligen Kerzen an, beten inbrünstig zu dem neuge„borenen Gotte, leeren jeder einen Becher Weines zu Ehren Christi, „und ihre geweihten Keulen schwingend, stürzen sie hinaus in die „finstere Nacht. Ueberall wo Türken weilten, erschienen die fünf „Würger, und wer gegen die Taufe sich sträubte, ward ohne Er„barmen gemordet, die aber zum Kreuze schworen, wurden dem Vla„dika als Brüder vorgestellt. Das Volk, zu Cetinje versammelt, „begrüßt jauchzend den Weihnachtsmorgen; zum ersten Male, seit „dem Tage von Kossowo, konnte es ausrufen: Czernagora ist „frei!" *)

So ward den Stämmen der Katunska-Nahia wiederum ihre Unabhängigkeit zu Theil; die benachbarten Districte aber harrten noch ihrer Erlösung aus der Knechtschaft. Also begann jener heldenmüthige Kampf, der sich bis auf unsere Tage fortgesponnen hat, ein Krieg, in welchem häufig türkische Gefangene, zum Hohne, gegen Schweine ausgewechselt wurden. Während dessen erhielt Czernagora allmählig eine festere Gestaltung: das zerfahrene, unstäte Hirtenleben wich der patriarchalischen Lebensweise. Die serbischen Piraten, die Oesterreich im 16. Jahrhunderte mit so glücklichem Erfolge gegen die Republik Venedig gebrauchte, wurden endlich, nachdem sie ihren Namen „Uskoken" unsterblich gemacht, von dem Dogen Johann Bembo gänzlich aufgerieben und suchten nun eine Zuflucht in dem schwarzen Hochlande, zu Nikschitscha und zu Piperi. Ebenso hatte Drobniak im Jahre 1696 andere Uskoken aufgenommen, welche die Türken Albaniens ausgestoßen hatten. Alle diese Flüchtlinge ordneten sich zusammen nach Dorfgemeinden oder Brüderschaften und nach Plemen oder Stämmen, unter dem Vorstande einer obersten Pleme, der von Nieguschi, einer Colonie von Serben vom Berge Niegosch in der Herzegowina, welche, da sie in Masse eingewandert waren, von Anfang an eine große, nach eigenen Gesetzen lebende Familie bildeten. Der Kriegsfürst, welcher diese Pleme in Gemeinschaft mit dem

*) Dieses Lied wird noch jetzt in der Familie Martinowitsch gesungen.

Bischofe oder Vladika regierte, mußte bald, als Haupt eines Stammes, welcher alle übrigen bei Weitem überwog, zu einer gewissen Oberherrschaft über die ganze kleine Republik gelangen, und diese, auf Kosten der geistlichen Oberherrschaft sich mehr und mehr entwickelnde Gewalt, befestigte sich in dem großen Stamme der Nieguschi, in welchem sie forterbte. Doch war die Uebertragung derselben an gewisse Wahlbedingungen geknüpft, indem es dem Haupte der Nieguschi frei stand, mit Beirath der Aeltesten seines Stammes, ohne Rücksicht auf Erstgeburt, denjenigen unter seinen nächsten Verwandten zum Nachfolger zu wählen, der ihm als der Tüchtigste empfohlen ward.

Die Christnacht des Jahres 1703 hatte Czernagora frei gemacht, doch blieb das Ergebniß dieser unheilschwangeren Nacht dem übrigen Europa unbekannt. Erst Peter der Große offenbarte der Welt das Dasein dieses neuen Volkes. Er hatte, da er im Jahre 1711 dem Sultan den Krieg erklärte, die ganze orientalische Christenheit gegen die Türken aufzuwiegeln gesucht, doch nur die Czernogorzen waren seinem Rufe gefolgt. Ein historischer Gesang schildert in kräftigen Zügen den Enthusiasmus, mit welchem Czernagora diesen Volksaufruf vernahm. Das Lied hebt an mit dem Briefe des Czaren, den der moskowitische Gesandte, Milo Radowitsch, vorliest zu Cetinje, in einem großen Sobor aller Glawaren des Hochlandes. Der russische Kaiser, nachdem er darin seine über den Schwedenkönig erfochtenen Siege, den Tag von Pultawa, den Verrath und Tod Mazeppa's berichtet, schließt folgendermaßen:

„„Jetzt greift der Türke mich an mit seiner ganzen Macht,
„„den Carl XII zu rächen und den Herrschern Europens zu ge-
„„fallen; aber ich hoffe auf den allmächtigen Gott und vertraue auf
„„das serbische Volk, besonders auf die tapfern Arme der Czerno-
„„gorzen, die gewiß mir beistehen werden, die Christenwelt zu befreien,
„„die Tempel der Rechtgläubigen wiederaufzurichten und den Namen
„„der Slawen zu verherrlichen. Krieger des schwarzen Hochlandes!
„„Ihr seid gleichen Geblütes mit den Russen, gleichen Glaubens,
„„gleicher Zunge und dann, seid ihr nicht auch, gleich den Russen,
„„Männer ohne Furcht? Also brauchtet ihr nicht einmal dieselbe
„„Sprache zu reden, um an ihrer Seite kämpfen zu können. Auf
„„denn, zeigt Euch, wie Ihr seid, würdig der Helden des Alter-

„„thums, und bewährt Euch als das gefürchtete Volk, welches nie „„mit den Türken Frieden schloß.““

„Ob solcher Botschaft des slawischen Czaren, des großen christ„lichen Kaisers, schwingen Alle die Säbel und greifen nach ihren „Büchsen, und wie aus einem Munde tönt es: „„Laßt uns ziehen „„gegen die Türken, lieber heut' als morgen!““..... In Bos„nien und in der Herzegowina werden die Türken geschlagen und in „ihren Festungen belagert. Weithin liegen die muselmännischen „Städte und Dörfer in Asche, und nicht ein Fluß ist, nicht ein „Bach, der nicht vom Blute der Ungläubigen geröthet wäre. Aber „diese Freude währte nur zwei Monden lang, und der Friede, den „plötzlich Czar Peter mit der Pforte zu schließen gezwungen war, „brachte den Serben Mißgeschick. Die Czernogorzen wollten schier „verzweifeln, dennoch aber ließen sie nicht ab vom Kampfe, und da„mals schon zeigten sie sich, wie sie jetzt sind: als Weintrinker und „Türkenfresser. So lange Einer von ihnen noch am Leben ist, „streiten sie gegen jedweden Feind, seien es Türken oder Andere. Ja! „die Freiheit der Czernogorzen ist kein eitler Traum. Nur Gott „allein vermag sie zu bewältigen, und wer weiß, ob nicht Gott selbst „in solchem Kampfe ermüden würde?“

Eine andere Piesme vervollständigt diese Erzählung in nachstehender Weise:

„Stambul schwelgt im Siegestaumel über die Moskowiter; da „erscheint urplötzlich in seinen Mauern ein türkischer Krieger von der „blutigen Feste Onogoschto. Unter Thränen berichtet er dem kaiser„lichen Diwan die Schmach, die dem stolzen Bosnien die schwarze „Czernagora angethan: den Brand der Städte, die Plünderung der „Landschaft, die Verwüstung überall. Ergriffen von dieser Schil„derung, giebt der Sultan seinem beßten Seraskier, Achmed-Pascha, „funfzigtausend Mann und heißt ihn die Empörer zu vertilgen. „Durch den Vertrag am Pruth hat der türkische Czar mit ganz Eu„ropa Frieden; nur die Czernogorzen stehen noch gegen ihn im Felde; „werden sie allein dem großen Reiche trotzen?“ —

„Angelangt mit seinen funfzig Tausend in der Ebene von „Podgoritza, schreibt der Seraskier an Vladika Danilo: „„Schicke „„mir einen mäßigen Haratsch und als Geißeln die Junaks, Po„„powitsch von Tschewo, Merwal von Welestowo und den Falken „„Manduschitsch. Thust Du es nicht, so brenne ich das ganze

„„Land nieder von der Moratscha bis zum Salzsee (dem adriatischen „„Meere), nehme lebendig Dich gefangen und martre Dich zu Tode.““ „Als der Vladika solches Schreiben liest, weint er bitterlich; drauf „beruft er die Häupter des rauhen Hochlandes nach Cetinje. Als „sie nun alle versammelt, sagen die Einen: „„Laßt uns den Ha„„ratsch geben.““ Die Andern: „„Laßt uns lieber Steine geben!““ „Mitschunowitsch aber ruft aus: „„Gefährten! gebt was ihr wollt; „„ich, meines Theils, werde nicht meine Brüder als Geißeln aus„„liefern, es sei denn, daß sie meinen Kopf mitnehmen.““ Endlich „beschließt die Versammlung: eher bis auf den letzten Mann für „den heiligen Glauben und die theure Freiheit zu sterben, als sich „den Tyrannen zu ergeben, und Alle schwören sie, nie den Türken „anderen Tribut zu senden, als das Feuer ihrer Büchsen.

„Unterdessen flehte der Vladika zur gnadenreichen Wila des „Berges Kumo. — „„Geist unserer Berge,““ — sprach er — „„thue „„mir kund, wie wir die Unzahl von Feinden bewältigen mögen!““ „Und die gute Wila entdeckte ihm die Mittel, das Heer der Un„gläubigen zu vernichten. Drei Czernogorzen wurden erwählt, an „die Gränze auf Kundschaft zu ziehen: Janko und Bogdan Ju„raschkowitsch und der große Raslaptschewitsch Wuko. Die „drei Helden stiegen, die Büchse im Arme, in das Thal von Ce„tinje hinab, zogen eilends durch zwei Nahien und erreichten mit Son„nenuntergang Kokota. Dort machten sie Halt, ihr Brot zu ver„zehren, schwammen dann im Dunkel der Nacht über die Morat„scha und schlichen sich ein in das Lager des Pascha. Die ganze „Nacht wanderten sie durch das Lager, ohne an's Ende zu gelangen. „Da fragt Wuko: „„Wie viel der Türken mögen wohl an dieser „„Gränze stehen?““ Doch die es wußten, wollten es nicht sagen, „und die es hätten sagen mögen, wußten es nicht. Es mochten „ihrer wohl an hunderttausend sein, eingerechnet die regellosen Bauern„schaaren, die in allen Nachbarlandschaften bis nach Bulgarien hin „aufgeboten worden. Drauf sprach Wuko zu seinen beiden Ge„fährten: „„Kehrt zurück und meldet unseren Anführern, was Ihr „„sahet, um mich aber seid unbekümmert; ich bleibe hier zu Eurem „„Dienst.““

„Also kehrten die Juraschkowitsch wieder nach Cetinje und be„richteten den Kneesen: „„Wir sahen der Feinde eine solche Menge, „„daß, wären wir alle drei in Salz verwandelt, es kaum hinge-

„„reicht hätte für ihre Suppe; aber"" — setzten sie hinzu, um die „Furchtsamen über die Größe der Gefahr zu täuschen — „„dieses Heer „„ist nur ein zusammengeraffter Haufen von Einarmigen, Lenden„„lahmen und Krüppeln."" Ermuthigt durch solche Botschaft, hör„ten alle Plemen, die zu Cetinje versammelt, andächtig die Messe, „erhielten den Segen von ihrem geliebten Vladika, und mit Weih„wasser besprengt, brachen sie auf in drei Rotten, von drei Wojwoden „angeführt. Die erste Rotte sollte durch eine verstellte Flucht die „Türken heranlocken, die andere dann von den Bergen auf sie her„niederstürzen, die dritte aber in Schlachtordnung sie im Thale er„warten. Drei Tage lang standen diese Rotten an den Ufern der „Wlahinia, als aber zum dritten Male die Sonne sich neigte, er„schienen die Osmanlis unterhalb Wrania. Wuko, der vermeinte „Ueberläufer, führte ihre unübersehbaren Schaaren; plötzlich hebt er „an zu singen: „„Tapfre Türken, pfleget hier der Ruhe, laßt Eure „„Rosse längs der Wlahinia weiden, schlagt Euer Nachtzelt auf, „„denn von hier ab bis Cetinje werdet ihr kein klares Wasser fin„„den."" Das Türkenheer macht Halt, stellt seine Wachen aus „und sinkt in Schlaf.

„Da mit einem Male stürzt eine dichte Wolke schwarzer Krie„ger von den Bergen herab auf das schlafstille Lager und regnet „Tod. Die Begs verlassen ihre reichen Zelte und gerathen fliehend „in feindlichen Hinterhalt. Furchtbar wüthet es unter den Flüchtigen „an den Schluchten des Berges Perjnik, und was der Abgrund „nicht verschlingt, verzehrt das lebendige Feuer der Czernogorzen. „Drei volle Tage wird das stolze Heer der Machthaber sonder Rast „verfolgt von Rebellen, von gemeinen Haiduken. Welch' herrlicher „Anblick, wie die serbischen Säbel funkelten, wie sie die Köpfe der „Feinde spalteten, wie die Felsen selbst, auf die sie trafen, in Stücke „sprangen! Also bedeckte sich im Juli 1712 Czernagora mit Ruhm „und füllte sich mit unermeßlicher Beute. Darum, meine serbischen „Brüder, und Ihr alle, denen ein freies Herz im Busen schlägt, „freuet Euch, denn die angestammte Freiheit wird nicht untergehen, „so lange wir noch unser schwarzes Hochländchen unser nennen."

Die Sieger nannten den Ort, wo das Heer des Seraskiers vernichtet ward, Czarew-Laz (Kaisers-Abhang). In Folge dieser Schlacht wurden viele Dörfer, ja ganze Districte, den Türken entrissen, und die Feste Rieka, die sie belagert hatten, blieb

den Czernogorzen. Wuthentbrannt über dieß Mißgeschick, rüstete der reine Czar (der Sultan) rasch einen neuen Heereszug aus, und zwei Jahre darauf rückten 120,000 Streiter, geführt von Duman Kiuprili, gegen Czernagora heran. List mit Macht vereinend, bot Duman den Hochländern einen ehrenvollen Frieden, und diese, durch sein Versprechen bethört, sandten sieben-unddreißig ihrer angesehensten Glawaren in sein Lager. Doch kaum angelangt, wurden dieselben festgenommen und gefangen, und alsbald begann der Sturm gegen die Berglandschaft, die solchergestalt durch den treulosen Pascha ihrer tüchtigsten Vertheidiger beraubt war.

„Den Seraskier und die funfzigtausend Türken, die in den „serbischen Wäldern und Schluchten geblieben, zu rächen (so lautet „das Volkslied, welches diese Begebenheit erzählt) und die Wunden, „die das Herz des Sultans getroffen, zu heilen, verschonte Kiuprili „in Czernagora keinen Altar, nicht ein einziges Haus. Entblößt „von Schießbedarf, mußten die Junaks weichen. Die jüngeren ver„schanzten sich auf der Höhe der Berge, die anderen flohen gen Cat„taro auf Venedigs Boden, vertrauend, daß der Doge, den sie durch „lange Kriege sich verpflichtet, sie nicht den Türken überantworten „werde. Eitle Hoffnung! Der Venetianer ließ die Osmanlis in „sein Gebiet einfallen und die Hilflosen niederhauen. Doch was „frommte dem Dogen seine neue Freundschaft mit dem Türken? „All' seine östlichen Provinzen wurden ihm entrissen. Dieß war „Venedigs Lohn für den Verrath an den Serben."

Die letzten Verse des czernogorzischen Gesanges berühren eine traurige Periode der Geschichte Venedigs, welches bei dieser Gelegenheit inne werden sollte, was ein Staat profitirt, wenn er, von kaufmännischem Speculationsgeiste befangen, seine Verbündeten preisgiebt. Der Türke, der nunmehr, im Besitz Montenegros, sich frei bewegen konnte, durchzog unverwehrt alle venetianischen Provinzen der griechisch-slawischen Halbinsel, von Bosnien an bis nach dem Isthmus von Corinth. Zu spät gewahrte die Königin des adriatischen Meeres, daß ihre Wohlfahrt durch ihre innige Verbindung mit den serbischen Küstenbewohnern bedingt sei; da suchte sie denn von Neuem den Czernogorzen aufzuhelfen, welche, immer noch in den unzugänglichen Theilen ihres Gebirges sich behauptend, tagtäglich, gleich Adlern, auf

die Türken in die Thäler hinabstießen. Im Jahre 1716 gelang es ihnen sogar, die beiden Paschas von Herzegowina und Bosnien, die mit Heeresmacht in das Hochland einfielen, hinauszutreiben, aber sie schändeten ihren Sieg, indem sie den Manen der von Kiuprili verrätherisch umgebrachten siebenunddreißig Häuptlinge siebenundsiebzig Gefangene opferten. Im Jahre 1718 zogen die Czernogorzen, 5500 Mann stark, den Venetianern zu Hilfe, welche in Antivari und Dulcigno eingeschlossen waren, und befreiten sie durch ihren Sieg über den Wessier von Albanien. Ein Danksagungsschreiben des Senats von Venedig an den Vladika Danilo bewahrt das Andenken dieser Großthat der schwarzen Krieger. 1727 erfochten sie einen neuen, glänzenden Sieg über Tschengitschbekir, der mit Mühe ihnen entrann, doch nur, um einige Jahre später von anderen Slawen, in der Schlacht von Otschakow, den Tod zu empfangen.

Immer aber waren noch nicht die Spuren von Kiuprilis grauenvoller Verwüstung verwischt. Mehre Stämme waren fast ganz eingegangen. Der von Ozrinitsch war, zufolge der Piesme, die überschrieben ist: „die Rache von Tschewo," bis auf 40 Mann geschmolzen, als unvermuthet sein Häuptling, Nikolaus Tomasche, sich in Tschewo von Tausenden von Türken, unter dem Befehl des Beg Lubowitsch und des Gouverneurs der Festung Klobuk, eingeschlossen sah. Der tapfere Wojwode hielt den Sturm der Türken so lange aus, daß das Heer der Czernogorzen Zeit hatte, zu seiner Befreiung herbeizueilen.

„Während auf der Ebene der Kampf wüthete, und das Feuer „der Gewehre die Luft erfüllte von der Erde bis zum Himmel an, „stand Tomasche mit den Seinen auf der Felskuppe von Tschewo „und bat Gott, durch einen Windstoß die Dampfwolke zu zerstreuen, „damit sie sähen, welches von beiden Heeren Sieger bliebe. End„lich, siehe, da steigen ihre czernogorzischen Brüder herauf, die soeben „mehr als tausend Türkenköpfe abgeschlagen und ebenso viele Ge„fangene in Ketten fortführten. — „„O mein Gott!"" — rief Tomasche „aus — „„Dank sei Dir, daß wir unsere von Kiuprili gemordeten „„Väter so herrlich rächen. Möchtest Du denen, die für Czernagora „„starben, die himmlischen Freuden ewigen Triumphes gewähren!""

Drittes Kapitel.

Montenegro im achtzehnten Jahrhunderte. — Historische Gesänge.

Die bis dahin so schwankende Lage der Czernogorzen fing an sich fester zu gestalten: der fortwährende Kampf zwischen Montenegro und der Pforte zog die Blicke des civilisirten Europas auf sich; die heldenmüthigen Hochländer wurden von ihren christlichen Nachbarn mit Segenswünschen überhäuft, und die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts brachte ihnen eine lange Reihe von Siegen. Zuvor aber hatten sie noch eine letzte Unglücksperiode durchzumachen. Acht Paschas, den Wessier Mehmed-Begowitsch an ihrer Spitze, hielten Montenegro, von 1739 an, sieben Jahre eingeschlossen. Doch gelang es den Czernogorzen, durch kühne Ausfälle gegen die zahlreichen türkischen Verschanzungen, den Feind zu schwächen und ihn am Ende gänzlich aufzureiben. In wildem Siegestaumel verbrannten sie damals in einem Stalle siebzig ihrer Gefangenen; aber kein Volkslied hat diese Gräuelthat verewigt. In schönerem Andenken lebt der 25. November 1756. Ein kühner, reiner, lebensfrischer Gesang *) meldet die Ereignisse dieses Tages mit einer Genauigkeit, wie man sie nur irgend von einem Militärberichte erwarten kann.

„Der Wessier von Bosnien schreibt an den schwarzen Kalogeri „Wasfili-Petrowitsch, grüßt ihn und sagt also: „„Schwarzer „„Mönch, schicke mir den Haratsch des Hochlandes und als Tribut „„zwölf der schönsten Mädchen von zwölf bis funfzehn Jahren, wenn „„nicht, so schwöre ich, Dein Land zu verheeren und alle Manns„„bilder, jung und alt, in Sclaverei zu führen.““ Der Vladika „theilt diesen Brief den Glawaren der Stämme mit und erklärt, „daß, wenn sie sich fügen, er sich von ihnen, als Ehrlosen, lossage. „Die Glawaren geben zur Antwort: „„Eher wollen wir Alle unsere „„Köpfe hergeben, als mit Schmach bedeckt leben, selbst wenn die „„Knechtschaft unser Leben um ein Jahrhundert fristen würde.““ „So durch den Beifall der Seinigen bestärkt, erwiedert der Vla„dika dem Wessier von Bosnien: „„Wie kannst Du, Renegat, „„Pflaumenfresser von Herzegowina, den Haratsch von den Kindern

*) Im zweiten Bande der Grlitza von 1836.

„„des freien Hochlandes fordern? Der Tribut, den wir Dir senden,
„„sei ein Stein von unserem Boden, und statt der zwölf Jung-
„„frauen sollst Du zwölf Schweineschwänze haben, womit Du Dei-
„„nen Turban zieren mögest, auf daß Du inne werdest, daß in
„„Czernagora die Jungfrauen nicht für Türken, noch für Rene-
„„gaten blühen, und daß, ehe wir eine preisgeben, wir lieber glie-
„„derlahm, der Augen und Hände beraubt, sterben werden. Willst
„„Du uns angreifen, so komm heran! — — — Du wirst, so
„„hoffen wir, uns Deinen Kopf lassen; er wird in unseren Thä-
„„lern rollen, die schon mit so viel Türkenschädeln übersäet sind.““

„Ob solcher Antwort, warf der Pascha wuthentbrannt die Steine „zu Boden, faßte den Bart in seine Hände und rief mit Donner-„stimme alle seine Hauptleute zusammen. Sie eilten herbei mit „vierzigtausend Mann, und geführt von dem Kiaja (Stellvertreter) „des Wessiers, rückten sie vor, mit Feuer und Blut das schwarze „Hochland zu überschwemmen. Die Czernogorzen erwarteten sie, ver-„schanzt in den Pässen von Brod, unter der weißen Feste Ono-„goschto. Dort begrüßten beide Heere sich mit Gewehrfeuer, das „ohne Unterlaß vierzehn Tage währte.

„Plötzlich klagen unsere jungen Helden, daß sie weder Blei „noch Pulver haben, und da sie in ihre Schanzen, die nicht mehr „Feuer speien, sich zurückziehen, fallen die türkischen Schaaren sengend „und brennend in die Dörfer ein. Aber Gott sandte uns uner-„wartet Hilfe: trotz des strengen Verbotes des venetianischen Dogen, „brachte in einer Nacht ein mildthätiger Fremder uns mehre tau-„send Patronen zum Kauf. Entzücken ergreift bei diesem Anblick „die Söhne Czernagoras: sie tanzen vor Freude und singen Sieges-„hymnen. Mit anbrechendem Morgen bekreuzen sie sich und stürzen „über das Lager der Türken her, gleichwie Wölfe unter eine weiße „Heerde. Sie schlagen und verfolgen sie über Berg und Thal bis „in die Nacht hinein. Der Kiaja selbst floh verwundet, athemlos, „zu seinem Wessier, ihm Meldung zu thun, wie viel der Schönen „Czernagoras er heimführe.“

Obgleich der lateinischen Kirche zugethan, hatte Venedig stets bedeutenden Einfluß auf das schwarze Hochland geübt, bis im Jahre 1767 Rußland die Herzen der Czernogorzen gewann. Ein slawischer Abenteurer nämlich — nach Einigen ein österreich-ischer Deserteur — der unter dem Namen Stephan Mali (der

Kleine) bei einem Hochländer zu Maïni, unweit Budva, in Dienst getreten war, hatte seinem Herrn eingeredet, daß er nicht mehr und nicht weniger, als der Czar Peter III sei. Bald nistete Stephan sich in Czernagora ein, wo er, bei der Trägheit des Vladika Sawa, der, nachdem er in Petersburg studirt, Nachfolger des unerschütterlichen Wassili geworden war, leicht eine Partei gewann; ja, am Ende ließen sich sogar die Czernogorzen verleiten, ihn zu ihrem Staatsoberhaupte zu wählen, sowie auch der serbische Patriarch von Ipek ihm seine Dienste anbieten ließ und ihm ein schönes Pferd zum Geschenk sandte. Zwar jagten die Türken, als sie dieß erfuhren, den Prälaten fort, der nun bei dem, den er als Herrscher anerkannt, Schutz suchte, allein die Rajas hielten darum ebenso fest an dem Betrüger, und überall, selbst auf venetianischem Gebiete, erhob sich, ihm zu Gunsten, Zwiespalt und blutiger Streit. Namentlich war dieß der Fall in dem Städtchen Risano, dessen Einwohner ein, mehre tausend Mann starkes Belagerungsheer des Dogen zurückschlugen, und mehre Hunderte davon erlegten. Venedig soll nun bei dem russischen Hofe darauf gedrungen haben, daß er die Czernogorzen über den unächten Czar enttäusche, und wirklich ward zu diesem Zwecke der Fürst Dolgoruki nach Montenegro abgesandt, wo er, in Gegenwart sämmtlicher zu Cetinje versammelter Glawaren, erklärte, daß der ächte Peter verstorben, und sein Grab in Rußland zu finden sei. Darauf wurde der kleine Stephan auf Befehl des Vladika Sawa verhaftet und dem Gefolge Dolgoruki's übergeben; da aber der russische Gesandte seinen Gefangenen in ein, über dem seinigen gelegenes, Zimmer gesperrt hatte, benutzte Letzterer schlau diesen Umstand und rief den Czernogorzen zu: „Ihr seht nun, daß selbst der Fürst mich als seinen Oberherrn anerkennt, da er nicht wagt, mich unter sich einzuquartieren.“ Durch diese Schlußfolgerung in ihrem Wahne bestärkt, stürzten die Czernogorzen heran, um ihren theuren Gefangenen zu befreien, und Dolgoruki mußte eiliger zum Lande hinaus, als er hereingekommen war.

Um dieselbe Zeit rückten die Türken — wie man glaubt, auf Betrieb der Venetianer — in's Feld. Drei Heere, von den drei Wessieren Albaniens, Bosniens und Macedoniens geführt,

fielen zu gleicher Zeit von Gluhido, Nikschitscha und Podgoritza her in Czernagora ein. Die Streitkräfte waren getheilt, aber hartnäckig der Kampf. Nach zweimonatlichen, ununterbrochenen Gefechten sahen die Czernogorzen ihre ganze Munition erschöpft, denn das treulose Venedig, das von nun an ihren Untergang für sein Handelsinteresse förderlich hielt, hatte seine ganze Gränze mit einer Truppenkette umzogen und ließ weder Lebensmittel noch Schießbedarf in das Hochland ein. So gelang es denn den Osmanlis, mehre Thäler zu verheeren und viele Dörfer niederzubrennen; doch konnten sie, obschon sie große Streitkräfte beisammen hatten, nicht bis Cetinje vordringen und mußten mit Beginn des Winters ihren Rückzug antreten. Eine Piesme, die Bogovanie (Werk Gottes) überschrieben ist, schildert diesen ruhmvollen Feldzug von 1768:

„Der Doge von Venedig schreibt dem Czar des weißen Stam„buls, grüßt ihn freundlich und hebt also an: „„Reiner Sultan, „„Du weißt, daß auf jenen Felsen von Czernagora bei dem bloßen „„Namen des russischen Kaisers das Volk auffflammt, wie Kinder „„für ihren Vater. Laß uns vereint diese Rebellen vernichten, auf „„daß keine Spur mehr von ihnen übrig sei. Ich biete meine „„Dalmaten auf und meine croatischen Freiwilligen und besetze ihre „„Gränze, und was Deinem Säbel entkommt, wird meinem Schwerte „nicht entrinnen!““ Alsbald sammelt der Osmanen-Czar seine „Albanesen, Bosniaken und Rumelioten, an die hundertundzwanzig„tausend Fußgänger und Reiter. Von ihrem Wessier geführt, rücken „sie gegen das schwarze Hochland und brechen von drei Seiten zu„gleich herein; Venedigs Heerschaar aber lauert an der Gränze.

„Von allen Seiten umstellt, rufen die Czernogorzen Gott, „den Höchsten, an und beschließen in feierlichem Verein, daß sie „das Leben nicht achten, daß sie ruhmvoll für den Glauben und „die theure Freiheit sterben wollen; drauf eilen sie, zehntausend „gegen hundertundzwanzigtausend, in gesonderten Haufen gegen den „Feind. Die Türken zogen sengend und brennend heran und drangen „weit in's Land hinein; da aber harrte ihrer der Tod; denn nicht „verstehen sie, gleich unseren Kriegern, sich hinter Felsen und Bäume „zu verstecken. Vergebens fordern sie die Unsern heraus: „„Ihr „„Mäuseseelen von Czernogorzen, tretet hervor, damit wir Euch „„in's Angesicht schauen! Wo flieht Ihr hin, wie Ratten in's

„„Gestrippe?"" Doch immerhin fuhren aus den Büschen die Blitze „und trafen unvermerkt den Feind.

„Neun Wochen lang streitet so der Türke, bis daß von Pulver „und Blei die armen Haiduken entblößt sind. Schon droht das Ver„derben, da erscheint das czernogorzische Glück, das Glück von Oben: „am 4. November stürzt unermeßlicher Regen herab und hält an bis „zum Morgen; Gewittersturm verheert das Lager des Dogen bei „Budva und reißt das Zelt des Pascha von Skadar in Stücke. „Ob solcher Verwirrung schleichen die Hochländer herbei und rauben „des Feindes unbewachten Schießbedarf. Wohl versorgt, trotzen sie „jetzt den drei Wessieren; doch diese, rathlos, wie sie den Winter „im Gebirge ausdauern mögen, ziehen von dannen und überstäen „die Pfade mit ihren Leichen. So hilft der wahrhaftige Gott denen, „die zu ihm beten; darum glaube an Christus, theurer Bundes„bruder, vertraue dem Gotte, den die Czernogorzen verehren, dem „Gotte, von dem sie Freude, Muth und Gesundheit empfangen."

Der kleine Stephan, für den die Hochländer diesen ruhmvollen Sieg davontrugen, spielte während des Krieges nur eine untergeordnete Rolle, und dieses sein passives Verhalten war es, was ihn um die Volksgunst brachte. Indessen hatte er doch immer vier Jahre lang eine solche Gewalt in Czernagora ausgeübt, daß er — was selbst der Vladika nicht wagte — zwei Hochländer wegen Diebstahls erschießen ließ, und daß er darauf eine Börse und eine mit Silber ausgelegte Pistole mehre Wochen lang auf einem Felsen an der Straße von Cattaro liegen lassen konnte, ohne daß Jemand gewagt hätte, sich daran zu vergreifen. Nachdem Stephan in Folge einer Pulverexplosion erblindet war, zog er sich in ein Kloster zurück, wo er, wie man sagt, von einem Spion des Paschas von Skadar im Schlafe ermordet ward. Die seltsame Erscheinung dieses Abenteurers hatte wenigstens das zur Folge, daß sie die Hoffmungen der Czernogorzen bedeutend steigerte, denn durch die Ueberzeugung, daß ein verbannter Kaiser in ihrer Mitte gelebt, wurden sie immer mehr in dem Gedanken bestärkt, daß sie würdig seien, ein Reich zu gründen. Das Ende des 18. Jahrhunderts zeigte sie der griechisch-slawischen Welt als Eroberer oder vielmehr als Befreier; denn, Dank ihrer Hilfe, konnte ein Theil der Herzegowina und die nordöstlichen Districte Albaniens sich dem Ha-

ratsch entziehen. Diese Revolution führte politische Verwickelungen und blutige Handgemenge herbei.

Die europäischen Großmächte waren endlich inne geworden, daß es sich der Mühe lohne, sich um das schwarze Hochland zu kümmern. Seitdem waren sie beflissen, unter dem scheinbaren Vorwande, ihm Unterstützung zu gewähren, dasselbe ganz in ihre Gewalt zu bekommen. Besonders verfolgte die österreichische und russische Politik dieses Ziel; allein der damalige Vladika der Czernogorzen, Peter Petrowitsch, wußte sich die zwischen beiden kaiserlichen Höfen entstandene Eifersucht zu Nutzen zu machen; er ließ sich im Jahre 1777 unter dem Schutze Oesterreichs zu Carlowitz in Syrmien zum Metropoliten weihen und begab sich dann zum Czar, der ihn zum Ehrenmitgliede der großen Synode von Rußland ernannte. So, indem er abwechselnd bald die eine, bald die andere der beiden Großmächte hätschelte, zeichnete Vladika Peter jene geschickte Politik vor, welcher seine Nachfolger bis auf den heutigen Tag treu geblieben sind.

Auch aus der Anarchie, welche die osmanischen Provinzen zerrüttete, wußte Peter Vortheil zu ziehen, indem er eine Anzahl Districte, die seitdem unter dem Namen Berdas sich mit Montenegro verbündeten, von dem Paschalik von Skadar losriß, doch mußte dieser Gewinn durch blutige Schlachten erkauft werden, deren letzte, die von Krussa, für lange Zeit Czernagora vor den albanesischen Einfällen sicherstellte. Die Haltung des Vladika an diesem Schlachttage war bewundernswerth, und lange Zeit wandten die frommen Greise von Cetinje auf diesen Tag die Bibelstelle an, wo es von den Midianitern heißt, daß sie, von Gideon besiegt, ihr Haupt nicht wieder erhoben und das Volk Israel vierzig Jahre lang, bis zum Tode ihres Befreiers, in Frieden ließen. Der Gideon des schwarzen Hochlandes ließ das Haupt seines Gegners, des Wessiers von Albanien, einbalsamieren und stellte es in seinem Empfangzimmer zu Stanjewitsch auf, von wo es später nach Cetinje gebracht ward. Wie das Haupt, welches zu Rom dem Tempel des Jupiter als Grundlage diente, ward dieses Haupt des Buschatli gleichsam der Grundstein des czernogorzischen Capitols. Mit diesem glänzenden Siege bei Krussa hebt eine neue Aera der

Montenegriner an, denn nunmehr galten sie in den Augen Europas für frei, und selbst der Sultan erkannte gewissermaßen ihre Unabhängigkeit an, indem er ihnen seit jener Zeit keinen Haratsch mehr abforderte.

Viertes Kapitel.

Neueste Geschichte der Montenegriner. — Ihre Kriege gegen die Franzosen, Türken und Oesterreicher. Regierung Peters II.

Die französische Republik war nach den Siegen, die sie in Aegypten über die Türken erkämpft, von sämmtlichen Griechen-Slawen mit Enthusiasmus begrüßt worden, als aber Napoleon sich verleiten ließ, mit dem Sultan in Bund zu treten, schlug Alles um, und nun ward es den Russen leicht, Czernagora zum Mitelpuncte ihrer reactionären Umtriebe gegen die französische Herrschaft in den ehemaligen venetianischen Provinzen zu machen. So entspann sich auf diesem Gebiete ein langwieriger Krieg zwischen unseren Besatzungen und den Czernogorzen, welche, obschon sie mehrentheils den Kürzeren zogen, doch nie ohne tapfre Gegenwehr wichen. Wurde auch dieser Kampf gegen die Uebermacht der Veteranen aus den italienischen Feldzügen nicht von so glänzendem Erfolge gekrönt, als die Hochländer sich davon versprechen mochten, so trug er wenigstens dazu bei, ihren Ruhm über Europa zu verbreiten, und trotz allem Mißgeschick entwickelte doch der Widerstand, den sie so sieggewohnten Kriegern entgegensetzten, in ihnen mehr und mehr das Bewußtsein ihrer Kraft und ihrer hohen Bestimmung. Die Darstellung, welche uns die Volkslieder von diesem langen Drama liefern, ist wohl der Beachtung werth: der erste dieser Kriegsgesänge ist „Venedigs Sturz“:

„Zween Machthaber streiten um die Krone des Dogen von „Venedig; der eine ist der Kaiser in Wien, der andere Kral Bo„naparte. Und es schreibt der junge Kral dem Kaiser: „„Willst „„Du mir nicht Venedig lassen, so komme ich mit meinen Fran„„zosen, verbrenne Deine Dörfer, nehme Deine Schlösser ein und „„Deine weiße Hauptstadt; ich sprenge zu Roß in Deinen Divan

„„ein und verwandle Deinen Palast in ein Spital. Ich vertreibe „„Dich von deutschem Boden, das goldne Prag und Mailand fallen „„mir zur Beute; ich entreiße Dir Istrien, Dalmatien und Cat„„taro und kehre zurück, in Venedig mich königlich zu pflegen.““

„Da der Kaiser diesen Brief empfängt, versammelt er seine Ge„treuen: alle sind bestürzt, als er solche Botschaft verkündet, alle „rathen zur Unterwerfung, nur die Erzherzöge sind dagegen, und „so wird Gegenwehr beschlossen. Als Kral Bonaparte Solches ver„nimmt, ruft er aus: „„Armer Kaiser von Wien, so wagst Du's „„also zu streiten gegen Frankreich; wohlan, so sei es!““ Und „er bricht auf mit seinen Franzosen, brennt Städte und Dörfer „nieder und durchzieht alle Lande, dem mächtigen Kutusow zum „Trotz, der fern von Moskau her dem Kaiser der Deutschen zu „Hilfe eilt, und weder Kaiser noch Kutusow wagen sich ihm ent„gegen; ohne Schwertstreich zieht er in Wien ein und verhöhnt den „armseligen Kaiser. Drauf stürmt er gegen Mailand los, das, von „einem slawischen Hauptmann, Philipp Wukossowitsch, vertheidigt, „sich erst nach drei Tagen ergiebt; Mailand ist sein; nun kämpft „er ganz Italien durch und geht dann, wie er gelobt, in Venedig „königlich auszuruhn.“

Damals, so lautet ein amtlicher Artikel der Grlitza *), überließen die Franzosen im Frieden von Campo Formio dem österreichischen Kaiserreiche den Busen von Cattaro, uneingedenk, daß, als Cattaro sich im Jahre 1410 freiwillig den Venetianern hingab, solches unter der Bedingung geschah, daß, wenn dereinst Venedig nicht mehr im Stande wäre, diese Stadt zu schützen, sie ihre ursprüngliche Freiheit wiedererhalten und nicht an irgend eine andere Macht abgetreten werden sollte. Darum konnten es die Küstenbewohner schwer verschmerzen, daß sie, gegen alles Recht, dem römischen Kaiser zugetheilt worden, und ihre Häuptlinge beschlossen, Abgeordnete an den Vladika der Czernogorzen zu senden und ihn um Rath und Hilfe zu bitten.

Von diesem Augenblicke an betrachtete ein großer Theil der serbischen Küstenbewohner den Vladika als ihren natürlichen Schutzherrn, und sein Einfluß auf sie nahm in demselben Maße

*) Band II, von 1836.

zu, wie Ragusa in Verfall gerieth. Dieser berühmte Freistaat stand, vor dem Einfalle der Franzosen, auf der ganzen Halbinsel in solcher Achtung, daß die Slawen der Türkei sich in eigener Person dahin begaben, um seinen Gerichtshöfen ihre Streitigkeiten zur Entscheidung vorzutragen. Seine Aristokratie, die, ganz nach bürgerlichem Zuschnitt, lediglich mit parlamentarischen Verhandlungen beschäftigt, nur auf gesetzmäßige Ordnung bedacht und von allen dem Lehns- und Ritterwesen eigenen Anmaßungen fern war, galt für die väterlichste von ganz Europa. Dieser kleine Staat, der in beständiger Ruhe lebte, bildete den vollständigsten Gegensatz gegen die regsame, kriegerische montenegrinische Republik. Zur Zeit des Einzugs der Franzosen in Ragusa war es gerade fünfundzwanzig Jahre her, daß dort Niemand zum Tode verurtheilt worden. Sah man sich genöthigt, eine Todesstrafe zu verhängen, so legte die Republik Trauer an und ließ einen Scharfrichter aus der Türkei kommen, der jedoch sogleich, nachdem er seine Arbeit verrichtet und seine Bezahlung empfangen, wieder fortgeschickt wurde, ohne daß es ihm vergönnt war, auch nur den übrigen Theil des Tages in dieser Stadt des Friedens zu verweilen. Nur allein die Tschetas der Czernogorzen und die daraus für die lateinischen Serben entspringende Verpflichtung zur Blutrache, störten dann und wann die tiefe Stille dieses Landes.

Mit dem Auftreten der Franzosen begann eine neue Zeit für die lateinischen Serben: die verständigen Grundsätze der alten Republiken wichen den von Paris herübergekommenen demagogischen Ansichten; gar manche Piesme klagt über das wüste Treiben der damaligen serbischen Jacobiner. Die von Cattaro werden in einem dieser Gesänge geschildert, wie sie an Bonaparte schreiben:

„O Du, der Du uns Vater und Mutter bist, komm eilends „herbei, so Du nicht willst, daß die Schwabi uns den Russen „oder Briten überliefern; wir erwarten Dich.“

Indessen kostete es manchen Kampf und manche Anstrengung, bevor der französische Einfluß in Cattaro sich geltend machen konnte; denn gleichzeitig schrieben andere Junaks an den Admiral Seniawin in dem weißen Corfu:

„Vier Jahrhunderte sind nun schon verflossen, seit die Serben „bei Kossowo ihren Czar verloren; seitdem wohnten die Edelsten un„seres Stammes in Primorea *), unter dem Schirm des Dogen „von Venedig, der uns mildiglich regierte, kaum war ein Vater „liebreicher gegen seine Kinder. Drauf hat man uns schmählich „verkauft an den harten Kaiser von Wien, der uns neun Jahre „lang geknechtet, und nun möchten die Jacobiner uns wieder an „ihren Freund Bonaparte verhandeln. Du aber, ruhmgekrönter „Seniawin, eile herbei zu unserem Schutze: Du wirst der Vater „unserer Söhne sein."

In dem Volksliede heißt es weiter: daß der russische Admiral, nachdem er diesen Brief gelesen, mit seiner Flotte auslaufend, sich des Busens von Cattaro bemächtigte, was so ziemlich mit den historischen Nachrichten übereinstimmt. Diesen zufolge sollte nämlich Cattaro, in Gemäßheit des Petersburger Vertrags, an Frankreich überlassen werden; die Einwohner aber übergaben, im Einverständnisse mit Oesterreich, die Stadt den bei Corfu kreuzenden Russen, deren Herrschaft sie, in Betracht der weiten Entfernung Rußlands von Cattaro, weniger fürchteten, als die der Franzosen, der Herren Italiens. Da nun eröffneten die Czernogorzen, von moskowitischen Truppen unterstützt, ihren Feldzug von 1806. Sie begannen damit, daß sie den General Lauriston und die französische Besatzung von Ragusa angriffen: zwanzigtausend Mann stark belagerten sie Ragusa und zugleich Cattaro, welche letztere Stadt sie darum in Anspruch nahmen, weil — wie sie vorgaben — dieselbe bis 1443 zum serbischen Reiche gehörte und eins der ältesten Besitzthümer ihres Vladika war. Hinsichtlich Ragusas aber glaubten sie das Recht des Stärkeren geltend machen zu können. Die russische Flotte hatte zur Unterstützung der Hochländer 3000 Mann ausgeschifft, und die Belagerung war in vollem Gange, als General Molitor von Zara aus mit 1600 Mann — den einzigen in Dalmatien zur Verfügung stehenden französischen Truppen — vor Ragusa anlangte, welches von 13,000 Belagerern eingeschlossen war. Er griff die ungeordneten Plemen der Czernogorzen mit dem Bajonett an und warf sie auf die Russen

*) Dieser Name bezeichnet alle Küstenländer, wo serbisch gesprochen wird.

zurück, die dadurch gleichfalls zum Wanken gebracht wurden. Ihre Artillerie und ihr Lager im Stiche lassend, retteten sich die flüchtigen Haufen auf die Flotte und fuhren mit vollen Segeln davon. Dieser fast unglaubliche Sieg befestigte die französische Herrschaft in den Umgebungen des Busens von Cattaro. Auf bloßen Raubkrieg beschränkt, suchten die Hochländer durch einzelne Streifzüge ihre Niederlage zu rächen und tödteten auf einem derselben den General Delgorgues, nebst einem Adjutanten Marmont's, Namens Gaiet, welche lebendig in ihre Hände gefallen waren. Endlich verloren sie in dem Gefechte bei Castel-Nuovo, im Jahre 1807, soviel Todte, daß sie nicht länger das Feld behaupten konnten, und schlossen mit den Franzosen, denen durch den Tilsiter Vertrag Cattaro zugesprochen war, einen langersehnten Frieden, welcher erst 1813 wieder gestört ward. Um diese Zeit forderten nämlich die Czernogorzen „ihre Stadt Cattaro" zurück, und da sie ihnen nicht gutwillig übergeben ward, rückten sie aus, um sie mit Gewalt zu nehmen. Eine lange Piesme, wovon wir nur die Hauptumrisse wiedergeben, schildert diesen Feldzug:

„Vladika Peter schreibt nach Nieguschi an den Gubernator *)
„Wuk Radonitsch: „„Merk auf, Gubernator Wuk! Versammle
„„Deine Nieguschi und alle Zeklitsch und ziehe an ihrer Spitze nach
„„Cattaro, die tapferen Franzosen zu belagern: besetze die Wege,
„„die nach der Feste führen, auf daß Niemand hineindringe. In-
„„zwischen führe ich die Meinigen von Cetinje nach Maïna und
„„nehme die Stadt Budva ein."" Als Wuk diesen sauber ge-
„schriebenen Brief gelesen, tanzt er vor Freude, sammelt eine starke
„Rotte, steigt zu Roß und eilt gen Cattaro. Am Ufer der Gorajda
„schlägt er sein Zelt auf, besetzt die Höhen und schneidet Cattaro
„ab von der Feste Troitza. Aber der Vladika zieht mit den Seinen
„hinab gen Maïna, wo alle Primorzen (serbische Küstenbewohner)
„ihm entgegenfliegen und freiwillig ihr Land dem schwarzen Hoch-
„lande verbünden."

„Mit nächstem Frühroth erhebt sich der Vladika, ruft all' seine
„Brüder von Czernagora und Primorea zusammen und forscht, wie
„er Budva möge befreien, ohne das Blut der Serben und der

*) Civiloberhaupt der Republik und Inhaber der vollziehenden Gewalt.

„tapfern Franzoſen zu opfern. Da richtet Peter Djuraſchkowitſch „ſich empor, küßt des Vladika Hand und redet unterthänig: „„ein „„Mittel wohl kenne ich, Budva mit wenig Blut zu erringen. Es „„faßt die Stadt nicht minder ſerbiſche Panduren, als franzöſiſche „„Krieger: drum laßt uns an den Häuptling der Panduren, an „„Kerſtitjewitſch Wuko, ſchreiben, daß er Streit anfange mit den „„fremden Kriegern, und wenn ſie nun ſich ſtreiten, nahen wir „„den unbewachten Wällen.““ Der Vladika befolgt den Rath „und ſchreibt dem Häuptling der Panduren, verſpricht, daß Rußland reich ihm lohnen ſolle.“

„Der Kerſtitjewitſch verſammelt ſeine Brüder und lieſt den „empfangenen Brief vor. Die Panduren erwiedern: „„Schimpflich wär's, die Franzoſen zu verrathen, den uns anvertrauten „„Poſten zu verlaſſen!““ Sie verwerfen des Häuptlings Plan; „der aber bleibt feſt im Entſchluſſe und ſpricht: „„Dieweil wir Alle „„Serben ſind, müſſen vereint wir handeln mit unſerem heiligen „„Vladika.““ So überredet der Hauptmann die meiſten ſeiner „Krieger; die aber an Frankreich halten, ſchafft man bei Seite. „Drauf überfallen ſie die Franzoſen, würgen, die ſich widerſetzen, „feſſeln paarweis die anderen und öffnen mit Tagesanbruch die „Thore des weißen Budva. Hoch zu Pferde und leicht, wie der „graue Falke, zieht der Vladika ein und danket dem Himmel.“

„Als Gubernator Wuk, an der Gorajda gelagert, Budvas „Fall vernimmt, redet er zu den Seinen: „„Schand' über uns, „wenn wir noch müßig ſitzen! Auf! Mit dem Frühroth ſtürmen „wir Troitza. Von den Wällen Cattaros herab gewahrt der franzöſiſche Häuptling das Wogen der ſerbiſchen Schaaren und ruft: „„Ehre dem Höchſten! ſo ſehen wir doch endlich, wie die Ziegen „„Czernagoras die Feſte des Kaiſers erklettern!““ Drauf zu den „Seinen gewandt: „„Iſt keiner unter Euch allen, der Troitza Hilfe „„bringen möchte?““ Da erhebt ſich Hauptmann Campaniole: „„Gieb mir, Oberſt, nur dreihundert Mann, ſo eil' ich hinauf und „„verbrenne dieſen Bergratten die Schwänze, zwanzig aber will ich „„lebend vor Dich führen.““

„Campaniole bricht auf mit ſeinen Streitern; doch indem der „Adler gen Troitza aufſteigt, ſchleichen die Czernogorzen ihm in den „Rücken und umſtellen ihn, durch Felſen gedeckt, auf allen Seiten. „Der gefangene Held geberdet ſich gleich einem Löwen; dann in

„geschlossenen Reihen stürmt er den Berg hinab; doch da Wernetz „er erreicht, streckt eine Kugel den furchtbaren Adler nieder; eine „andere trifft den Kneesen Djaliar, den Franzosenfreund, die dritte „tödtet den Fahnenträger. So fallen hundert tapfre Männer; die „Anderen kehren, mit Wunden bedeckt, zurück, verfolgt von den „Bergratten bis unter die Wälle. Als die funfzig Streiter zu Troitza „solches sehen, übergeben sie die Feste, und der Sieger zerstört sie. „Aber vier grüne Kanonen nehmen sie mit sich, die schönen fran„zösischen Kanonen, die dem Vladika Freudenschüsse thaten, als er „kam zum Gubernator Wuk, und Beider Heere sich vereinigten."

Der amtliche Bericht*) über die Einnahme von Budva und Troitza vervollständigt die Piesme durch einige nähere Angaben. Er setzt die Eroberung Budvas, bei welcher 57 Franzosen gefangen wurden, auf den 11. September, und auf den 12. desselben Monats die Erstürmung Troitzas, der ein furchtbarer Ausfall der Besatzung von Cattaro, wobei, außer einer Anzahl Todter, 37 Gefangene den Czernogorzen in die Hände fielen, unmittelbar vorherging; doch giebt jener Bericht zu, daß die, von den Franzosen unterminirte, Feste Troitza eine Stunde nach dem Sturme der Hochländer in die Luft flog. Was Cattaro anlangt, so hielt darin der General Gautier eine mehrmonatliche Belagerung aus und ergab sich erst im December den Engländern. Diese übergaben Cattaro, kraft eines, mit dem Vladika abgeschlossenen Vertrags, den Czernogorzen, welche dasselbe nun zu ihrer Hauptstadt machten; doch ging ihnen diese wichtige Eroberung schon im folgenden Frühjahre (1814) wieder verloren, indem Kaiser Alexander dieselbe feierlich an Oesterreich abtrat. Auf Befehl des „Kaisers von Wien" brach General Milutinowitsch von Ragusa auf, um den Vladika von dem Busen von Cattaro zu vertreiben. Die Volkslieder gehen mit dumpfem Stillschweigen über diese traurige Begebenheit hinweg, die lateinischen Serben Ragusas dagegen ergehen sich in langen, spöttelnden Beschreibungen von dem Ungemach des heiligen Vladika und der Räumung Cattaros; indessen können sie doch nicht umhin, die Standhaftigkeit anzuerkennen, mit der die schwarzen Krieger diesen Platz so lange gegen Mi-

*) Grlitza Bd. IV, von 1838.

lutinowitsch und seine Oesterreicher vertheidigten, bis sie ihre letzte Patrone verschossen. Traurig kehrte Vladika Peter heim in seine Berge und pflegte in Ruhe die Wunden seines Volkes, bis im Jahre 1820 der grausame Dschelaludin, Wessier von Bosnien, mit Heeresmacht die Moratscha herabkam, um die Czernogorzen zu unterjochen. Diese lockten ihn in ihre Engpässe und bewiesen durch ihren vollständigen Sieg der Pforte, daß, wenn sie auch vor der europäischen Kriegskunst hatten weichen müssen, sie dennoch, den ungeregelten Horden des Islam gegenüber, ihre völlige Ueberlegenheit behaupteten. Die Niederlage des bosnischen Wessiers, der bald darauf vor Scham sich selbst entleibte, brachte die Muselmänner dahin, daß sie von nun an sich mit dem schwarzen Hochlande nur noch in Plänkeleien einließen, die von keiner historischen Bedeutung sind.

Am 18. October 1830 starb, im vierundachzigsten Jahre seines Alters und nach einer fast halbhundertjährigen Regierung, der große Vladika Peter, der Ludwig XIV. von Czernagora. Dieser schlichte Gegner Napoleon's am adriatischen Meere hatte mehr als irgend einer seiner Vorgänger dazu beigetragen, sein Land staatlich zu ordnen. Seine Tapferkeit und seine unbeugsame Willenskraft waren mit Milde gepaart, die ihm in hohem Grade eigen war. Seine Gabe der Ueberredung und der Beredtsamkeit war so außerordentlich, daß ein Wort von ihm genügte, um von den Czernogorzen die größten Opfer zu erlangen; seine Macht war unbeschränkt, und selbst der Gubernator gehorchte seinen Befehlen, obgleich dieser ihm an Würde gleich stand und ihm gegenüber seinen Sitz hatte. Seine patriarchalische, einfache Lebensweise war so streng, daß er nicht einmal während seiner letzten Krankheit in seiner Schlafstube, oder vielmehr in seiner ärmlichen Zelle, Feuer hatte. Sobald dieses Haupt des Heldenvolkes die Augen geschlossen, eilten alle Plemen herbei, um ihm zum letzten Male die Hände zu küssen. Ueber seinem Grabe ward, seinem letzten Willen gemäß, ein sechsmonatlicher Waffenstillstand mit allen inneren und äußeren Feinden gelobt, und das kriegerische Hochland war ganz aufgelöst in Seufzern und Gebeten und flehte zu dem, der sein ganzes Leben hindurch sich als Priester, wie als Bürger, gleich tüchtig bewiesen. Als vier Jahre darauf die Bewohner von

Cetinje, bei Oeffnung des Sarges von Peter I, seinen Körper unversehrt fanden, schrieen sie Wunder. Der große Mann ward heilig gesprochen, und seine Hülle auf einem Altar niedergelegt, zu welchem seitdem unzählige Pilger aus allen serbischen Landen herzuströmen.

Gleich den folgenden Tag nach Peters I Tode mußte derjenige seiner Neffen, den er sich zum Nachfolger erkoren, obgleich derselbe erst achtzehn Jahre zählte, den Krummstab des Verstorbenen ergreifen, ward auf die Tenne des Iwo Czernojewitsch geführt und von dem ganzen Volke unter dem Namen Peter II als Vladika begrüßt. Peter war noch nicht einmal Diaconus: mit Erlaubniß des letzten Buschatli, Mustapha-Pascha (des Sohnes des berüchtigten Kara-Mahmud) kam daher der Bischof von Prizren in die Hochlande, um dem neuen Regenten die Priesterweihe zu ertheilen, aber erst 1833 ward derselbe zu Petersburg zum Bischof geweiht. Bis dahin ward Peter in seinem ernstlich bedrohten Vaterlande zurückgehalten. Der Großwessier Mehmed-Reschid nämlich glaubte, nachdem er den Empörer Mustapha zu Skadar gezwungen, sich zu ergeben, auch Czernagora auf dieselbe Weise, wie Albanien, durch Erregung von Zwietracht unterwerfen zu können; aber er bedachte nicht, daß in Czernagora jeder Einzelne dem Gesammtwillen gehorsam ist, und daß alle seine Bürger bei dem ersten Schusse eines auswärtigen Feindes ihre inneren Zwiste vergessen und ihren bedrängten Brüdern zu Hilfe eilen. Vergebens verschwendete er sein Gold, vergebens versprach er dem Vladika von Seiten des Sultans eine urkundliche Erblichkeitserklärung seiner Würde, wie solche dem Fürsten Miloſch von Serbien zu Theil geworden. Der Vladika, der bereits seine Stellung für vorzüglicher hielt, als die der abhängigen, tributpflichtigen Donaufürsten, entgegnete: „so lange seine Mitbürger ihn vertheidigen wollten, bedürfe er keines Fürstendiploms, und wenn sie das nicht mehr wollten, würde ihm ein solches vollends unnütz sein.“ Diese, für ein regierendes Haupt, wahrhaft hochherzige Antwort entzückte die Czernogorzen. Die Familie Petrowitsch, aus welcher seit dem Jahre 1703 bis 1832 ununterbrochen heldenmüthige Priester, Apostel der Freiheit sowohl, als der Religion hervorgegangen waren, diese neue Makkabäerfamilie genoß von nun an das unbedingte Ver-

trauen des Volkes. So, in seinem zwanzigsten Lebensjahre mit unumschränkter Gewalt bekleidet, erwartete Peter II das Heer des Großwessiers, welches nach europäischer Weise eingeübt und durch seine zahlreichen Siege über die albanesischen Empörer kriegsgewohnt war. Ungeachtet seiner Uebermacht hegte doch der Großwessier Besorgniß und sandte daher erst seinen aus 7000 jungen Taktikis (regelmäßigen Truppen) bestehenden Vortrab, unter Anführung des Paschas von Skadar, Namik-Halil, voraus, um das Terrain zu untersuchen. Diese Schaar wußte ihre Bewegungen so geschickt zu verbergen, daß sie unerwartet an der feindlichen Gränze erschien und, bevor noch Vertheidigungsmaßregeln getroffen waren, des Engpasses von Martinitsch sich bemächtigte. Dieses, im April 1832 vorgefallene Kriegsereigniß, welches mit der Niederlage des kaiserlichen Nizam*) endigte, erzählt eine Piesme in folgender Weise:

„In dem schönen Gränzdorfe Martinitsch hat das junge Popen„weib, das Adlerkind des Popen Radowitsch, einen Traum gehabt: „sie hat im Schlafe eine dichte Wolke herüber von dem blut'gen „Skadar ziehen sehen; die Wolke zog über Podgoritza und Spuje „und entlud über Martinitsch ein krachendes Ungewitter, dessen „leuchtende Blitze der Popin, sammt ihren acht Schnuren, die Augen „versengten. Aber von der Bergkirche herab erhob sich ein heftiger „Sturmwind, drauf ein zweiter von Jupina her, dann ein dritter „von Slatina, und alle drei vereinigt, trieben die Wolke zurück bis „hin zur Ebne von Spuje. Diesen Traum erzählt sie ihrem Gat„ten, der deutet ihn auf nahen Ueberfall der Moslims, erhebt sich „und rüstet seine glänzende Büchse.

„Noch ist die Nacht nicht vorüber, als die Türken mit Fackeln „in der Hand einstürmen auf das arme Dörflein. Die jähe Flucht „der Weiber zu decken, kämpft Radowitsch, der Pope, an der Spitze „seiner Gemeinde, bis daß am Ende Kettenkugeln ihn zerrissen zu „Boden strecken. „„Hierher!"" ruft der Gatte der traumsichtigen „Popin, „„wo seid Ihr, meine Neffen Stepho und Gabriel? „„Tödtlich bin ich verwundet, da ich unser Obdach vertheidigt gegen „„die Mordbrenner; doch sterb' ich gern, sie haben's theuer bezahlt.

*) Ein auf europäische Art bewaffnetes und geübtes türkisches Truppencorps.

„„Nur Eins noch, meine armen Neffen: schafft meinen Leichnam „„fort, damit der Türke nicht mein abgeschnittenes Haupt entweihe, „„und bringt den Junaks Kunde von der Feinde Einfall, auf daß „„nicht sie auch das Verderben treffe.““ Stepho und Gabriel „eilen mit dreißig Hirten herbei, überfallen die zerstreuten Türken, „schneiden dreißig Köpfe ab und jagen die Anderen zurück zum Pa„scha Namik-Halil.

„Indessen ordnet Namik dreitausend Taktikis zur Schlacht und „stürmt mit Kanonenfeuer auf die Kulas von Martinitsch ein. Doch „schon ist der Aufruf erschollen, schon steht zur Hilfe bereit der „Hauptmann von Bernitza, Radowan-Puljew, mit seinen Streitern, „ingleichen die Berdjanen von Pipera und Bielopaulitsch; die grei„sen, ihrer achthundert, die dreitausend Taktikis und das ganze „türkische Heer an. Namik-Halil ward vom Pferde geworfen und „verfolgt bis an die Thore von Spuje. Hundert und vierundsechzig „Türken blieben todt zur Stelle, und dreihundert waren verwundet. „Nun mag er gehn, der Pascha Namik-Halil, dem reinen Czar in „Stambul zu hofiren, der ihm seinen schönen Nizam anvertraut, „um Kälber in Löwen zu verwandeln. Ihr serbischen Falken, wie „trefflich versteht Ihr es, mit Flintenschüssen den Paschas des Kai„sers den Weg zu weisen, damit sie nicht sich im Dickicht des Wal„des verlieren! Welch' reiche Haratsch-Ernte Ihr ihnen gewährt, bis „daß, des häufigen Besuches müde, Ihr ihnen das Haupt abschneidet; „und, so Gott will, wird es stets so sein, so lange es noch Flin„ten und beherzte Männer in dem freien, schwarzen Hochlande giebt.“

Der Großwessier schickte sich eben an, die Niederlage des Nizam zu rächen und in eigener Person gegen die Czernogorzen loszuziehen, als der Sultan ihn zurückrief, um ihn nach Syrien gegen den Sohn des Vicekönigs von Aegypten zu schicken. Sobald auf diese Weise der Friede hergestellt war, suchte der Vladika die ihm zu Theil gewordene Volksgunst zur Befestigung seiner Macht zu benutzen. Er wagte es, den Gubernator Radonitsch in Anklagestand zu versetzen, unter dem Vorgeben, daß derselbe einer den Czernogorzen feindlichen Macht, den Oesterreichern, huldige und, im Einverständniß mit ihnen, nach der Oberherrschaft strebe. Der sechzigjährige Greis wurde, als Hochverräther, mit seiner ganzen Familie des Landes verwiesen, alle seine Güter wurden eingezogen, und das Haus seiner Vä-

ter zu Nieguschi in einen Aschenhaufen verwandelt. Er wendete sich nach Cattaro, wo Oesterreich unausgesetzt, und selbst noch nach dem Tode des Hauptes der Radonitsch, für den Unterhalt der geächteten Familie Sorge getragen hat. Die Stelle des weltlichen Oberhauptes blieb unbesetzt; ohne lange Vorberathung war man zur Ausführung dieser wichtigen Maßregel geschritten, die freilich durch die Ermordung des Tüchtigsten und Beliebtesten der Radonitsch erleichtert ward. Wäre dieser jüngere Bruder des Gubernators am Leben geblieben, so würde der Vladika wohl nicht so leichtes Spiel gehabt haben. Nachdem Peter II auf diese Weise sein Vorhaben glücklich ausgeführt hatte, reiste er nach Wien; da er jedoch bei Metternich nicht die gewünschte Aufnahme fand, so bestimmte ihn dieß, sich nach Rußland zu begeben, um sich von der heiligen Synode zum Bischof weihen zu lassen.

Diese Abwesenheit des Vladika benutzte die gubernatorische Partei, um sich von Neuem zu gestalten, und richtete deßhalb ihre Blicke auf die Familie der Wukotitsch zu Tschewo, von denen die Radonitsch ihr Amt durch Erbschaft oder Kauf erworben hatten. Das letzte Haupt der Wukotitsch, zu Podgoritza geboren, aber zu Cattaro angesessen, war unter dem vorigen Vladika nach Rußland gegangen, um die beträchtliche Erbschaft seines Verwandten, des in serbischen Volksliedern als Held gefeierten Generals Iwo-Podgoritzanin zu heben. Er führte auch glücklich vor den russischen Gerichtshöfen die Sache durch, begnügte sich aber, anstatt das Capital mitzubringen, mit den bloßen Zinsen und kehrte jetzt nach Czernagora zurück, wo er sich für einen mit der Verbesserung der Gesetzgebung des Landes beauftragten russischen Abgesandten ausgab. Der Senat war verblendet genug, ihn zum Präsidenten, seinen Neffen und Reisegefährten Wukitjewitsch aber zum Vicepräsidenten zu erwählen, und zugleich ward dieser mit einer Schwester des Vladika verlobt. Da jedoch der junge Mann bald darauf sich in eine schöne Moskowiterin verliebte, sie heirathete und nach Cattaro führte, waren die Czernogorzen darüber so entrüstet, daß sie den meineidigen Verlobten schmachvoll aus dem Lande jagten. Aber auch auf den Oheim erstreckte der mittlerweile heimgekehrte Vladika die Ungnade, welche der Neffe sich zugezogen hatte, und so mußten

im Jahre 1834 beide Russenfreunde das Land räumen und dahin zurückkehren, wo sie ihre Schätze gelassen hatten.

Jetzt erst begann Peter's II eigentliche Regierung, denn bis dahin hatte er nicht gewagt, als Reformator aufzutreten. Um seinen Civilisationsplänen eine günstige Aufnahme zu sichern, trug er sie anfangs nur als von dem verstorbenen Vladika herrührend vor, indem dieser für den Schutzgeist des Vaterlandes galt, dessen heiligem Willen man gewissenhaft nachkommen müsse; endlich aber ergriff er kühn das Staatsruder, lenkte es in seinem eigenen Namen und übte eine Herrschaft, wie sie kein Vladika vor ihm zu erstreben gewagt hatte. Um von der so rasch errungenen Allgewalt Peter's II einen Begriff zu geben, genügt es allein schon, die Art und Weise anzudeuten, wie er im Jahre 1835 einem neuen Türkenkriege vorbeugte. Eine Rotte kühner Junaks aus der Czernitza-Nahia hatte nämlich nächtlicherweile die Festung Spuje überfallen, einen Theil der Besatzung niedergehauen und eine Kanone mit fortgenommen. Einige Monate darauf hatten Rotten von dem Stamme der Kutschi, unter dem Vorwande, die Türken für das Verbrennen ihrer Maisernten zu züchtigen, sich der Feste von Schabljak bemächtigt, ihre Fahnen im Namen des ersten Besitzers derselben, Ivo-Czernojewitsch, daselbst aufgepflanzt und alle Anstalten getroffen, den Platz zu behaupten. Eine lange Piesme, welche die Grlitza von 1838 mittheilt, preist in kräftiger Sprache diese kühne That.

Die Wichtigkeit Schabljaks, seine vortreffliche Lage am See von Skadar, schienen die Hochländer dringend zu mahnen, die Stadt nicht wieder aus den Händen zu geben. Allein Peter II urtheilte anders: er bedrohte seine Landsleute mit dem Bann, wenn sie auf dem Besitz ihrer Eroberung beständen, und Schabljak ward geräumt. Hierauf schloß der Vladika mit dem Pascha von Podgoritza einen ewigen Frieden; doch in demselben Jahre noch eröffneten die Türken jener Stadt von Neuem den Krieg durch einen Raubzug gegen die Bewohner der Berdas, denen sie funfzehn Hirten tödteten und mehre tausend Schafe entführten, und sogleich entspann sich ein Kampf zwischen den Geplünderten und den Plünderern. Der Vladika schien diese Repressalien unbeachtet zu lassen; man betrachtete sie als bloße Familien-

fehden, welche die betreffenden Regierungen, die von Cetinje und Stambul, nichts angingen. Indem auf diese Weise die czernogorzische Regierung sich von den Zwistigkeiten der Stämme fern hielt und ihre wirkliche Schwäche unter dem Schleier der Neutralität verbarg, gewöhnte sie allmählig den Türken daran, sie als eine rechtmäßige Macht zu betrachten.

Diese Politik dürfte wohl für den Orient, nicht aber einem europäischen Staate gegenüber anwendbar sein. In der That wurde auch bald genug der Vladika genöthigt, aus seinem Heiligthume hervorzutreten, da im August 1838 seine Landsleute gegen die Oesterreicher einen Krieg, den sie schon gegen die Franzosen zur Zeit des Kaiserreichs geführt hatten, erneuern wollten, um einen Seeplatz zu gewinnen, den der Wiener Congreß ungerechterweise Czernagora vorenthalten hatte. Unter den Bezirken, die ehemals zu dem Hochlande gehörten und gegenwärtig Oestereichisch-Albanien heißen, werden aufgeführt: der von Maïni, von Paschtrowitsch und die Halbinsel Lustitza, deren Salzwerke — ehedem den Regenten von Czernagora zugehörig — im Jahre 1650 von den Venetianern zerstört und durch die von Risano ersetzt wurden, von wo gegenwärtig die Hochländer ihren Bedarf beziehen müssen, so daß sie in Betreff eines unentbehrlichen Nahrungsstoffes von Österreich abhängig sind. Der Bezirk Paschtrowitsch, wo, auf einer herrlich angebauten und durch Oliven und auserlesene Früchte berühmten Fläche das Kloster Lastva sich befindet, nimmt fast den ganzen Küstenstrich von Budva bis Antivari ein. Seine Bewohner hatten als Seefahrer sich Ruhm und Reichthum erworben; als Kriegsgenossen Venedigs, durften sie der Regierung keine Abgaben zahlen, hatten die freie Wahl ihrer Oberhäupter, sowohl für Kriegs- als Friedenszeiten, und das auf einer kleinen Insel gelegene Schloß St. Stephan diente zum Sitz ihrer Regierung, welche aus zwölf Wlasteln oder Bevollmächtigten und aus sechs Stareschinen bestand. Diese stolzen Bundesgenossen, die Venedig stets warm zu halten suchte, durften — gleichwie einstmals die Franken im römischen Kaiserreiche — kraft eines eigenen Gesetzes, in die ersten Familien der Republik heirathen. Als Revolutionen und Kriege den europäischen Staaten die willkürlichen Gränzen gaben, die sie noch

jetzt haben, fiel dieser edle Stamm an Oesterreich; jetzt besteht das geschmolzene Häuflein nur noch aus 300 Seelen, welche, nach wie vor in zwölf Familien getheilt, ihre 37 Küstendörfer inne haben. Inzwischen hatte drückender Mangel sie seit einigen Jahren bewogen, viele Fluren an die Czernogorzen zu verkaufen, welche dieselben urbar machten, ihre Wohnung dort aufschlugen und darin nach ihrer hergebrachten Weise hausten. Bald aber war Oesterreich, um den blutigen Zwisten, welche diese Ansiedelungen zur Folge hatten, ein Ende zu machen, darauf bedacht, die Czernogorzen zu vertreiben und sie für die in Paschtrowitsch erworbenen Ländereien zu entschädigen. Es wurden Unterhandlungen eingeleitet, und der Vladika dahin vermocht, in die Expropriation einzuwilligen. Als aber die mit der Gränzregulirung beauftragten österreichischen Ingenieure ihre Arbeit begonnen hatten, und die Czernogorzen nun sahen, wie ihre Felder ausgemessen wurden, machten diese ihrem Unwillen Luft. Dieß allein ist die Veranlassung zu dem bald darauf ausgebrochenen Kriege, nicht aber — wie gewisse deutsche Zeitungen meldeten — der Enthusiasmus, welchen der, einige Monate zuvor zu Cetinje abgestattete Besuch des Königs von Sachsen bei den Hochländern erregte *).

Der Streit begann am 2. August mit Vertreibung der österreichischen Feldmesser, welche in voller Hast die Hochebene von Troitza räumen mußten. Hierauf stürmten die Hochländer gegen den festen Thurm von Gomila an, welchen der Hauptmann Spanner mit seiner Jägerabtheilung tapfer vertheidigte. Am folgenden Tage quollen 4000 bis 5000 Streiter von der Czernitza-Nahia aus dem Engpasse von Uterg, der nach österreichischer Seite hin das Thor des Hochlandes bildet, hervor und griffen wüthend die Kula und den kaiserlichen Posten von Widrak an, die sie geschworen hatten in Brand zu stecken. Da aber alle ihre Stürme zurückgeschlagen wurden, verfielen sie

*) S. Reise des Königs Friedrich August von Sachsen durch Istrien, Dalmatien und Montenegro im Frühjahre 1838, aus dem Italienischen des Bartolomo Biasoletto übersetzt von Eug. Freih. von Gutschmid (Dresden bei Gottschalk, 1842), S. 66 fg. Vgl. Stieglitz, ein Besuch auf Montenegro, S. 16 ff.

darauf, ein Weib, als Schutzwehr, an ihre Spitze zu stellen; denn das Weib gilt bei den Serben für ein geheiligtes Wesen, auf welches sie unter keiner Bedingung zu schießen wagen würden; die Schwabi aber, die keine solche schwärmerische Ehrfurcht für Frauen hegen, streckten die Unglückliche zu Boden. Ihr Fall erfüllte die Belagerer mit solchem Grausen, daß alle wuthentbrannt herbeieilten, um sie zu rächen, und achtundzwanzig Stunden lang unausgesetzt auf die Verschanzung einstürmten. Eine österreichische Verstärkung, welche zum Entsatz der Kula anlangte, wurde mit Verlust zurückgeschlagen; gleichwohl leistete die nur aus 27 Mann bestehende Besatzung verzweifelten Widerstand. Endlich drangen mehre von verschiedenen Seiten herankommende kaiserliche Compagnieen zu gleicher Zeit auf das montenegrinische Heer ein, welches nun von der Kula abstehen mußte, um den neuen Feinden Trotz zu bieten. Es war ein fürchterlicher Kampf, dessen Ausgang lange zweifelhaft blieb; von den Höhen herab schleuderten Kinder und Greise Felsstücken auf den Feind, die ihr Ziel so sicher als irgend eine regelrecht gerichtete Bombe trafen. Erst die Nacht trennte die beiden Heere: die Oesterreicher hatten sich tapfer geschlagen, und besonders hatte die Abtheilung des Oberstlieutenant Roßbach, eines Veteranen, der bei Aspern ein Auge verloren, sich durch kühne Bajonettangriffe auf die Hochländer hervorgethan.

Beide Theile rüsteten sich in den folgenden Tagen zu einem Haupttreffen, welches am 6. August stattfand. An 1000 dalmatische Bauern, welche besser, als die Linientruppen, sich auf diesen Gebirgskrieg verstanden, wurden den Kaiserlichen beigegeben und führten dieselben in die Pässe von Paschtrowitsch, von wo das czernogorzische Heer sich zurückzog, als wollte es heimkehren; doch beabsichtigte es damit nur, die Oesterreicher in tiefere Schluchten zu locken. Der Feind ging in die Falle und mußte bald, auf allen Seiten von den Hochländern unter gräßlichem Geheul angegriffen, sich in Verwirrung zurückziehen. Die Czernogorzen verfolgten die Oesterreicher bis zu dem Puncte, von wo sie aufgebrochen waren, da aber warf sich die österreichische Besatzung von Gomila mit frischen Kräften auf die bereits durch die Verfolgung ermüdeten Sieger und zwang dieselben, nachdem sie mehre Stunden tapfere Gegenwehr geleistet,

sich in ihre frühere Stellung auf die Höhen zurückzuziehen. So hitzig und anhaltend auch der Kampf war, so behaupten die Oesterreicher dennoch — was schwer zu glauben ist — an diesem Tage nur acht Soldaten und einen Offizier verloren und vierzehn Verwundete gehabt zu haben. Der Verlust der Czernogorzen blieb unbekannt, da sie mit fanatischem Muthe alle ihre Todten den Händen der Feinde entrissen. Indessen erschreckten den Vladika die Folgen, welche dieser Kampf, den sein Volk allein und ohne Verbündete gegen die gesammte Streitkraft Oesterreichs unternommen hatte, mit sich führen konnte, und er säumte daher nicht, den Bann gegen Alle, die den Krieg fortsetzen würden, zu schleudern, worauf denn auch die frommen Hochländer sogleich die Feindseligkeiten einstellten; doch nahmen sie die abgeschnittenen Köpfe der österreichischen Grenadiere mit nach Cetinje und ließen sie auf den Thorpfosten der Palanka, wo sie noch jetzt zu sehen sind, an der Sonne trocknen.

Die Krieger hatten ihre Arbeit gethan, nun kamen die Dichter an die Reihe: sie ließen der glänzenden Tapferkeit des Commandanten Roßbach, den sie den großen einäugigen Wojwoden nannten, Gerechtigkeit widerfahren, und ebenso seinen Jägern, „den unerschrockenen Wölfen," die würdig seien, mit den tapferen Czernogorzen zu kämpfen. „Aber den„noch" — setzten sie hinzu — „dennoch Tod ihren Häuptlingen, „Tod jenen Gottlosen, die gegen alles menschliche Recht den „Nachbar seines Erbes berauben wollen, des Hauses, worin seine „Kinder geboren wurden, und welches Gott ihm geboten zu ver„theidigen, als die künftige Wiege seiner Kindeskinder. Glück„lich hat das Gewehrfeuer, welches Nachts, gleich Schwärmen „von Sternschnuppen, von unsern Bergen sprühte, hat der rasche „Schwung unserer Säbel diese Weiberschänder zurückgetrieben, „diese Herren der Schlösser an der grünen Küste, die Herren des „Meeres, welches sie den Söhnen des Czernojewitsch Iwo ent„rissen." — Nur das Eine betrübte die Junaks, daß sie nicht in Dalmatien, im Einverständniß mit ihren meeranwohnenden morlakischen Brüdern, den Haidukenkrieg gegen Oesterreich fortsetzen konnten. Sie glaubten, daß diese Macht am Ende, des Kampfes müde, ihnen diese Paar Küstenmeilen im Süden von Budva überlassen würde, da sie für dieselbe gar keinen Werth

haben, für Montenegro aber hinreichen würden, ihm eine europäische Bedeutung zu geben.

Weit entfernt an solche Zugeständnisse zu denken, benutzte vielmehr das Wiener Cabinet die friedliche Stimmung Peter's II, um mit ihm wegen des Kaufes der Klöster Stanjewitsch und Podmaïni, des Privateigenthums des Vladika, zu unterhandeln, und es wurden dieselben ohne Zustimmung des Volkes im Mai 1839 veräußert. Stanjewitsch, welches nur zwei Stunden von Budva entfernt liegt, war fast ein Jahrhundert lang Residenz des Vladikas gewesen, und Peter I hatte es erst zur Zeit seines französischen Krieges verlassen, in der Besorgniß, er möchte von der Besatzung von Budva aufgehoben und nach Frankreich gebracht werden. Da nun Oesterreich seine neuen Erwerbungen sicher hatte, trug es auf eine förmliche Gränzberainung an: Rußland, in dessen Interesse es liegt, sich der kleinen griechisch-slawischen Völker, wofern sie nur sich nicht ausdehnen wollen, anzunehmen, wurde von beiden kriegführenden Mächten als Schiedsrichter angenommen, und im März 1840 reiste Tschefkin, russischer Consul zu Orsowa, nach Czernagora, um die Gränze zwischen diesem Lande und Dalmatien zu reguliren. Nach langen Unterhandlungen ward ein Friedensvertrag geschlossen, der, indem er Czernagora in die europäische Rechtssphäre hereinzog, eine hohe diplomatische Wichtigkeit hat, unter den Hochländern jedoch, die sich durch denselben beeinträchtigt glaubten, lautes Murren erregte. So muß denn Oesterreich seitdem, trotz der errungenen Vortheile, stets auf seiner Hut sein: es hat daher die Besatzungen an dieser Küste mit congreviſchen Raketen versehen, mittels deren sie den hinter Felsen versteckten Feind von Weitem erreichen können; freilich keine ganz ehrliche Waffe, aber vielleicht die einzige, welcher dieses furchtbare Volk nicht zu widerstehen vermöchte. Endlich überzeugten sich doch die Czernogorzen von dem Vortheil einer, wenn auch scheinbaren, Aussöhnung *) mit den Schwabi und duldeten nun, daß ihr Vla-

*) Ein Friede, der einem Raube den Stempel der Rechtmäßigkeit aufdrückte, konnte nicht von Dauer sein, und in der That ward er schon im Herbst 1842 von den Hochländern gebrochen, welche von Neuem ihre Einfälle in das streitige Gebiet begannen.

dika im Angesichte Budvas einen Galgen errichtete, woran künftig Jeder, der sich Räubereien auf österreichischem Boden erlauben würde, gehangen werden sollte. Rußland selbst verleugnete, um jene Aussöhnung noch mehr zu befestigen, seinen geheimen Agenten zu Czernagora, den Ingenieurhauptmann Kowalewski, und zwang ihn, sich in Wien wegen seiner Betheiligung bei den Heerfahrten der Hochländer zu verantworten. Genöthigt, das Hochland, welches für ihn ein zweites Vaterland geworden, zu verlassen, schwur der Slawenfreund seinen Waffengefährten unverbrüchliche Treue und gelobte, in seiner Heimath für ihre Sache zu wirken.

Der Vladika, entschlossen, vorerst nur auf Kosten der Türken sein Gebiet auszudehnen, lenkte jetzt die Kampfbegier seines Volkes ausschließlich gegen die Herzegowina und Albanien. Die Emancipation dieser beiden Landschaften, wofür die schwarzen Krieger seit drei Jahrhunderten streiten, schien endlich im Jahre 1841 in Folge der Siege, welche sie Schlag auf Schlag zwei Jahre hindurch über den berüchtigten Ali, Wessier von Herzegowina, davontrugen, ihrer Verwirklichung nahe. Kowalewski, der nach Montenegro zurückgekehrt war, leitete damals das Kriegswesen der Hochländer, und noch nie waren sie bei ihren Unternehmungen so planmäßig zu Werke gegangen. Kolaschine, Borowlawze, Klobuk, die von den Türken neu in Stand gesetzte Feste Schabljak, wurden täglich berannt; die heftigsten Angriffe aber waren gegen Podgoritza, das Bollwerk Albaniens, gerichtet. Da die Czernogorzen auf diesem Puncte stets zurückgeschlagen wurden, so schickten sie Einige aus ihrer Mitte, die sich für Ueberläufer ausgeben mußten, in die Stadt, um dieselbe zu unterminiren und sammt der Besatzung in die Luft zu sprengen; allein ihre Pulvervorräthe wurden von den Türken entdeckt, und so hatte dieser Anschlag keine weitere Folge, als die Hinrichtung der Ueberläufer. Diese Schmach zu rächen, erschienen die Hochländer alsbald 3000 Mann stark vor Podgoritza, schlugen überall ihre Feinde, verheerten die Fluren jenseits der Moratscha und zwangen diejenigen unter den Mirditen *) von Hoti, die bisher ihre Unabhängigkeit be-

*) S. unten Buch IV über Albanien.

hauptet hatten, sich mit ihnen zu verbinden; nur ein Theil der katholischen Klementis weigerte sich, ihnen beizupflichten, und bis diesen Augenblick hält dieses Dissidentenhäuflein die freien Christen Albaniens von dem Bunde mit Montenegro zurück.

Was die muselmännischen Albanesen anlangt, so werden sie mit jedem Jahre mehr in die Enge getrieben. Der Krieg gegen sie wird schonungslos geführt; selbst die Gefangenen werden — ja sogar in Cetinje — trotz dem Verbote des Vladika, niedergemetzelt, und die Dichter scheuen sich nicht, diese Gräuel zu preisen:

„Beg Hassan-Lekitsch" — so lautet ein Volkslied — „streift mit „vierzig Genossen und überschreitet die czernogorzische Gränze; doch „siehe, er zieht an einem hohen Felsen vorüber, auf welchem Marko „Wutschetitsch mit drei der Seinen steht. Marko legt an auf Beg „Hassan, und der sinkt todt zu Boden. — „„Streckt die Waffen und „„legt die Hände auf den Rücken, oder Alle seid Ihr des Todes!"" „ruft der furchtbare Marko den bestürzten Türken zu. Die Türken „gehorchen; der Sieger steigt aus seinem Versteck herab, knebelt sie „alle, ergreift das Gewehr des armen Hassan und treibt, wie das „Vieh, seine vierzig Gefangenen nach dem Dorfe Czernitza. Er ver„schmäht das hohe Lösegeld, das sie ihm bieten, und auf dem Hofe „des Gerichts allda enthauptet er alle und schmückt mit ihren Köpfen „die Kula des Serdar. Gott schenke dem Marko Glück und Ge„sundheit!"

Solche Thaten sind, wenigstens was ihren Ausgang betrifft, nicht sehr rühmenswerth, und wirklich erhielt auch bei dieser Gelegenheit der Vladika, der bis zum Jahre 1840 nach Lust und Belieben russische Denkmünzen an seine Tapferen ausgetheilt hatte, von Petersburg aus bittere Vorwürfe, nebst der Weisung, sich künftig dieses Mißbrauchs zu enthalten. In Folge dessen ließ er dreistweg czernogorzische Ehrenkreuze fertigen, welche er nunmehr im Namen des Senats und des Volkes denen, welche sich um das Vaterland verdient gemacht haben, zuerkennt. Die Tschetas gegen Albanien dauern fort, und die einsichtsvollen türkischen Staatsmänner überzeugen sich mehr und mehr von der Unmöglichkeit, Skadar zu halten. Auf dem großen See, der seine Mauern bespült, werden kaum noch muselmännische Fahrzeuge zugelassen. Außer den schon früher

eroberten Inseln St. Nikolaus, Stavena und Morakowitsch, haben die Czernogorzen 1838 eine mehre Stunden lange Insel, worauf sich das Dorf Wranina befindet, besetzt, und 1840 haben sie sich auf einem noch näher an Skadar gelegenen kleinen Felseilande verschanzt, welches ihnen jetzt als Beobachtungsposten dient. Montenegro darf mit Fug und Recht diesen schönen See, in welchen alle seine Flüsse münden, als sein natürliches Zubehör ansehen. Hier, wie überall, ist die Gewalt berufen, der Natur den Sieg zu verschaffen.

Fünftes Kapitel.

Gegenwärtiger Zustand des montenegrinischen Volkes und seiner Regierung. — Gefahren der neuesten Reformen, Interessen der verschiedenen europäischen Mächte hinsichtlich Montenegros.

Czernagora befindet sich gegenwärtig in der entscheidendsten Epoche seiner Geschichte, in der constituirenden Epoche. Das Land ist zu einem Grade der Reife und Kraft gelangt, der hoffen läßt, daß von Außen her seine Unabhängigkeit fortan nicht mehr werde angefochten werden, nun muß es nur noch suchen, sich im Innern Ruhe zu schaffen. Eine Organisation auf Friedensfuß wäre gewiß höchst wünschenswerth, wenn sie nur ohne Gefahr für die Eigenthümlichkeit, und somit überhaupt für das Dasein Czernagoras, sich in's Werk setzen ließe. Aber leider wird das schwarze Hochland von dem Tage an, wo es aufhört freier zu sein als die Nachbarstaaten, in's Verderben stürzen; denn ein so schwaches und geringzähliges Volk konnte nur durch den Heldenmuth, den der Freiheitssinn den Bürgern einhaucht, sich so lange aufrecht erhalten. So treu auch der jetzige Vladika an seinem Vaterlande hängt, so könnte er doch vielleicht durch seine Reformen den Untergang desselben herbeiführen. Möge er sich nicht durch seine Bürgerkronen und seine Kriegstrophäen, welche er in seinem Capitol aufgehäuft hat, verblenden lassen; eher würden die Czernogorzen sich mit ihren türkischen Nachbarn verbünden, als ihrer angestammten Freiheit entsagen. So lange — sagen sie — die Festen

von Nikschitscha und Podgoritza stehen, fürchten wir weder von unserem Senate, noch von einem unserer Oberhäupter geknechtet zu werden.

Für die griechisch-slawische Halbinsel, diesen Schauplatz unaufhörlicher Sclavenempörungen, ist Czernagora recht eigentlich ein Uskokenland, eine Freistätte, und es kann dieses Land auf solch kostbares Vorrecht nicht verzichten, ohne zugleich alle seine Vorzüge einzubüßen. Jenes Civilisationsstreben, welches gegenwärtig die montenegrinischen Oberhäupter beseelt, könnte leicht ihrem Vaterlande unheilbringend werden, wenn sie dadurch verleitet würden, fränkisches Polizeiwesen und alle die Beschränkungen der persönlichen Rechte, die man in Europa Regierungsmittel nennt, in einem Lande einzuführen, welches, den Forderungen seines Socialzustandes gemäß, die Anwendung jener Mittel fast durchweg ausschließt. Eine geregeltere Staatsverwaltung, als wie sie bisher bestand, thut unstreitig Czernagora Noth, das sah schon der vorige Vladika ein: darum hatte er seit dem Jahre 1821 in den Nahien eine Art von Gens-d'armerie, mit dem türkischen Namen Kuluk, errichtet und einen obersten Gerichtshof aus den angesehensten Einwohnern gebildet, aber noch konnte Niemand dafür bestraft werden, wenn er sich dem Spruche dieses Gerichtes nicht fügen wollte; überhaupt ließ es Peter's I Milde nicht zu, durch Zwangsmittel seine Plane in's Werk zu setzen, und er mußte es bei seinem Tode seinem Neffen, dem jetzigen Vladika, überlassen, die Reform, die er nur hatte vorzeichnen können, durchzuführen. Der neue Herrscher war in seiner Kindheit Hirt gewesen, und lange hatte er wegen seines träumerischen Wesens für einen Faullenzer gegolten; als er aber in der Folge nach Petersburg geschickt ward und dort eine sehr sorgfältige Erziehung genoß, entwickelte sich sein hoher Geist und ward für die manchfaltigsten Kenntnisse empfänglich. Unter den Sprachen, welche er versteht, scheint er der französischen den Vorzug zu geben, und mit Fremden spricht er nur diese Sprache. Sein ehemaliger französischer Sprachlehrer war noch in den letztvergangenen Jahren bei ihm und stand in großem Ansehn. Peter II interessirt sich lebhaft für Alles, was in unseren Hauptstädten vorgeht. Da er unterrichteter ist, als irgend einer seiner Vorfahren, so widmet

er öfters seine kurzen Erholungsstunden den Musen und hat bereits den „Eremit von Cetinje," ein im Lande selbst gedrucktes Bändchen Gedichte, herausgegeben. Wie man auch immer über seine Regierungsweise urtheilen mag, man kann nicht umhin, diesen Mann zu bewundern, der, nachdem er den Glanz der europäischen Aristokratie kennen gelernt, sich entschließen konnte, unter Stämmen zu leben, die jeglichen Luxus entbehren; aber gerade um die Leuchte seines Volkes werden zu können, mußte Peter die strenge, einförmige Lebensweise seiner Vorgänger fortsetzen, dabei immer noch die große Verantwortlichkeit einer für unvermeidlich gehaltenen Revolution auf sich nehmen und aller Mißgunst, allen Gefahren, denen der Reformator einer, zu sehr für ihre altväterlichen Sitten eingenommenen, Gesellschaft nothwendig ausgesetzt ist, Trotz bieten.

Es ist staunenswerth, wie Peter II binnen kaum zehn Jahren die Roheit seiner Landsleute gemildert und ihnen eine solche Liebe für das bürgerliche Leben beigebracht hat, daß er das Recht der Krvina oder Blutrache abschaffen und Diebstahl bestrafen konnte; ja es ist ihm selbst gelungen, die heidnische Unsitte der Otmitza (des Mädchenraubes) zu beschränken, und es wird dieselbe, nach dem eigenen Ausdrucke des Vladika, dessen erbauliche Reden gegen diesen Gebrauch überall Anklang gefunden haben, bald nur noch der Erinnerung angehören. Man tadelt an ihm, daß er weniger als Priester, denn als strenger Herrscher handelt und seine Rauheit so weit treibt, daß er sogar die Verbrecher in seiner Gegenwart hinrichten läßt; aber weiß man denn, ob er auf andere Weise bei einem so verhärteten Geschlechte das Ansehen der Gesetze aufrecht zu erhalten vermöchte?

Bevor dieser kühne Reformator zur Regierung kam, wurden in dem Hochlande die Processe mit dem Säbel, oder durch Richter, die von den Parteien nach Gutdünken gewählt waren, ausgemacht. Die einzige Bedingung, welche zum Richteramte befähigte, war anerkannte Rechtlichkeit, und oft nahm man nicht einmal Anstand, seine Richter aus dem Stamme der Gegenpartei zu wählen. Die öffentlichen Angelegenheiten wurden in den allgemeinen Volksversammlungen berathen, denen man das

Resultat der vorbereitenden Versammlungen, welche in jeder Nahia und vorher schon in jeder Pleme gehalten worden, vorlegte. In derselben Weise — nur mit einigen Einschränkungen — bestehen diese Versammlungen noch jetzt fort, und ihr Ausspruch hat Gesetzeskraft; der ärmste Bürger ist hier stimmfähig, und dreist darf er dem reichsten in's Gesicht sagen: „was Dir beliebt, gefällt mir nicht," ja wenn er Beredtsamkeit besitzt, kann er seine Meinung selbst gegen die des Vladika durchsetzen, so groß ist die Macht der Redegabe bei diesem Volke. Leider hatte sich in diese Versammlungen etwas von dem liberum veto der altslawischen Landtage eingeschlichen. Um nun den Verwirrungen, welche eine solche Zersplitterung der Souverainetät des Volkes verursachen konnte, vorzubeugen, hat der jetzige Vladika 1831 einen aus einem Präsidenten und zwölf Mitgliedern bestehenden obersten gesetzgebenden Körper — Senat genannt — geschaffen, welcher zugleich die höchste Gerichtsstelle bildet; indessen hat diese Art von czernogorzischer Pairskammer, deren Mitglieder mit dem Vladika unter einem Dache wohnen und mit ihm zusammen eine politische Gewalt bilden, nicht zu solcher Bedeutsamkeit im Staate gelangen können, daß nicht, wo es sich um Grundgesetze handelt, die Bestätigung des Volkes erforderlich wäre. In diesem Parlamente präsidirt in Abwesenheit des Vladika sein Bruder Georg Petrowitsch, ein tüchtiger Offizier, welcher in den Heeren des Kaisers Nikolaus seine Kriegsschule durchgemacht hat und 1837, mit mehren russischen Orden geziert, zurückgekehrt ist. Sein kriegerischer Sinn stellt seinen Bruder, den Bischof, einigermaßen in Schatten, und er wird deßhalb in dem alten Kloster, dessen schönste Hälfte ihm zur Residenz eingeräumt ist, sorgfältig überwacht. Er bezieht aus der Staatskasse einen beträchtlichen Gehalt, von welchem er fürstlich leben kann, und durch den Genuß solcher Vortheile wird dieser unruhige Geist, mittels dessen manches Cabinet sich schmeicheln mag, in Czernagora Zwiespalt zu erregen, wenigstens scheinbar im Zaume gehalten. Eine Veränderung könnte indessen doch wohl Europa zu Wege bringen, und zwar indem es, durch Wiederherstellung der Würde eines Gubernators in der Person dieses erfahrenen Kriegers, den geheimen Wünschen des Volkes entgegenkäme und auf diese Weise beide Gewalten, die welt-

liche und die geistliche, in einer und derselben Herrscherfamilie vereinigte.

Der Hof residirt in dem neuen Kloster, welches der jetzige Vladika selbst hat bauen lassen. Dort halten die 30 Perjanici (Federbuschträger), die Blüthe der Jünglinge des Hochlandes, Wache. Vier von den Türken erbeutete Kanonen vertheidigen den Eingang dieser halb kriegerischen, halb klösterlichen Wohnung; der Pulverthurm steht neben dem Kirchthurme, und an die Rüstkammer stößt die Buchdruckerei. Ueber der Riznitza (Capitelsaal), welche die geistlichen Gewänder, Schmucksachen und Kelche enthält, werden die Kriegstrophäen aufbewahrt und, als spolia opima, unter anderen der einbalsamirte Kopf des schwarzen Mahmud. Funfzig Schritte von diesem Gebäude entfernt, befindet sich ein länglicher, steinerner, aber mit Stroh gedeckter Bau, der Sowjet (Senatsgebäude), unter dessen äußerem Schirmdache die Esel und Maulthiere, auf welchem die Senatoren reiten, angebunden sind. Der für die Senatssitzungen bestimmte weitläufige Raum enthält anstatt aller Möbeln nur eine Lage von Teppichen und eine lange steinerne Bank, welche sich um einen in den Fußboden gegrabenen Herd, worauf im Winter Feuer angezündet wird, herumzieht: hier nehmen die Häupter, nachdem sie ihre Waffen an der Wand aufgehängt, den Tschibuk im Munde, Platz bei ihrem Bischofe, der, gleichwie sie, auf der Steinbank sitzt und, als einzige Auszeichnung, ein Kissen unter sich hat. Das Ergebniß der Berathung wird auf der Stelle von dem Secretair des Sowjet, der, nach türkischer Sitte, auf den Knieen schreibt, aufgezeichnet. Das Volk hat das Recht, die Sowjetniks (Senatoren) zu wählen, aber dem Vladika allein steht die Bestätigung der Wahl zu. Diese Beamteten erhalten vom Staate Wohnung und Unterhalt und beziehen eine jährliche Besoldung von je 200 Franken. Die Spärlichkeit dieser Summe erklärt sich lediglich aus der Armuth des Landes und dem außerordentlich niedrigen Preise der Lebensmittel. Alle Ukase, durch welche Czernagora regiert wird, müssen von diesem gesetzgebenden Körper ausgearbeitet und genehmigt werden, und der Vladika veröffentlicht sie nur, und zwar — ganz nach römischem Formular — im Namen des czernogorzischen Senates und Volkes.

Gewöhnlich führt der Vladika in eigener Person im Sowjet den Vorsitz; wenn dann nach der Abendmahlzeit die Hauptleute von der Gränze kommen, um ihre Meldung zu machen, so sammeln sich die Serdare, die alten Kneesen und selbst die blinden Sänger um den Hospodar, der sich mit ihnen unterhält, ihre Kriegsgeschichten anhört, den Würdigsten Belobigungen ertheilt, oder einige Heldengesänge vortragen läßt; die schönsten von diesen Gesängen werden darauf in der Grlitza veröffentlicht. Dieß sind die czernogorzischen „Abendunterhaltungen im Schlosse." Mag Peter II immerhin dem Auslande gegenüber sich in europäischen Formen gefallen, mag er von Fremden sich Fürst und Durchlaucht tituliren lassen, so ist dieß ganz unschuldig, denn diese Titel haben seinem Volke gegenüber, welches ihn nur „heiliger Vater" oder „heiliger Herr" (sveti vladika) nennt, keine Geltung. Sein wirklicher Titel ist „Erzbischof von Czernagora und den Berdas," wozu in kirchlichen Rescripten noch beigefügt wird: „und von Skadar und ganz Primorea." Sein Wappen ist der Doppeladler, welchen Iwo Czernojewitsch im Schilde führte. Diesem Iwo verdanken auch die czernogorzischen Bischöfe die Güter, Iwan begowina genannt, deren Ertrag — höchstens 130,000 Franken — ihr Haupteinkommen ausmacht. Freilich erhält der Vladika oft freiwillige Geschenke von denen, welche mit Beute beladen von einer Heerfahrt zurückkehren, und außerdem hat er noch seinen Antheil an dem Fischfange in dem See von Skadar; allein Alles dieß zusammengenommen gewährt ihm noch keinen fürstlichen Reichthum, weßhalb er sich auch in allen seinen Ausgaben auf's Aeußerste einschränkt.

Um seine Reformen in's Werk zu setzen, bedurfte Peter II eines kräftigen Armes und einer unermüdlichen Feder, und er fand beides in dem geschickten Milakowitsch, den er zu seinem Premierminister gemacht hat. Indessen vermochte doch die Weisheit des Ministers nicht, seinen Herrn vor den Drangsalen zu bewahren, welche ihm die Aufstände in den Jahren 1833, 1835 und 1841 bereiteten. Diese Aufstände, bei welchen die Empörer beständig gegen die dictatorische Gewalt Peter's II protestirten und die Wiedereinsetzung eines Gubernators verlangten, konnten nicht ohne Blutvergießen gedämpft werden. Um sich aber für

die Zukunft gegen diese erbitterte Partei sicher zu stellen, hat der Vladika eine bewegliche Gensd'armerie — Guardia genannt — geschaffen, welche anfangs aus 135 Mann bestand, in der Folge aber auf 420 vermehrt worden ist. Diese Panduren durchstreifen ohne Unterlaß die Nahien, beugen Aufständen vor, greifen Diebe auf und verhindern Privatfehden; die gefahrvollste Aufgabe ihres Berufes ist aber die Verhaftung von Mördern. Da im Orient der Herd unverletzlich ist, so dürfen sie, dem Gesetze nach, nicht bei einem Privatmanne, der ihnen seine Thüre verschließt, eindringen; allein der Vladika hat diese Schwierigkeit gelöst wie Alexander den gordischen Knoten: er läßt das Haus des Schuldigen in Brand stecken, und dieser wird nun durch die Flammen genöthigt, zu entweichen. Bürgerlich todt, seiner Grundstücke und seines Viehes, welche den Verwandten des Getödteten anheimfallen, beraubt, entflieht der Mörder mit seinen Waffen, der einzigen Habe, die ihm übrig bleibt, und sucht eine Zuflucht bei den Türken, wofern er nicht etwa bei einem Stamme verbündeter Uskoken Aufnahme findet. Diese Art von Rechtspflege, welche, insofern sie die Kinder des Verbrechers ihres ganzen Eigenthums beraubt, eben nicht sehr menschenfreundlich ist, wird übrigens nur ausnahmsweise, und zwar gegen mächtige Mörder, in Anwendung gebracht, welche, von einer zahlreichen Dienerschaft unterstützt, den belagernden Panduren trotzen zu können vermeinen. Das Besitzthum der gewöhnlichen Verbrecher, welche in der Regel in die Wälder fliehen, bleibt verschont. Hat der Senat einen von ihnen zum Tode verurtheilt, so werden aus jedem Stamme ein oder zwei Krieger ausgehoben, und diese schießen alle mit einem Male auf den Verurtheilten, der sich ungefesselt in einer Schußweite von vierzig Schritten aufstellt. Fällt er, so erfahren seine Verwandten nicht, wer ihn tödtete, und wissen nicht, an wem sie die Blutrache ausüben sollen: ist er dagegen nur verwundet, so wird er, da nun einmal das Urtheil an ihm vollstreckt ist, begnadigt; wird er aber nicht getroffen, so entweicht er und begiebt sich freien Fußes zu den Uskoken. So schwach auch diese öffentliche Rechtspflege noch bestellt sein mag, so wird sie doch dazu beitragen, die Abschaffung des Faustrechtes und der Krvina zu beschleunigen.

Eine andere, für die Einrichtung einer geregelten Regierung noch weit förderlichere Maßregel ist die Erhebung einer Steuer. Es war keine leichte Aufgabe, bis zu diesem Grade ein Volk zu bemeistern, welches seit Jahrhunderten gewohnt war, von seinen Feinden Abgaben zu erheben, ohne je seinen Oberhäuptern solche zu zahlen. Die früheren Vladikas hatten nur dadurch den Griechen-Slawen eine so hohe Meinung von dem schwarzen Hochlande beibringen können, daß sie diese völlige Freiheit aufrecht erhielten. „Wir schlagen uns mit den Türken, weil wir den Haratsch verweigern; sollen wir Abgaben zahlen, so können wir ja nur ebenso gut wieder Rajas werden," sagten die Czernogorzen unter einander. Aber die Schergen des heiligen Vladika durchzogen das Land: jedes Haus oder jede Familie ward nicht höher als 5 Franken jährlich geschätzt, man sicherte dem Volke das Recht zu, die Verwendung seiner Gelder zu controliren, und das Volk zahlte. Nachdem, wie man sagt, im Jahre 1840 zwei Kneesen, welche die Abgaben verweigerten, des Beispiels halber, erschossen worden waren, ist aller Widerstand gebrochen.

Es dürfte dem Fremden schwer fallen, sich eine bestimmte Meinung für oder gegen diese Reformen zu bilden, da dieselben zu innig mit den eigensten Interessen des Landes zusammenhängen, als daß sie aus der Entfernung beurtheilt werden könnten. Es ist nur zu wünschen, daß das eigenthümliche Wesen der Stämme nicht zu hastig vernichtet werden möge; denn nur auf dem Wege einer naturgemäßen, d. h. sehr allmähligen, Entwicklung kann der Czernogorze sich, ohne den Verlust seiner üppig sprossenden Freiheit und seines Patriotismus, zur Civilisation erheben. Das ersprießlichste aller Bildungsmittel würden unstreitig Elementarschulen sein, nach Art derer, welche Peter II zu Cetinje gründete, um der vornehmeren Jugend wenigstens Lesen und Schreiben beizubringen. Die einzigen Schulen des Landes sind die Presbyterien der Popen: diese nehmen in der Regel einen oder zwei Zöglinge auf, welche zu Dienstleistungen gebraucht und dafür in der Entzifferung der altslawischen Meßbücher unterrichtet werden. Schulen würden weit besser, als Gensd'armen, geeignet sein, barbarische Vorurtheile auszumerzen, nur müßte der Unterricht, frei von allem europäischen Einflusse,

lediglich auf nationaler Denkweise und Ueberlieferung fußen. Wollte man die Jugend in die Fremde schicken, um dort ihre Bildung zu empfangen, so würde man Gefahr laufen, mit diesen abgeschliffenen jungen Leuten europäisches Wesen und europäischen Hang zu Luxus und Vergnügungen in's Land zu bringen, was mit der Armuth und dem Kriegerleben der Montenegriner unverträglich wäre. Die Erfahrung hat bereits gezeigt, daß Allen, die auf diese Weise erzogen wurden, ihr Vaterland zuwider ward; sie mögen lieber Ladendiener in Cattaro sein, denn als freie Männer in den Bergen leben.

„Aber" — wird man fragen — „was soll denn endlich aus Czernagora werden?" Was läßt sich auf diese Frage erwiedern? Der Osten Europas hat schon mehre berühmte Republiken gehabt, welche, gleich Czernagora, aus einem Uskokenvereine entstanden, und alle sind sie verschwunden: die der Zaporogen in der Ukräne, welche der großen Katharina zum Opfer fielen, ebenso gut als diejenigen Sulioten Albaniens, welche in unseren Tagen so ruhmvoll untergingen. Werden die Uskoken Czernagoras ein gleiches Ende wie ihre Vorgänger finden? Mehre Anzeichen lassen uns ihnen ein besseres Loos prophezeien. Sie finden eine Stütze in einer großen Nation, welcher Alles daran gelegen sein muß, sie wenigstens bis zu ihrer eigenen Wiederherstellung aufrecht zu erhalten. War nicht auch das alte Sparta ein Räubernest im Schooße der classischen Welt; war es nicht ein griechisches Czernagora? Und doch war es gerade dieses schwarze Hochland der Hellenen, welches am längsten unter allen griechischen Staaten sich aufrecht erhielt, welches noch kämpfte, als schon alle ringsumher gefallen waren. Die deutschen Publicisten — blinde Neider slawischen Ruhmes — haben sich verschworen, Czernagora vor dem Richterstuhle Europas als eine russische Colonie und seinen Vladika als einen kaiserlichen Natschalnik (Statthalter) zu denunciren. Als unwiderlegbaren Beweis dieser Behauptung führen sie die Zahlung von 85,000 Franken an, welche jährlich der russische Consul zu Ragusa Peter II leistet; allein diese Gelder, welche schon Peter I bezog, schreiben sich aus der Zeit her, wo derselbe sich mit den Russen gegen die Franzosen, als Herren Dalmatiens, verband, und sie wurden damals als Entschädigung ausbedungen für die pecuniären

Verluste, welche der montenegrinische Erzbischof, oder vielmehr sein Stuhl, erlitt, indem die französische Regierung die dalmatischen Tochterkirchen, welche bis dahin zu Cetinje gehört hatten, von seinem geistlichen Sprengel ablöste. Diese Zahlungen sind also eine Verbindlichkeit, welche Rußland eingegangen ist, und deren sich dasselbe, selbst wenn sein Gläubiger mit ihm in Feindschaft gerathen sollte, entledigen müßte.

Mag immerhin Vladika Peter I in seinem Testamente das Volk ermahnt haben, nie undankbar gegen Rußland zu sein, mag auch Peter II seine beiden Neffen im Jahre 1840 zu ihrer Ausbildung nach Petersburg gesendet haben, mögen häufig Ladungen von russischem Getreide von Odessa nach dem schwarzen Hochlande geschickt werden, und mögen auch die Heiligenbilder und Weihgefäße zu Cetinje Geschenke des Czars sein: dieß Alles beweist noch nichts gegen den Patriotismus der Czernogorzen. Kann auch nur ein vernünftiger Mensch es ihnen verargen, daß sie den Czar lieben, wenn dieser Herrscher der Einzige ist, der ihnen Hilfe bietet? Thut ihnen nur Gutes, so werden sie Euch liebgewinnen, wie sie ihren nordischen Wohlthäter lieb haben. „Aber" — wendet man ein — „Wohlthaten würden nicht vermögen, uns die Neigung dieser Schismatiker zu gewinnen, welche nur zu ihren Glaubensgenossen sich hingezogen fühlen." Diese stehende Redensart findet ihre Widerlegung in der Geschichte. Dieselbe Ergebenheit, welche sie jetzt gegen den schismatischen Czar an den Tag legen, bezeigten sie früher dem katholischen „Kaiser von Wien," als noch Oesterreich und nicht Rußland im Orient die Vorhand hatte. Damals bedurfte es nur eines Winkes von Oesterreich, um die serbischen Rajas in Aufruhr zu bringen; sie wanderten in großer Zahl aus und bildeten zwischen Ungarn und der Türkei ein ordentliches Reich, Slawonien. Die lateinische Republik Venedig besaß ebenfalls die volle Zuneigung der Czernogorzen, welche somit vor aller Welt bewiesen haben, daß man ihnen mit Unrecht Schuld giebt, sie sähen mehr auf Religion, als auf politische Interessen. Ungeachtet der angeborenen Abneigung seines Volkes gegen die Deutschen, wollte der gegenwärtige Vladika sich in Wien weihen lassen und mit Oesterreich in Bund treten; allein die übertriebene Umständlichkeit und die stolze Kälte des kaiserlichen

Cabinets brachten Peter II außer Fassung, so daß er sich nach Petersburg entfernte, wo ihm die größten Ehrenbezeugungen und alle Gewährleistungen, um die er vergebens zu Wien nachgesucht, zu Theil wurden.

Nicht genug, daß der Czar die Serben in ihrem Lande unterstützt, sucht er sie auch in seine Kriegsdienste zu ziehen, und vorzüglich hat er in dieser Beziehung sein Augenmerk auf die Czernogorzen gerichtet. Es ging sogar im vorigen Jahre in Serbien das Gerücht, er habe, da er die Hoffnung aufgegeben, in den Steppen seines Reiches einen Menschenschlag zu finden, der im Stande wäre, den Kampf mit den Tscherkessen zu bestehen, sich an die Hochländer gewandt, und wirklich hatten sich tausend Familien — also mehre tausend Krieger — bereit erklärt, für einen bedeutenden Sold, nach dem Kaukasus auszuwandern. Unstreitig würden die Tscherkessen in diesen Hochländern weit furchtbarere Gegner finden, als in den Kosaken. Uebrigens haben jene mit den Helden des Kaukasus manche Aehnlichkeit: den hohen Wuchs, den festen, feurigen Blick, die stolze Haltung, die unbezähmbaren, aber offen hervortretenden Leidenschaften, wodurch die circassischen Bergbewohner sich auszeichnen. Leider können sie sich ebenso wenig als die Tscherkessen in das geregelte europäische Soldatenwesen hineinfinden, und wollte man den Montenegriner in den engen Kreis des Casernenlebens und des passiven Gehorsams einpferchen, er würde aufhören ein Held zu sein und nur noch zum Desertiren Muth haben: im Schooße der üppigen Städte Asiens denkt er nur an seine Heerde, seine Hütte; in der unermeßlichen russischen Steppe, wo er stets ein Fremdling bleibt, besingt er sein schwarzes Hochländchen (gorizi czernoï), und kann er nicht nach seinem Vaterlande zurückkehren, so rafft ihn frühzeitig der Tod dahin. Es geht ihm, wie allen Griechen-Slawen der Halbinsel: Rußland äußert auf sie dieselbe Wirkung, wie das tropische Klima auf die übrigen Europäer. Man hat nachgewiesen, daß ein Fünftheil der Griechen-Slawen, welche in dem großen Reiche sich ansiedeln, in den ersten sechs Jahren nach ihrer Auswanderung stirbt.

Wenn das russische Cabinet Czernagora und Serbien unermüdlich unterstützt, so erwartet es nicht gerade, daß ihre

Bewohner sich freiwillig unter seine Botmäßigkeit begeben sollen, denn auch in ihrer Unabhängigkeit können ihm die Montenegriner sehr nützlich werden. Gesetzt Rußland nähme Konstantinopel ein, so könnte es doch nicht auf die ganze europäische Türkei bis zum adriatischen Meere hin Anspruch machen, und es wäre demnach ganz seinem Interesse angemessen, wenn an jener Küste ein unabhängiger Staat bestände, welcher im Stande wäre, die Bewegungen Oesterreichs zu hemmen und der deutschen Völkerfluth, welche die Halbinsel überschwemmen wollte, einen Damm entgegenzusetzen. Das bloße Dasein der Czernogorzen, selbst wenn sie nicht für Rußland eingenommen wären, ist immer noch für diese Macht vortheilhaft, indem dasselbe die Kräfte ihrer natürlichen Nebenbuhler von dem Hauptpuncte ableitet, und darum muß der Czar sich der Vernichtung des czernogorzischen Staates widersetzen. Uebrigens würde dieser Staat, selbst für ein europäisches Heer, sehr schwer angreifbar sein: es würde dort weder Obdach, noch Nahrung und Futter finden; in den meisten Thälern würde ihm Alles, selbst Wasser, fehlen; seine leichteste Artillerie, selbst die, welche auf Pferden transportirt wird, müßte ihm bei jedem Schritte hinderlich sein. Ueberhaupt aber dürften nur Oesterreich und Groß-Britannien sich zu einem solchen Kriege veranlaßt finden: das englische Cabinet nämlich vermöge seiner Ansprüche auf die albanischen Landschaften, welche es als Zubehör von Corfu betrachtet; das Wiener Cabinet aber wegen des ansteckenden Einflusses, welchen das freie Hochland auf die dalmatischen und croatischen Serben ausübt.

Oesterreich fürchtet unablässig für Cattaro, welches die Czernogorzen, obgleich sie seit 1443 dieses Platzes verlustig sind, als das Erbtheil ihrer Väter in Anspruch nehmen. Sicherlich muß es dieses Völkchen aufreizen, so von allen Seiten das Meer an den Fuß seines Gebirges anschlagen zu sehen und doch nicht hingelangen zu können, und zumal wenn es bedenkt, daß diese See, deren Wogen es brausen hört, die reiche Adria ist, deren liebliche Gestade Feigen, Orangen, Wein und Oliven tragen. Dieser wundervolle Busen von Cattaro, dessen drei große Wasserbecken durch leicht zu vertheidigende Meerarme mit einander in Verbindung stehen, dieser Busen, der so tief ist, daß

die größten Linienschiffe bis an die Küste heransegeln, er würde, wenn ein unabhängiges Volk ihn besäße, bald mit Handelsschiffen überdeckt sein; er würde großen Flotten jederzeit sicheren Schutz gegen die häufigen Stürme jenes unruhigen Meeres, welches der englische Seemann mit Recht „das Teufelsmeer" nennt, gewähren. Hätte Ragusa diesen Küstenpunct, den wichtigsten, welchen, nächst dem Busen von Lepanto und dem Bosporus, die griechisch-slawischen Länder darbieten, innegehabt: diese Republik hätte es leicht mit Venedig aufnehmen können; sie hätte dazu nur der Mitwirkung der Kernvölker von Czernagora und Herzegowina bedurft, allein Ragusa war lateinisch und konnte insofern nicht das Vertrauen der griechischen Serben besitzen.

Als dieser Busen von Cattaro, nach welchem Napoleon so sehr gelüstet hatte, Oesterreich zufiel, hätte man denken sollen, das Wiener Cabinet würde diesen Glücksfall benutzen, um sich eine Seemacht zu erschaffen, welche seine Unterthanen in Stand setzte, den Herren von Corfu einen Theil des Handels an der Nord- und Nordostküste des mittelländischen Meeres zu entziehen; allein, weit entfernt davon, war Oesterreich, dessen Körper fast durchaus slawisch ist, vielmehr darauf versessen, einen deutschen Kopf zu behalten; es opferte in Folge dessen Ragusa und Cattaro dem so unsicheren Hafen von Triest, und so blieben mehre seiner schönsten Provinzen unbenutzt liegen. Verfolgt man diese buchtenreiche Küste, welche längs der Türkei hin, vermöge ihrer Umschweife, eine Linie von 230 französischen Meilen beschreibt, während die gerade Linie nur 90 beträgt, so kann man nicht genug beklagen, die Völker wie Viehheerden eingepfercht zu sehen. Bei Cattaro ist das schwarze Hochland nur einen Büchsenschuß weit vom Meere entfernt, allein die lange, strenge Quarantaine zerrt diese einander so nahgelegenen Puncte um Hunderte von Meilen auseinander, und doch ist das Meer der einzige Handelsweg für Montenegro. Es ist begreiflich — nochmals sei's gesagt — daß die Hochländer nicht ohne Entrüstung eine solche „Ordnung der Dinge" mit ansehen können, und daß sie, um sich Luft zu machen, ebenso sehr danach trachten, gegen die Oesterreicher, als gegen die Türken loszuziehen. Darum waren auch, bevor Peter II zur Regierung kam, häufig ihre Heerfahrten gegen die kleinen dalmatischen

Städte gerichtet, und auf den meisten Landzungen dieser Küste sieht man noch Kulas, welche zum Schutze gegen die Czernogorzen errichtet wurden. Oesterreich hat also alle Ursache, vor diesem Volke, welches, wenn es irgend einen Küstenpunct in Besitz hätte, augenblicklich den Handel Triests gefährden würde, auf seiner Hut zu sein.

Ebenso wenig kann für England die bereits eingeleitete Verbindung zwischen den Czernogorzen und den Mirditen der Dibren und der Mattia angenehm sein: es fürchtet natürlich für seine ionische Seemacht die slawischen Korsaren der albanesischen Kraïna *), und es weiß wohl, daß schon mehre czernogorzische Häuptlinge eigene Fahrzeuge auf dem adriatischen Meere haben. Diese See-Uskoken, die trauten Brüder der Berg-Uskoken, dürften nur mit ihren Barken — ihren Hindinnen, ihren Falken, ihren Schwalben, die so geschwind sind wie die Thiere, deren Namen sie tragen und von keiner Untiefe gehemmt werden — in Dienst einer großen Macht treten, sie würden den aufstrebenden Handel Triests niederhalten, ja die Rheder von Corfu würden sich kaum mehr nach Albanien hinüberwagen. So ist denn Montenegro für England wie für Oesterreich ein Stein des Anstoßes.

Aber Frankreich? Was hätte es wohl von diesem Ländchen zu fürchten? Seit Frankreich den Seeplatz Cattaro verloren und keine Aussicht hat, ihn wiederzuerobern, ist es, in demselben Maße wie Rußland, der natürliche Freund Czernagoras geworden, ja es ist selbst noch mehr als Rußland bei dem Umsichgreifen der Hochländer interessirt, da dieselben nur auf Unkosten der Nebenbuhler Frankreichs ihre Macht ausdehnen können. Die Handelsinteressen, welche die Franzosen nach dem schwarzen Hochlande hinziehen könnten, sind freilich von geringer Bedeutung; indessen sind doch die hauptsächlichsten dortigen Einfuhrartikel französische Weine und Branntweine, sowie auch Nadeln und Pulver. Es ist auffallend, daß das, dem Krieger so nothwendige Pulver nicht im Hochlande selbst bereitet wird;

*) Kraïna bedeutet wörtlich Gränze, dann aber auch jede slawische Colonie.

der Stamm der Rovtzi beschäftigt sich zwar mit der Fabrikation desselben, liefert aber nicht hinreichend für den Bedarf seiner Verbündeten. Als Transportmittel werden Maulthiere gebraucht und, leider, häufiger noch Weiber: diese Unglücklichen erhalten ungefähr einen Centimen vom Pfunde für das Hin- oder Hertragen zwischen Cattaro und Nieguschi, zwei Centimen aber, wenn Cattaro und Cetinje die äußersten Puncte ihres Weges sind. Unter den Ausfuhrartikeln verdient erwähnt zu werden eine Art gelben Campeche-Holzes, welches im Serbischen Radjewina und im Italienischen Scodano*) heißt. Es ist dieß ein Strauch mit rundlichen Blättern, welche zum Färben und zum Gerben gebraucht werden; sie werden in den östlichen Bergen gesammelt und täglich in kleinen Packeten an die Küste zu Markte gebracht, dann zu Schiffe nach Triest und Venedig geschafft, von wo sie nach Marseille kommen. Ferner werden in beträchtlicher Menge ausgeführt: die sogenannten Skoranzen (Weißfische), Caviar, den man aus dem Laich dieser Fische gewinnt, und Castratina, d. i. geräuchertes Ziegen- oder Hammelfleisch, welches der Stamm der Nieguschi vorzüglich geschickt zu bereiten versteht. Die übrigen Handelsartikel sind Schildkröten, Speck, Honig, Wachs, Talg, Brennholz, Pelzwerk, Schafwolle und Wildpret. Sowie der Hochländer das österreichische Gebiet, wo er seine Producte absetzt, betritt, muß er seine Waffen in den Hütten der Gränzjäger ablegen, wo er sie auf dem Rückwege wieder in Empfang nimmt. Diese Vorsichtsmaßregel wird selbst bei den dalmatischen Bauern angewendet, welche nur in Begleitung von Soldaten bewaffnet in die Festungen des Littorale eingelassen werden. Auf einigen Puncten, wie zu Ragusa, findet der Eintritt ohne Quarantaine statt, an anderen Orten aber, z. B. zu Cattaro, wird streng auf Quarantaine gehalten, weniger aus Furcht vor der Pest, als aus politischen Gründen.

Ungeachtet dieser feindseligen Maßregeln von Seiten Oesterreichs, haben die Czernogorzen sich nie in so glänzender Lage

*) In Deutschland unter dem Namen Perückenbaum (Rhus cotinus) bekannt.

befunden, wie seit 1840. Der Tod des furchtbaren Ali, des Wessiers der Herzegowina, welcher allein ihre Angriffe abzuwehren verstand, und die Einverleibung mehrer benachbarter Stämme, haben ihren Muth verdoppelt. Sie fangen an, einige ihrer Rotten auf europäischen Fuß zu organisiren, und haben sogar Artillerie angeschafft; doch hindert sie das nicht, ihrer bisherigen Kriegsweise, der einzigen, die sie unbesiegbar macht, treu zu bleiben. Es wäre Zeit, daß Frankreich Antheil nähme an dem Schicksale dieser unerschütterlichen Menschen, deren Freundschaft ihm, im Falle es mit Deutschland in Krieg verwickelt würde, nützlich werden könnte. Durch ihre Diversionen unterstützt, würde es alle slawischen Landschaften im südlichen Oesterreich in Athem halten, und dann würden die Serben, sowohl die in Ungarn, als die in der Türkei, sich beeilen, ihren alten Traum von einem Bunde freier Völker und Staaten zwischen der Donau und dem adriatischen Meere, zu verwirklichen. Diese durchaus republikanischen Völkerschaften sind natürlich mehr für Frankreich, als für irgend ein anderes Land eingenommen. Indessen wird die französische Diplomatie, wenn sie endlich zu der Ueberzeugung kommt, daß es an der Zeit sei, ernstlich zu Werke zu gehen, nur mit der größten Behutsamkeit sich den Czernogorzen nähern dürfen: sie möge nicht vergessen, daß sie dem Consul, den ihnen Napoleon schickte, die Aufnahme verweigerten, aus Furcht, seine Anwesenheit bei ihren Volksversammlungen möchte die Unbefangenheit ihrer Berathungen stören. Obschon sie nun seit 1810 Fortschritte gemacht haben, so wollen sie doch nicht davon abgehen, in einem Consul einen Spion oder einen Unterdrücker zu argwöhnen; Rußland selbst hegt die Besorgniß, daß es seine Volksgunst verscherzen würde, wenn es einen solchen Agenten nach Cetinje setzte. Diese kleine Republik hat also, da sie frei ist von jedem fremden Joche, nur die Aufrührer, die aus ihrem eigenen Schooße hervorgehen, zu fürchten. Seit Vladika Peter I, welcher bei der arglosen Bewunderung, die er dem europäischen Staatsrechte zollte, so sehnlich gewünscht hatte, daß die Großmächte zu Gunsten seines Hochlandes sich in's Mittel schlagen möchten, hat nie wieder irgend eine, aus dem Abendlande herübergekommene, Ansicht dieses, ebenso urväterliche, als christliche, Volk irrege-

leitet. Werden die Czernogorzen dieſe ſtolze Unabhängigkeit vor jedweder Beeinträchtigung bewahren? Ihnen gebührt es, uns darauf Antwort zu geben, indem ſie mehr und mehr ihre fortſchreitende Geſittung mit den Forderungen ihrer Volksthümlichkeit in ſegensreichen Einklang bringen.

Zweites Buch.

Das Fürstenthum Serbien.

Geschichte Milosch's.

Erstes Kapitel.

Landesbeschreibung, physische Kräfte und Mittel und nationales Streben des Fürstenthums Serbien.

Der kleine Staat, der seit 1830 Fürstenthum Serbien genannt wird und im Westen von der Sawe und Drina, im Norden von der Donau, im Osten von dem Timok, im Süden von Bosnien und Macedonien begränzt ist, nimmt nur einen Flächenraum von 1300 französischen Quadratmeilen ein und zählt nicht mehr als 800,000 bis 900,000 Einwohner. Die Errichtung dieses Fürstenthums erscheint nur als das erste Zugeständniß, welches die Herrscher des sinkenden Türkenreiches den Auffässigsten unter jenen fünf Millionen Geknechteten — denn so stark ist gegenwärtig der serbische Volksstamm, mit Einschluß der ehemals nach Ungarn übergesiedelten Stammgenossen — gemacht haben. Diese erste Errungenschaft macht den Serben Muth, dabei zeigen sie sich von Tag zu Tage der Freiheit würdiger; über lang oder kurz werden sie also dem Sultan neue Zugeständnisse abnöthigen, und so bildet denn das Fürstenthum Serbien nur den Embryo eines Reiches, welches bestimmt ist, dereinst groß und mächtig zu werden, sobald es die jenem Volke von der Natur angewiesenen Gränzen, die griechischen Gebirge und das adriatische Meer, erreicht haben wird.

Außerhalb des eigentlichen Serbiens leben noch mehre Millionen Menschen, welche zwar, ihrer Religion nach, in römische Katholiken und Schismatiker geschieden sind, alle aber sich als Brüder betrachten und, nachdem sie lange Zeit einen Staat gebildet, seit einem halben Jahrhunderte — von der Welt unbeachtet — die heroischsten Versuche machen, wenn auch nicht ihre volle Unabhängigkeit, doch wenigstens ihre Nationalität wiederzuerringen. Diese Menschen, welche ihre Blicke auf das Fürstenthum Serbien, als auf eine Rettungsleuchte richten, sind leider auf einem sehr schmalen und unverhältnißmäßig langen Landstriche zerstreut. Der serbische Volksstamm nimmt ein Drittheil der europäischen Türkei und den ganzen Süden Ungarns ein; seine Landschaften in der Türkei sind: Bosnien, die Herzegowina, ein Theil von Macedonien, das nordöstliche Albanien, Czernagora und das vorzugsweise so genannte Fürstenthum Serbien; innerhalb des österreichischen Kaiserstaates bewohnt der Serbe: Dalmatien, Croatien, Slawonien, einen Theil von Istrien, die Militärgränzen, das Banat, Syrmien und die Donauufer von der Bacser Gespannschaft bis nach St.-Andreas unweit Ofen. Alle diese Landschaften bildeten im Mittelalter ein so starkes nationales Ganzes, daß die Krale oder serbischen Könige eine Zeit lang den Titel „Kaiser des Morgenlandes" führten, und daß — gleichwie es später rücksichtlich Polens der Fall war — nur die vereinten Kräfte der Nachbarn dieselben zu demüthigen vermochten. Da dieser so zersplitterte Stamm immer noch fünf Millionen Seelen zählt, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß, wenn es ihm jemals gelänge, mittels eines Bundes seine zerstreuten Glieder zu vereinigen und eine weniger schwankende Stellung einzunehmen, seine Volkszahl sich bald verdoppeln würde.

Unter türkischer Herrschaft zerfiel das Fürstenthum Serbien in zwölf Paschaliks oder Nahien, deren Hauptorte Belgrad, Schabatz, Waljewo, Sokol, Uschitza, Poschega, Rudnik, Kragujewatz, Jagodina, Grotzka, Smederewo und Tjuprija waren. Diese zwölf Städte, welche durch ein Netz von 1231 Dörfern mit einander verflochten sind, standen in letzter Instanz alle unter einem Wessir, welcher auf der Citadelle von Belgrad seinen Sitz hatte. Heutzutage vertreten in-

ländische Regierungsbeamtete die Stelle der früheren Paschas, und die Türken haben nur noch mit einigen Tausend Mann die Festungen Belgrad, Smederewo und Sokol besetzt, diese mittelalterlichen Ruinen mit ihren Zugbrücken, eisernen Thoren, dünnen, hohen Mauern und den runden Thürmchen darauf, welche wie Schwalbennester über die Wälle emporragen und keiner Kugel zu widerstehen vermögen. Selbst die Feste Sokol, die für uneinnehmbar gilt, weil der Fels, worauf sie steht, in die Wolken reicht, könnte binnen einer Stunde durch eine auf den gegenüberstehenden Kalkfelsen aufgestellte Batterie in Grund und Boden geschossen werden. Da auf diese Weise die türkischen Besatzungen dieser Burgen gänzlich den Serben preisgegeben sind, so hüten sie sich wohl, denselben irgend ein Leid anzuthun.

Gegenwärtig ist Serbien in siebenzehn Nahien oder Districte eingetheilt *), nämlich in die von Kragujewatz, Schabatz, Waljewo, Tschatschak, Uschitza, Belgrad, Poscharewatz (Passarowitz), Smederewo, Tjuprija, Alexinatz, und in die sechs neuen, von der Türkei abgetretenen Districte, nämlich: Kraïna, Czerna-Rieka, die beiden Bezirke von Kruschewatz und Parakin, Starowlaschka und Podrinski oder das Land an der Drina. Von den Hauptorten dieser Districte zählt Belgrad ungefähr 16,000 Einwohner, Uschitza 5000 und Jagodina ungefähr ebenso viel, die übrigen aber durchschnittlich nicht über 2000. Im Allgemeinen bestehen die serbischen Städte aus bloßen, mit einem Palissadenwalle umgebenen Haufen von Hütten oder Breterbuden und sind durch keine Kunststraßen mit einander verbunden, denn was man in diesem Lande bisher unter Wegen verstand, sind beinah ungebahnte Fußstege, die über Berg und Thal hinwegführen. Indessen geht doch jetzt die Heerstraße von Oesterreich nach Konstantinopel durch Jagodina, Tjuprija, Deligrad, Alexinatz und Nischa und belebt diese Einöden, in welchen der Verkehr der Reisenden einige Betriebsamkeit hervorgerufen hat. Außerdem giebt es noch einige kürzere fahrbare Wege, wie z. B. den von Belgrad nach Smederewo und von Belgrad über Schabatz und Waljewo bis nach

*) Vergl. die mehrfach abweichenden Angaben bei Possart „das Fürstenthum Serbien," Abthlg. I (Darmstadt b. Leske, 1837), S. 216 bis 269.

Bosnien; das Innere des Landes dagegen ist noch für den an europäische Bequemlichkeit gewöhnten Reisenden unzugänglich. Leichter ist der Verkehr an den Ufern der Donau, allein Oesterreich, welches die neue Wasserstraße eröffnet hat, benutzt sie auch ausschließlich, und Serbien muß, da es noch kein einziges Dampfboot besitzt, den österreichischen Speculanten sein ganzes Ufer von Belgrad bis Widdin preisgeben, diesen schönen, fruchtbaren Landstrich, von welchem kürzlich ein Reisender sagte: „man kann kaum eine „reicher von der Natur begabte, angenehmer abwechselnde, gleichmäßiger mit Holz und Ackerland versehene, besser bewässerte „und in jeder Beziehung besser bedachte Gegend finden. Ich „will nur das — auf den Landkarten so unrichtig angegebene*) — „liebliche Thal von Ipek erwähnen, welches sich mit der Limagne „und Grésivaudan in Vergleich stellen kann." Es hätte nur noch hinzugefügt werden sollen, daß diese türkische Limagne, dieses zweite Grésivaudan, noch mit Wäldern bedeckt ist, und man dort nur Hirten antrifft. Darum ist auch der einzige Handelsartikel des Fürstenthums das Vieh, welches größtentheils nach den deutschen Märkten ausgeführt wird.

Der einzige wichtige Stapelplatz des Landes ist Belgrad, welches, als türkische Stadt, nur noch traurige Trümmer aufzuweisen hat, als slawische Stadt hingegen noch in der Wiege liegt; aber „dieses Nest von sturmgepeitschten weißen Adlern," wie die Piesmen es nennen, scheint berufen, dereinst noch eine nicht minder bedeutende kriegerische Rolle zu spielen, als vor hundert Jahren, wo die Heere Europas und Asiens dort zusammentrafen. Wenn dagegen Friede bleibt, so können Pesth, Belgrad und Galatz, die Mittelpuncte dreier wiedererstandener Nationalitäten, in der Folge, vermöge der Dampfschifffahrt, mit den blühendsten Hafenplätzen Europas wetteifern.

Eine neue Straße, welche sechszehn Toisen breit sein soll, aber von Rasen überwuchert und bei eintretendem Regen voller Morastlöcher ist, kann zur Noth befahren werden und führt den Reisenden von Belgrad nach Kragujewatz. Diese kleine Haupt-

*) Blanqui, dem diese Worte angehören, scheint das Thal des Pek mit dem von Ipek zu verwechseln und glaubt, auf diese Weise einen geographischen Irrthum zu berichtigen.

stadt der gestürzten Dynastie besteht aus kaum 300 Häusern. Inmitten mehrer Hügel gelegen, kann sie nicht vertheidigt werden, allein die Einwohner haben eine natürliche Feste, den Berg Rudnik, mit seinen, von unermeßlichen Wäldern umkränzten Strebemauern und seinen Abgründen, die kein Feind zu überschreiten vermag. Der Konak des Miloſch und seiner Söhne steht gegenwärtig leer: er ist von der Hand serbischer Künstler mit Frescogemälden ausgeschmückt, welche wunderliche Scenen aus dem Kriegs- und Familienleben darstellen; der Divansaal prangt noch mit seinen kostbaren Teppichen und Tapeten. Aus dem mit hohen Palissaden befestigten Hofe tritt man in die kleine Moschee, welche Miloſch für seine geliebten Osmanen erbauen ließ. In der Kirche werden noch die Throne der beiden Repräsentanten der Kirche und des Staates, des Vladika und des Großknees, aufbewahrt; der Thron des Großknees oder weltlichen Fürsten ist reich verziert, mit dem serbischen Wappen versehen und enthält in slawischer Sprache die Aufschrift: „Der Eifer für Dich, o Herr! verzehrt mich alle Tage meines Lebens," die Weiheformel, welche an dem Diademe jedes Hohenpriesters geschrieben stand. Alle diese Denkmäler sind seit der letzten Revolution gänzlich verwahrlost. Nur das serbische Gymnasium ist noch im Stande, und die Vorträge über Philosophie, Griechisch und Mathematik gehen ungestört fort; wem es bekannt ist, was und wie dort gelehrt wird, der muß freilich jene Bezeichnung etwas anmaßend finden, aber wenigstens gehört hier nicht, wie in dem übrigen Europa, das Studium zu den kostspieligen Genüssen. Die Hirten verlassen ihre Heerden und nehmen auf den Schulbänken Platz, um unentgeltlich Virgil's Eklogen und Homer's Gesänge kennen zu lernen. Der Arme, der nicht aus eigenen Mitteln sich erhalten kann, giebt sich bei einem Kaufmann in Dienst und besorgt dessen Laden oder gräbt dessen Garten; hat er diese Arbeit gethan, so kann er zur Zeit der Lehrstunden die Schule besuchen, wo er oft über den Söhnen der Senatoren sitzt. Abends trifft man dann in den nahen Gehölzen oder an den Ufern der Lepenitza diese ungeschlachten, oft nicht mehr jungen, Musensöhne in ihrer zerlumpten Hirtenkleidung, wie sie da ihre Lectionen laut vor sich hersagen und sich bemühen, in ihr verknöchertes Ge-

hirn die Geheimnisse der Wissenschaft oder der classischen Poesie einzupfropfen. Wird nicht die Zukunft solche stille, unverdrossene Bemühungen lohnen *).

Die Bewohner der Städte sind dem doppelten verderblichen Einflusse der türkischen Sitten und des deutschen Luxus ausgesetzt; nur bei den Landbewohnern hat sich noch der Charakter des serbischen Volksthums urkräftig erhalten, und dieß ist ein ganz orientalischer Charakter, eben weil er so durch und durch slawisch ist. Der Sinn für Stammleben, welches die Grundlage der asiatischen Gesellschaft bildet, ist in Serbien noch nicht erloschen; es finden sich hier noch in manchen Districten verwandte Familien zu Genossenschaften vereinigt. Jede dieser Genossenschaften (bratstwa) oder Stämme hat einen Vorsteher, Knees oder Hospodar genannt, welcher Friedensrichter und zugleich Patriarch der ganzen Kneschina ist, d. h. des Bezirkes, den der Stamm innehat. Die Würde des Knees wird an manchen Orten durch Wahl übertragen, an anderen ist sie erblich, aber diese Erblichkeit erzeugt keineswegs einen Landadel, denn gleiches Blut fließt in den Adern aller Kinder eines Stammes, welche nur eine Familie ausmachen und alle von gleich edler Herkunft sind; daher auch die Erscheinung, daß die solchergestalt organisirten Gesellschaften sich zur Demokratie hinneigen. Wenn aber das aristokratische Wesen in der Regel von einer Eroberung und der von einem Kriegerstamme ausgeübten Knechtung sich herschreibt, so erscheint in der That das Stammleben als der Urzustand der noch nicht unter fremdes Joch gebeugten Völker. Diese patriarchalische Verfassung findet sich bei allen Urvölkern Europens wieder: bei den Iberern, den Galliern und selbst bei den ersten Bürgern Roms, wo die Stämme unter dem Namen der tarquinischen, fabischen, appischen und anderen Familien die Grundlage für die Einrichtung der Curien und das Bollwerk der Volksfreiheiten bildeten. Aus dem Stammleben entwickelt sich, bei fortschreitender Gesittung, ein kernhaftes bürgerliches Gemeinwesen, welches die

*) Seitdem vor Kurzem das Gymnasium nach Belgrad verlegt worden ist, hat es sich schnell gehoben und wird bald eine ordentliche Universität werden.

ſicherſte Bürgſchaft für Erhaltung des Volksthums iſt. Jene ehrwürdige, ſchlichte Urform der menſchlichen Geſellſchaft findet ſich heutzutage nur noch in der Türkei vor, und Diejenigen ſelbſt, die ſie bewahrt haben, ſind in ein ſolches moraliſches Wirrſal gerathen und huldigen — zum Theil wenigſtens — dergeſtalt fremden ſocialen Grundſätzen, daß wir nicht hoffen dürfen, lange noch den wohlthätigen Einfluß, welchen der Stammgeiſt in dem Schooße der europäiſchen Welt übt, zu verſpüren. Das Land, wo dieſer Geiſt ſich am lebendigſten erhalten hat, iſt Czernagora, und wirklich trägt auch der Charakter des ſerbiſchen Volksſtammes in dieſem Hochlande ganz beſonders das Gepräge der Kraft und Kühnheit, wogegen an der Donau, vermöge des überwiegenden Einfluſſes deutſchen Weſens, die Volkskraft wie gelähmt iſt. Dieß der Grund der unaufhörlichen Streitigkeiten zwiſchen den Donau-Serben und ihren hochländiſchen Stammgenoſſen.

Gleichwohl finden ſich, — um nochmals darauf zurückzukommen — da ja kein Volk ſeine Natur gänzlich verleugnen kann, ſelbſt in dem donauiſchen Serbien noch Spuren von Stammleben. Das Landvolk häufelt ſich dort inſtinctmäßig in Familiengruppen zuſammen, von denen jede ihren Vertreter, einen Häuptling oder Hospodar wählt. Indeſſen arbeiten dieſe Hospodare, welche — durch das Beiſpiel der walachiſchen Bojaren und der ungariſchen Magnaten verführt — die ihnen gegen ihre Stammgenoſſen obliegenden Vaterpflichten mißachten, darauf hin, ſich vom Volke zu ſondern. Andererſeits ſucht die Landesregierung, eingenommen von den Vorzügen der europäiſchen Polizei, eine Gleichheit zwiſchen den Vätern und den Kindern herzuſtellen, oder, mit anderen Worten, mittels einer gleichmäßigen Verwaltung Volk und Hospodare zu beherrſchen. Sie vernichtet die Privilegien der Volkshäuptlinge, indem ſie über Städte und Dörfer Kneeſen und Beamtete ſetzt, welche nicht aus der Mitte derſelben gewählt wurden, kurz ſie geberdet ſich als unumſchränkte Gewalt, anſtatt ſich mit einer friedlichen Vorſteherſchaft über die Stammhäupter — jene Hirten des Volkes, die um den oberſten Hospodar, gleichwie die Könige der Iliade um Agamemnon, ſich ſchaaren — zu begnügen. Ein Abendländer mag natürlich über die Idee einer ſolchen homer-

iſchen Organiſation lächeln, aber dem Oberhaupte Serbiens ziemt es nicht, ſo ſtolz herabzuſehen, und tauſend Beiſpiele beweiſen, daß die Serben nie ungeſtraft ihre alten Gewohnheiten werden verhöhnen laſſen. Miloſch würde, abgeſehen von ſeinen vielen Gewaltſtreichen, ſchon darum gefallen ſein, weil er das Stammleben bekämpfte und nicht einſah, daß die Serben — wie ein muſelmänniſcher Schriftſteller ſich ausdrückt — die Araber Europens ſind. Dieſes Volk, welches durch ſchwärmeriſche Freiheitsliebe ſich auszeichnet und darum von den ſlawiſchen Publiciſten „die demokratiſchſte Nation des Orients" genannt wird, bildet in der That eine wahrhafte Republik; nur iſt es eine orientaliſche Republik, welche nicht, wie die europäiſchen Demokratieen, das Sichunterordnen unter die Familie, deren Glied man iſt, ausſchließt. Die Gleichheit, wonach den Serben gelüſtet, beſteht nicht darin, daß Alle ſich zur Stufe des gemeinen Mannes erniedrigen, ſondern daß ſie Alle ſich für Edelleute halten. Ich fragte dieſe Bauern, ob es einen Adel unter ihnen gäbe, und ſie erwiderten: „Ja, wir Alle gehören dazu" (mi smo svi blagorodni). Der Hospodar iſt nicht vornehmer als die, deren Angelegenheiten er leitet, und dieſe können, wenn er ſein Amt ſchlecht verwaltet, anſtatt ſeiner einen Sohn oder einen anderen von ſeinen Verwandten wählen. Ein gleiches Recht, wie rückſichtlich ſeiner Unterhospodare, hat dieſes Volk jederzeit dem oberſten Hospodar gegenüber behauptet, wenn ſchon es die Erblichkeit ſeiner Würde anerkannte; es ſträubt ſich gegen jegliches Joch, und ohne Tagesliteratur, ohne Hauptſtadt, die ihm als Forum dienen könnte, ſchreibt es ſeinen Herren Geſetze vor. Die Thatkraft des Serben offenbart ſich, wie die des Löwen, nicht im erſten Augenblicke; gelaſſen und geräuſchlos vollbringt er die ſchwierigſten Werke. Ein neuer Gedanke, ein Volkswunſch fliegt, wie durch unſichtbare Telegraphen verbreitet, von Dorf zu Dorf: dann erhebt ſich jenes dumpfe Getöſe — denen, die im Orient gelebt haben, wohlbekannt — und nimmt langſam zu, bis einmal plötzlich das Ungewitter losbricht. Ein unbeugſamer Stolz, eine große Vaterlandsliebe und Ruhmbegier, ein Feuereifer neben unermüdlicher Geduld: dieß ſind im Weſentlichen die Eigenſchaften des ſerbiſchen Volkes.

Zweites Kapitel.

Staatsgeschichte Serbiens seit dem Jahre 1804 *). — Regierung Czerni Georg's.

Die Staatsgeschichte der Landschaft, welche im Jahre 1830 sich zu einem Fürstenthum Serbien gestaltete, beginnt im Jahre 1804, unmittelbar nach der Einnahme Belgrads durch Czerni Georg und die verbündeten Haiduken. Das Befreiungswerk dieser hochherzigen Räuber war vollbracht, und die Wohlhabenden, bis dahin demüthige Schmeichler der Türken, eilten nun, die Saat zu ernten, welche die „nackten Kinder" (das gemeine Volk im Orient) mit Blut gedüngt. Den Familienhäuptern wäre es zugekommen, das von den Haiduken begonnene Werk zu vollenden, indem sie die von den Osmanlis aufgelöste alte Stammverfassung wiederherstellten; allein diese Stämme waren in Soldatencompagnieen verwandelt, deren jede einen Wojwoden (Feldhauptmann) an der Spitze hatte, und diese wurden nun nach dem Kriege zu Kneesen oder Amtshauptleuten umgestempelt. Die Macht dieser neugeschaffenen Kneesen stützte sich aber nicht, wie bei den eigentlichen Stämmen, auf althergebrachte Volksgewohnheit, sondern lediglich auf Reichthum, und um dieses einflußgewährende Mittel sich zu verschaffen, begingen die Meisten von ihnen in ihrem wiedereroberten Vaterlande die furchtbarsten Gräuel. Belgrad wurde, nachdem es mit Sturm eingenommen war, mehre Tage lang der Plünderung preisgegeben, und um die in den dasigen Konaks der Spahis (Grundherren) seit Jahrhunderten aufgehäuften Schätze vollständiger ausbeuten zu können, schürten die Hospodare den Fanatismus ihrer Rotten an. Jeder Türke, der die Taufe verweigerte, mußte unter den grausamsten Martern sterben; Kinder wurden in Stücke zerhackt, Weibern der Leib aufgeschnitten oder das Sclavenjoch auferlegt, Alles in Christi Namen; bald war in ganz Serbien kein einziger Türke mehr zu sehen. Aber dieser Sieg brachte nur den Häuptlingen Ge-

*) Vergl. die noch unübertroffene Schilderung dieser Begebenheiten von Leop. Ranke: „die serbische Revolution," Hamburg b. Fr. Perthes, 1829.

winn, und als nun eine neue Regierung eingerichtet werden ſollte, ſo ging eine Oligarchie aus dem allgemeinen Wirrwarr hervor.

Jeder Wojwode behielt die Civilgewalt in dem von ihm eroberten Diſtricte und erzwang ſich Gehorſam mit Hilfe ſeiner Momken, d. h. Leibwachen, welche, von ihm unterhalten, ihn gegen Jedermann vertheidigten, gleichwie die edlen Vaſallen des Mittelalters ihren Lehnsherrn. Das Volk, welches, auf ſeine Koſten und ohne irgend Sold zu verlangen, den Krieg unternommen hatte, blieb nach wie vor in Dürftigkeit, hoffte aber zuverſichtlich, daß zwiſchen Reichen und Armen, auf denen bisher gleicher Druck gelaſtet, nun auch eine Gleichheit der Rechte eintreten werde. Währenddeß nun wucherten die rohen Kriegshäuptlinge mit den Spahiliks und den von den Türken eingezogen geweſenen ehemaligen Nationalgütern, ja ſie bedrohten bald ſogar die öffentliche Freiheit: ſie erſchienen bewaffnet in den Volksverſammlungen und ſtörten gewaltſam die Berathungen; in einigen Nahien unterfingen ſie ſich ſelbſt, von den Landleuten Zehnten und Roboten (Frohnen), wie in türkiſchen Zeiten, zu fordern. Das Lehnsweſen, welches gewöhnlich aus Eroberung entſpringt, ſchien für Serbien gerade aus ſeiner Befreiung hervorzugehen. Zornentbrannt rottete ſich das Volk zuſammen, und nach manch blutigem Kampfe gegen die Hospodare bekleidete es den König der Haiduken, den Vater der Proletarier, Georg den Schwarzen oder Geächteten, mit dictatoriſcher Gewalt.

Dieſer Triumph des Volkswillens war ein furchtbarer Schlag für die Hospodarenherrſchaft; doch ließ ſich die beſiegte Partei dadurch nicht ganz beugen; ſie berief ſich noch zeitig genug auf die geſetzmäßige Ordnung und ließ im Jahre 1805 — was ſogar der neue Dictator genehmigte — den ruſſiſchen Czar um Rath und Hilfe bitten. Ihr Abgeordneter war der Prota (Erzprieſter) Matthäus Nenadowitſch, ein junger Mann, der zu gleicher Zeit das Vertrauen der Hospodare und der Volkspartei beſaß. Sein Vater Alexa hatte ſich, nachdem er aus einem der illyriſchen Regimenter, welche Kaiſer Joſeph gegen Frankreich ſchickte, deſertirt war, in die ſerbiſche Wildniß gerettet, wo er, da er leſen und ſchreiben konnte, als ein großer

Mann willkommene Aufnahme fand. In der Folge ward er, als Knees von Waljewo, von seiner ganzen Nahia angebetet; darum trachteten ihm auch die Türken mehrmals nach dem Leben und ersahen ihn endlich, bei Ausbruch der Empörung, zum ersten Schlachtopfer. Der Sohn dieses Märtyrers des Vaterlandes, Matthäus Nenadowitsch, — Adoptivkind seines Oheims Jacob Nenadowitsch, der dem Alexa in Waljewo succedirte und der einflußreichste aller Hospodare war — wurde also nach Petersburg gesandt. Er machte sich allein auf den Weg, und obgleich er keiner fremden Sprache mächtig war, half ihm doch sein gesunder Menschenverstand überall durch. Als er dem Selbstherrscher sein Schreiben überreichte, erhielt er zur Antwort: die Hospodare sollten einen Senat bilden, dann werde Rußland die Serben unterstützen. Auf seiner Rückreise traf der junge Prota zu Charkow einen Landsmann, Namens Philippowitsch, einen sehr unterrichteten Mann, welcher an der dortigen Universität die Rechtswissenschaft lehrte. Es gelang ihm, denselben für sein Vaterland zu begeistern und zum Entschlusse zu bestimmen, daß er ihm nach Serbien folgte. Ohne Schwierigkeit bewogen die beiden Serben, bei der Rückkehr in ihre Heimath, den Georg zur Einrichtung eines Sowjet (Senats) von zwölf Mitgliedern, als den Vertretern der zwölf Nahien oder Districte der neuen Republik. Dieß der Ursprung jener Versammlung, welche berufen war, Serbien eine Staatsverfassung zu verleihen. Die Sowjetniks (Senatoren), denen es oblag, die Rechte Aller und eines Jeden vor der Willkür der Kriegshäuptlinge zu schützen, waren zwar vom Volke gewählt worden, jedoch unter dem Einflusse der Hospodare, deren Creaturen sie mehr oder weniger waren; das Volk hatte also, nach wie vor, nur einen einzigen Vertreter, den von ihm mit Gewalt eingesetzten Dictator, gegen welchen alle Hospodare im Namen der bürgerlichen Ordnung zusammenhielten, und so war es denn eine beklagenswerthe Täuschung, daß derselbe Senat, der als Verfechter der Volksfreiheiten aufgestellt worden, unaufhörlich dem wärmsten Vertheidiger des Volkes, Georg dem Schwarzen, entgegenarbeitete.

Indessen muß man doch den löblichen Bestrebungen der ersten Sowjetniks Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie machten

der Herrschaft des Schwertes ein Ende, errichteten in jeder der zwölf Nahien einen unter ihrer Obhut stehenden Obergerichtshof, an welchen man von dem Urtheile der Kmeten (Dorfschulzen) appelliren konnte, setzten die Steuern und die kirchlichen Gebühren fest und verfügten den Verkauf der städtischen Grundstücke der Türken. Diese Inhaber der höchsten Gewalt, von denen keiner, außer etwa ihr Präsident, der Prota Nenadowitsch, schreiben konnte, hielten ihre Sitzungen in den Ruinen des alten Klosters Blagowjeschtenije in der Schumadia. Dort saßen die Greise in der Runde mit übereinandergeschlagenen Beinen auf Matten und hatten weder Bedeckung, noch Bedienung bei sich; sie erhielten ihre Nahrungsmittel aus den benachbarten Dörfern, und da traf es sich wohl manchmal, daß, wenn das Volk zu sehr von dem Türkenkriege in Anspruch genommen war, diese Gesetzgeber Wochen lang keine anderen Lebensmittel als gekochte Bohnen und Slivovitza hatten. Wurde der Senat durch kriegerische Bewegungen aus seinen Ruinen vertrieben, so verlegte er seinen höchsten Gerichtshof und den Sitz der serbischen Freiheit in die Wälder.

Secretair dieses Staatskörpers war anfangs Philippowitsch; nach dem allzu frühen Tode dieses Ehrenmannes aber trat an seine Stelle der geschickte Jugowitsch, der, wegen seiner Anhänglichkeit an das Volksoberhaupt — sei es mit Recht oder Unrecht — als Ränkemacher verschrieen ward. Im Grunde war jeder der Sowjetniks nichts als das gesetzgebende Werkzeug eines der Kriegshäuptlinge, welche, unter dem Namen von Hospodaren, Civilbeamtete geworden waren, und von denen Jeder in der Nahia, die er mit Waffengewalt befreit hatte, als Obergerichtsherr gebot, so: Milenko zu Poscharewatz, Peter Dobrinjatz zu Poretsch, Wuitza zu Smederewo, Ressawatz zu Jagodina, Milan Obrenowitsch zu Rudnik, Georg der Schwarze zu Belgrad und Kragujewatz und endlich Jacob Nenadowitsch — nächst Georg der mächtigste von Allen — zu Waljewo und in den südlichen Nahien. Diese Statthalter behelligten den Senat unaufhörlich mit neuen Forderungen und erbitterten den Dictator Georg dermaßen, daß er eines Tages, gleich Napoleon, es wagte, diesen Rath der Alten zu belagern, und, indem er die Gewehrläufe seiner Sol-

daten auf die Fensterbrüstungen des Versammlungssaales auflegen ließ, dem souverainen Staatskörper Achtung vor der Gewalt einflößte.

Indessen gab es eine Gewalt, vor welcher sich sowohl der Dictator, als der Senat und alle Hospodare der Republik beugten: es war dieß die Skupschtina (Nationalversammlung), welche alljährlich das verlorene Gleichgewicht zwischen dem Schwerte und dem Richterstabe wiederherzustellen suchte und in letzter Instanz über diejenigen Angelegenheiten, welche der Senat zu erledigen nicht im Stande gewesen war, entschied. Handelte es sich um einen großen Verbrecher, so richtete ihn das Volk und ließ auf der Stelle das Urtheil vollziehen; hatte er sich aber in den Bergen verschanzt, so wurde er aufgespürt und ihm so lange zugesetzt, bis er sammt den Seinigen den Untergang gefunden. So wurde Alles durch die Majorität — aber durch die bewaffnete Majorität — entschieden.

Die Hauptversammlung dieser Kriegerrepublik wurde, sowie ehedem der polnische und noch jetzt der ungarische Reichstag, häufig genöthigt, gegen die Widerspänstigen den Säbel zu ziehen. Jeder Serbe, wer er auch sein mochte, hatte das Recht, dort seine Stimme abzugeben, doch stimmten gewöhnlich alle mit ihrem Hospodar und schlugen sich wohl gar, wenn's Noth that, für ihn, wie die kleinen Edelleute in Polen und Ungarn für ihre Magnaten. In der Skupschtina war also die persönliche Freiheit ebenso wenig gesichert, als in dem Sowjet; für eine wirkliche Volksvertretung war Serbien noch nicht reif; es konnte nur erst eine Vertretung der Ortschaften oder Stämme haben, deren Abgeordnete, der Regierungsgewalt gegenüber, den Senat bildeten. Leider aber ließen die Glieder dieses Senats, wenn sie auch rücksichtlich der allgemeinen Angelegenheiten übereinstimmten, sich, sobald die Sonderinteressen ihrer Stämme zur Sprache kamen, zu heftigem Zank und Streit fortreißen. Uebrigens brauchte ein Hospodar, der in seinem Bezirke von zahlreichen Clienten umgeben war, sich noch keineswegs für besiegt zu halten, wenn einmal sein Repräsentant im Senate den Kürzeren gezogen hatte. Was den Dictator betrifft, so war seine Gewalt eine rein militärische; seinen Mitbürgern gegenüber war er nicht mehr als jeder andere Hospodar und behauptete nur

dadurch ein Uebergewicht, daß er die einflußreichsten Sowjetniks für sich gewann.

Unter den Freunden des schwarzen Georg zeichneten sich Miloje und Mladen Milowanowitsch von Kragujewatz aus, denen er die Gränzzölle und das Ausfuhrmonopol verpachtet hatte. Diese beiden Haiduken, die durch die Plünderung Belgrads reich geworden waren, lebten als Pobratims (Bundesbrüder), hatten ihr unermeßliches Vermögen zusammengethan und vermehrten dasselbe von Tag zu Tage durch den Ankauf der schönsten Häuser in Belgrad und der reichsten Güter in der Umgegend, deren Besitzer sie zwangen, dieselben zu den niedrigsten Preisen zu veräußern. Zudem übte Mladen, als der größte Redner Serbiens, einen ungeheuern Einfluß auf seine Collegen, und seit 1807 hatte er Alles dergestalt in Händen, daß man sagte, er allein bilde den Senat. Indessen setzten ihm einmal seine beiden Nebenbuhler auf der Rednerbühne, Abram Lukitsch von Rudnik und Jowan Protitsch von Poscharewatz, so heftig zu, daß der gesammte Senat ein Schreiben unterzeichnete, durch welches Mladen aus Belgrad verwiesen ward. Czerni Georg mußte nachgeben und übertrug nun seinem in Ungnade gefallenen Freunde den Oberbefehl über eine Truppenabtheilung zu Deligrad, die sogenannten Bekjaren. Seitdem nahm für den Dictator im Senate nur noch der Secretair Jugowitsch Partei, und dieser lud nun den ganzen Haß der serbischen Oberhäupter auf sich.

Vor allen Dingen waren die Hospodare darauf bedacht, ihre neuerworbenen Reichthümer in Sicherheit zu bringen, und da sie fürchteten, eine einheimische Regierung möchte ihnen die Rechtmäßigkeit ihres Besitzes streitig machen, so strebten sie, vielleicht ohne es sich selbst recht einzugestehen, Serbien von Neuem einem Nachbarreiche einzuverleiben. Diese Männer, die man die „Geldpartei" nennen könnte, schieden sich in zwei Theile: die eine Partei wünschte unter das russische Joch zu kommen, die andere, an deren Spitze Leonti, der griechische Metropolit von Belgrad, neigte sich wieder dem Sultan zu und wollte sich von ihm einen Fanarioten als Statthalter ausbitten. Diese beiden Abtheilungen der Geldpartei trachteten, die eine wie die andere, nach einer Bojarenherrschaft, und, um eine Patricierkaste

zu gründen, nahmen sie keinen Anstand, sogar die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes auf's Spiel zu setzen. Nur die Partei der Armen widmete sich standhaft der Vertheidigung nationaler Selbstständigkeit und fühlte — so sehr sie auch übrigens einer geregelten Staatsregierung zugethan war — daß, bevor nicht das Volk seine ihm von der Natur bestimmten Gränzen und seine naturgemäße Verfassung erlangt habe, eine Dictatur unumgänglich nothwendig sei. Aber Czerni Georg, der Abgott der Armenpartei, kümmerte sich leider wenig um das Vorhandensein dieser beiden Factionen; er erhob — ebenso edelmüthig als unbedachtsam — Personen von der Gegenpartei zu den höchsten Würden, und diese wollten dann, sobald sie nur erst im Amte waren, nichts mehr mit den Leuten des Dictators zu schaffen haben. Uebrigens wurde die Plebejerpartei, die noch zu schwach war, um selbstständig auftreten zu können, nur von Reichen — von Mladen und Anderen — geleitet, welche nur sehr wenig Eifer für die Sache selbst zeigten und bei mehren Gelegenheiten sie ihren selbstsüchtigen Zwecken opferten.

Da die beiden Parteien sich durchaus nicht verständigen konnten, so wollten sie fremde Vermittlung in Anspruch nehmen, und Dosithej Obradowitsch, der Gründer der Schulen und der Nationalliteratur, der, wegen seiner Verdienste, im Senate großen Einfluß hatte, setzte es durch, daß Abgeordnete nach Triest geschickt wurden, um dem französischen Gouverneur der illyrischen Provinzen ein Schreiben der serbischen Regierung zu überbringen. Dieses in serbischer Sprache abgefaßte und mit italienischer Uebersetzung begleitete Schreiben bot Frankreich das Protectorat über die Slawen der Türkei an; allein Napoleon, der ganz andere Dinge vorhatte, übersah die Wichtigkeit dieses Antrags und that für Serbien bei Weitem nicht das, was eine weise Politik ihm hätte anrathen sollen: er begnügte sich, dem Czerni Georg einen Ehrensäbel zu schicken und ihm seine Bewunderung über seine Thaten auszudrücken. Andererseits behandelte Oesterreich Georgen und seinen Anhang als Rebellen und weigerte sich, mit ihnen zu unterhandeln. So von dem ganzen Abendlande verlassen, wurden die Serben nur von Seiten des Czars bei ihrem Streben aufgemuntert, und da war es denn wohl natürlich, daß sie sich gegen Rußland dankbar be-

zeigten. Als jedoch Kaiser Alexander, als Bedingung seiner Schutzverleihung, von den Serben verlangte, daß sie ihn als Oberherrn anerkennen sollten, gab Georg erzürnt zur Antwort: „Haben wir uns ohne den Czar vom türkischen Joche befreit, so werden wir uns auch ohne ihn ferner vertheidigen können." Später kam das Petersburger Cabinet von seiner Anmaßung zurück und war in aller Bescheidenheit erbötig, sich mit Denjenigen, die es hatte zu seinen Unterthanen machen wollen, als wie mit seines Gleichen, zu verbünden. Da änderte der Dictator seine Sprache, nahm Alexander's Anerbieten an, und ein russisches Corps von 3000 Mann setzte bei Kladowo über die Donau, um sich mit dem serbischen Heere zu vereinigen.

Ein solches Auftreten Rußlands war durchaus nicht nach dem Sinne der Hospodare, welche den Dictator mehr als die Türken fürchteten und vor allen Dingen vor ihm sich zu sichern strebten. Sie bestanden darauf, der Czar solle ihnen einen Diplomaten schicken, der fähig wäre, sie mit seiner Einsicht zu unterstützen, und so schlug der russische Consul Rodofinikin, ein Grieche von Geburt, zu Belgrad, neben dem Sowjet von Serbien, seinen Sitz auf. Zunächst war der Consul bemüht, das Haupt der türkischen Partei unter den Serben, den griechischen Metropoliten Leonti, auf seine Seite zu bringen. Dieser Oberpriester suchte den Landleuten zu beweisen, wie thöricht es sei, sich für die Hospodare zu schlagen, die nur danach trachteten, die Stelle der Spahis einzunehmen, und rieth ihnen, sich vielmehr von der Pforte einen Fürsten, gleich denen der Walachei und Moldau, zu erbitten. Rodofinikin brachte eine Vereinigung der Anhänger Leonti's mit den russischgesinnten Hospodaren zu Stande und versicherte sich auf diese Weise der Einstimmigkeit des Senats, in welchem nun das Volk keinen einzigen Vertreter mehr zählte. Von jetzt an wurde das Ziel einer unbedingten Selbstständigkeit aus den Augen gelassen: an die Stelle dieses erhabenen Gedankens Czerni Georg's ward ein Zwitterwesen gesetzt, in Gestalt einer türkisch-russischen Schutzherrschaft.

Der Dictator, der sich nicht auf diplomatische Ränke verstand, glaubte schon genug gethan zu haben, wenn er seine beiden Stützen, Mladen und Jugowitsch, nach Belgrad zurück-

rief, um den Senat zu überwachen und zu leiten; darauf zog er an der Spitze seines Heeres von Neuem gegen die Türken, trieb sie zum zweiten Male über die Gränzen zurück, die sie überschritten hatten, und kehrte, indem er den Nationaltruppen die Bewachung der von ihm eroberten Festen überließ, als schlichter Landmann heim in die Schumadia, wo er, wie Cincinnatus, das Feld seiner Väter zu Topola bestellte. Kaum hatte er sein Vaterland befreit, als die Hospodare, auf russischen Antrieb, ihm zur Last legten, daß er allein es befreit und die beträchtlichen Verstärkungen, die ihm Rußland angeboten, zurückgewiesen habe. Jacob Nenadowitsch stellte der bewaffneten Versammlung zu Losnitza seinen Neffen, den Prota vor, der eben von Petersburg mit der Nachricht zurückkehrte, daß der Czar geruht habe, die Krone Serbiens anzunehmen. Die beiden Parteien, die der Armen und die der Reichen, geriethen hierüber in Zwiespalt, indem die Ersteren jenen Antrag voller Entrüstung verwarfen, die Anderen aber ihm jubelnd beipflichteten, und es war nahe daran, daß beide Theile mit einander handgemein wurden, als der Hospodar Jacob die Verhandlung bis zur nächstjährigen Skupschtina (1810) vertagte. Bei dieser Versammlung, die entscheidend werden mußte, erschien derselbe mit 600 Clienten, Momken sowohl als Kmeten, welche aus vollem Halse in den Straßen von Belgrad ausschrieen: „Wir wollen den Czar!" Ruhig hörte der Dictator zu, wie Jacob in heftiger Rede der Versammlung die Erpressungen Mladen's darlegte, und erwiederte dann: „Hat Mladen Unrecht gethan, so tritt an seine Stelle und mach's besser; Ihr da, Ihr wollt den russischen Kaiser: wohlan, so laßt's uns mit dem russischen Kaiser versuchen!" Mladen und Miloje mußten abermals Belgrad verlassen; Jacob aber, der von der souverainen Versammlung zum Präsidenten des Senats ernannt ward, entfernte aus demselben alle ihm feindlichen Mitglieder. Die russische Partei feierte einen vollständigen Triumph: Jacob, der mächtiger als der Dictator selbst geworden war, unterfing sich sogar, die Vertreibung desselben zu verlangen. Zu diesem Zwecke brachte Milenko die Nahien an der Donau in Aufruhr; zu Poretsch schloß sich ihm der furchtbare Haiduk Weliko an, aus Aerger, daß man ihm in der letzten Skupschtina die Gewaltthätigkeiten, die er gegen Mäd-

chen verübt, vorgeworfen hatte, anſtatt ihn zu loben wegen ſeiner vielen Wunden und wegen der vielen Pferde, die unter ihm getödtet worden. Der ſchwarze Georg wußte zwar bald den Haiduken zu kirren, indem er ihn mit Freundlichkeit überhäufte und an Sohnes Statt annahm, an den Hospodaren aber ſcheiterte ſeine Kunſt, denn dieſe hatten bereits ihren Collegen Milan Obrenowitſch nach Rußland abgeſchickt, um den Czar zum Schiedsrichter zwiſchen ihnen und dem Dictator aufzurufen. Bei ſeiner Ankunft in dem ruſſiſchen Lager in der Walachei, traf er dort den Peter Dobrinjatz, welcher, indem er ſich für einen Bevollmächtigten Serbiens ausgab, verlangte, daß die ruſſiſchen Truppen den Czerni Georg austreiben und an ſeine Stelle den ruſſiſchen Conſul ſetzen ſollten. Der Wojwode Milan war ſchwach genug, für den Augenblick auf die Pläne des Flüchtlings einzugehen, und Beide zogen durch ihre Agenten die Hospodare in ihr Complott. Georg hatte ſie ruhig gewähren laſſen, ſo lange ſie weiter nichts verlangten, als daß er ſeiner Macht entſagen und ſeine Freunde aus dem Senate entfernen ſolle; als es ſich aber darum handelte, ſein theures Serbien den Ruſſen preiszugeben, da bebte er vor Zorn. Zwar konnte er bei ſolchem Zwieſpalt nicht länger verkennen, daß ſein Vaterland eines fremden Schutzes bedürfe, allein er wandte ſich zunächſt wiederum an Frankreich, welches ihm kein Gehör ſchenkte, ſandte dann ſeinen Freund Jugowitſch nach Oeſterreich, wo ſein Antrag verächtlich zurückgewieſen ward, und erſt als alle Welt ihn verließ, und er mit Verbannung bedroht war, ſah er ſich gezwungen, die moskowitiſche Vermittlung anzunehmen; nur bedang ſich Georg aus, daß er als Oberbefehlshaber des ſerbiſchen Heeres anerkannt werde. General Kamenskoi gab ihm in ſeiner Proclamation vom Mai 1810 feierlich dieſen Titel und vernichtete ſo alle Hoffnungen der Hospodare, welche ihrerſeits ſich nun auch darein ergaben und, als gute Bürger, ihren Muth an den Türken kühlten.

Der Feldzug von 1810 fiel glänzend aus, allein kaum war er beendigt, ſo begannen von Neuem die inneren Zwiſtigkeiten zwiſchen Jacob, der ſich als Knees oder Civiloberhaupt des Volkes geltend machen wollte, und Georg, den derſelbe in ſein Feldlager zurückzuſchicken und zu einem bloßen Wojwoden oder

Kriegshäuptling herabzusetzen suchte.* Die Hospodare gingen noch weiter und hofften, durch Anschuldigungen, auch auf den Dictator den Fluch wälzen zu können, der auf Mladen und Jugowitsch lastete; nur auf diesem Wege glaubten sie, die Skupschtina dazu bewegen zu können, das Verbannungsurtheil über Georg und seine Hauptanhänger auszusprechen. Zur Ausführung ihres Anschlags bedurften sie aber der Unterstützung eines russischen Regiments, dessen sofortiges Einrücken Milan Obrenowitsch zu betreiben beauftragt war; da jedoch Georg hiervon Kunde erhielt, berief er die Skupschtina früher als gewöhnlich zusammen. Er eröffnete sie zu Neujahr 1811 in eigener Person und benutzte so die Abwesenheit der Hospodare, welche nicht ohne das russische Regiment der Versammlung beiwohnen wollten, um den Beschluß durchzusetzen, daß in Zukunft die Wojwoden der Obergewalt der Hospodare und der Localbehörden gänzlich entzogen werden, von dem Senate nur in Civilsachen abhängen und in militärischer Beziehung unter dem „großen Oberhaupte" stehen sollten. Zugleich ließ auch Georg, um seine Unterbefehlshaber nachdrücklich unterstützen zu können, sich vom Volke mit der höchsten vollziehenden Staatsgewalt bekleiden; der Senat aber blieb in zwei Oberbehörden getheilt, von denen die eine lediglich gesetzgebend, die andere aber aus den Ministern des Kriegs, der Justiz, der Finanzen, des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten zusammengesetzt war. Von diesen sechs Ministern waren Mladen, Sima Markowitsch und Dosithej Obradowitsch für Georg und das Volk, dagegen Jacob, Milenko und Peter Dobrinjatz für die Hospodare gestimmt; es hielten also beide Parteien anscheinend einander die Wage, allein das wichtigste Ministerium, das des Kriegs, war in Mladen's Hand. Endlich schloß die Versammlung ihre Sitzungen damit, daß sie Jeden, der sich der neuen Ordnung der Dinge nicht fügen wolle, im Voraus mit der Strafe der Verbannung belegte; kaum aber war sie auseinander gegangen, als die Hospodare mit dem russischen Regimente anlangten. Waren sie schon durch den Verlust ihres Abgeordneten Milan, den eben zu Bukarest der Tod ereilt hatte, erschüttert, so wurden sie jetzt durch die Maßregeln der Versammlung völlig außer Fassung gebracht. Jacob, das Haupt ihrer Partei, fügte sich, der langen Bürger-

zwiste müde, der neuen Ordnung, verheirathete seinen Sohn mit der Tochter Mladen's und nahm ruhig im Senate Platz.

Dobrinjatz und Milenko, die sich allein noch zur Opposition hielten, gesellten sich den reichsten Bürger Belgrads, Stephan Schiwkowitsch, zu, und es stand zu befürchten, daß sie mit ihren Clienten den Mladen, dessen Concurrent Schiwkowitsch früher gewesen war, überfallen und tödten würden. Milosch, der die Macht seines verstorbenen Bruders Milan geerbt hatte, erbot sich, mit 2000 Hochländern zu ihnen zu stoßen, um die neue Regierung zu stürzen und der Hospodarenpartei die Oberhand zu verschaffen, allein Dobrinjatz und Milenko, denen der Muth gesunken war, verbrachten den harten Winter von 1811 ruhig in ihrem Konak zu Belgrad und nahmen, wie gute Patrioten, Theil an den Festen ihrer siegreichen Gegner.

Eines Tages waren diese beiden Senatoren nebst Georg dem Schwarzen und Balla, dem Obersten des russischen Regiments, welches die Hospodare nach Belgrad gezogen hatten, bei dem Minister Mladen zur Tafel. Georg, der gern über die Aufträge, welche Rußland seinen Agenten ertheilt habe, in's Klare zu kommen wünschte, stellte sich, als sei er gegen Milenko, dem das Gerücht Schuld gab, daß er nach der Dictatur strebe, erbittert, und sprach davon, ihn verhaften zu lassen. Als darauf Balla sich in's Mittel schlug, nahm Georg seine Mütze ab und beschwor den Obersten bei'm Brode seines Kaisers, ihm zu sagen, ob er gekommen sei, seine oder der Hospodaren Partei zu unterstützen. Balla erwiederte, er sei gekommen, um der Nation, deren Oberhaupt Czerni Georg, Beistand zu leisten. „So laß mich Deine Hand anstatt der des Czars küssen," sprach der serbische Landmann, freudig überrascht durch diese Anerkennung seiner Herrscherwürde. Tags darauf schickte er dem Dobrinjatz und Milenko ihre Bestallungen als Minister und Senatoren zu: er stellte es ihnen frei, sich der parlamentarischen Opposition anzuschließen; denn — meinte er — das Wohl des Vaterlandes erheische es, daß der Parteikampf aus dem Feldlager sich zurückziehe und nur noch im Senate fortgesetzt werde; für sich selbst aber hatte er nur einen Wunsch: daß es ihm vergönnt sei, die Serben stets, wie vormals, zum Siege zu führen. Die beiden Kämpen schlugen ihren Sitz im Sowjet aus und

wurden so, gemäß dem, von der Skupschtina über Diejenigen, welche den Gehorsam verweigern würden, gethanen Ausspruche — jedoch ohne Bedeckung — über die Gränze gewiesen, von wo sie sich in die Walachei begaben. Ihre Anhänger erhoben bald die Fahne der Empörung, doch war ihre Zahl so gering, daß einige hundert Momken mit ihnen fertig wurden. Der Wojwode Miloſch, der an dem Aufſtande Theil genommen, bat den Dictator um Gnade, und dieſer entließ ihn großmüthig, nachdem er ihm Treue geſchworen, in ſeine Wojwodſchaft Rudnik. Auch dem Metropoliten Leonti geſchah weiter kein Leid, als daß er nach Kragujewatz verſetzt wurde, damit er verhindert wäre, mit dem ruſſiſchen Conſul zu Belgrad, Nedoba — dem Nachfolger Rodoſinikin's — neue Ränke zu ſchmieden.

Seiner Nebenbuhler entledigt, übte nun Georg eine Zeit lang eine völlig königliche Gewalt. Dieſer Held, ein Freund der Aufklärung und der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit, war furchtbar, wo es Gerechtigkeit galt. Oft tödtete er mit eigener Hand die, welche er für ſchuldig hielt: ſo vollzog er an dem Kneeſen Theodoſi, ſeinem ehemaligen Gönner, die Todesſtrafe, ja er ließ an ſeiner Hausthür ſeinen eigenen Bruder aufhängen, welcher, in dem Wahne, daß ihm ſolches ungeſtraft hingehen werde, ein Mädchen geſchändet hatte. Beleidigungen, die nur ihn ſelbſt trafen, vergaß er, ſobald er ſie verziehen hatte, aber gegen die Feinde ſeines Volkes war er ohne Erbarmen. Den Türken gegenüber wußte der Löwe ſich nicht zu bezähmen, ſelbſt die Gefangenen, denen er Gnade zugeſagt, ließ er niedermetzeln. In dieſem wilden Naturmenſchen dämpfte Nichts das Feuer der gewaltigen, aber rohen, Triebe, welche die Erziehung allein zu bemeiſtern vermag. So war der Fürſt, und ſo auch das Volk von Serbien.

Durch die Siege, welche die Serben 1810 davon getragen, geſchwächt, that die Pforte im folgenden Jahre dem Czerni Georg den Vorſchlag, ihn unter denſelben Bedingungen, wie die beiden Hoſpodare der Moldau und Walachei, als Regenten ſeines Landes anerkennen zu wollen. Der Dictator wollte weder hierauf eingehen, noch die Waffen niederlegen, wofern nicht ein europäiſches Cabinet bereit wäre, den abzuſchließenden Vertrag zu gewährleiſten. Nur das Petersburger Cabinet verſprach, ſich für die

Bedingungen, welche den Serben zugestanden werden würden, zu verbürgen; plötzlich aber stürzten alle Pläne, welche der Czar und Napoleon mit einander entworfen, über den Haufen: anstatt gegen Konstantinopel anzurücken, bot der französische Herrscher, da Alexander sich mit dem feindlichen England befreundete, das ganze Abendland gegen Rußland auf. Das russische Cabinet vergaß die Serben, oder wendete vielmehr seinen ganzen Einfluß dazu an, sie zu entwaffnen und sie, gleichsam mit gebundenen Händen, in die Gewalt des Sultans zu geben, der endlich im Mai 1812 sich dazu verstand, den Frieden von Bukarest zu unterzeichnen. Kraft des achten Artikels dieses Vertrages behielt sich die Pforte den Besitz der festen Plätze vor, verwilligte den Serben eine völlige Amnestie, gestand ihnen dieselben Vorzüge zu wie ihren Unterthanen auf den Inseln des Archipels und überließ ihnen die innere Verwaltung des Landes, sowie auch das Recht, die dem Sultan zu entrichtenden Abgaben selbst erheben zu dürfen.

Rußland, das jetzt mit dem Sultan verbündet war, wollte nun, im Einverständniß mit England, von Serbien und Czernagora aus die französischen Truppen in Dalmatien angreifen. Schon waren, als Vorbereitung zu diesem Feldzuge, russische Magazine an den serbischen Ufern der Drina errichtet, schon schritt der moskowitische Vortrab über den bulgarischen Balkan, als der Divan sich plötzlich zu Frankreich hinneigte und seine russischen Verbündeten über die Donau zurückschickte. Der Czar fand es für gut, nachdem er seine Truppen aus Serbien herausgezogen hatte, immer noch ein unerschütterliches Vertrauen auf den Vertrag von Bukarest zu heucheln, und obschon die nach Stambul gesendeten serbischen Abgeordneten schmählich abgefertigt worden waren, gab sich doch Alexander den Schein, als zweifle er nicht, daß die in jenem Vertrage, in Betreff der Serben, geleisteten Versprechungen ihrer Erfüllung nahe seien.

Im Frühjahre 1813 brach — wie leicht vorauszusehen war — der heilige Krieg der Türken gegen die serbischen Giaurs von Neuem aus. Czerni Georg, der schon so viele Einfälle abgewehrt und seit neun Jahren den Feind in jedem Treffen geschlagen hatte, durfte weniger als je Besorgniß hegen: er hatte 150 Kanonen in gutem Stande, sieben steinerne Citadellen und

vierzig mit Erdwällen befestigte Plätze; die Bevölkerung Serbiens hatte sich durch Einwanderungen aus benachbarten Landschaften verdoppelt, und bei dem Rufe ihres Helden stand sie, wie ein Mann, begeistert auf. Mladen führte 10,000 Streiter nach Nischa und der Morawa zu, Sima andere 10,000 gegen Bosnien und die Drina hin, und der Dictator zog zu Jagodina ein Reserveheer zusammen. Da aber erließ der Senat, aus Rücksicht für den russischen Consul Nedoba, der aus allen Kräften gegen jene kriegerischen Zurüstungen protestirte, von Belgrad aus den Befehl, die Truppen zu beurlauben, und siehe, die Hospodare fügten sich, im Vertrauen auf den Schutz des Czaren, dem Willen Nedoba's und entließen ihre Rotten in demselben Augenblicke, wo der Feind von allen Seiten über die Gränze hereinbrach. Die muselmännischen Schaaren wütheten gegen Weiber, denen sie den Leib aufschlitzten, und warfen — eine grausame Parodie auf die Taufe — kleine Kinder in siedendes Wasser. So büßten die Serben unter den schauderhaftesten Qualen für ihren eigenen Fanatismus, denn auch sie hatten, als sie im Jahre 1804 siegreich waren, Tausende von Osmanen zu Tode gemartert und ihre Weiber und Kinder gewaltsam getauft. Wohl hatten damals Greise warnend gesprochen: „es wird der Tag kommen, wo Ihr diese Gräuel ausbaden werdet," — und dieser Tag war angebrochen.

Der Consul Nedoba, dessen Helfershelfer den Czerni Georg umstrickten, suchte wohlweislich dem Helden, der immer noch standhaft dem türkischen Heere den Eintritt in Serbien verwehrte, solche Gräuel zu verbergen; er verlangte, daß der Feind immer nur kleine Truppenabtheilungen in's Land schicke, welche zu schwach wären, um es zu unterjochen, aber hinreichend, um es zu besetzen. Auf diese Weise, meinte er, würde das Volk der Rache der Muselmänner entgehen. Endlich rückte aber doch das ganze Heer der Osmanen ein, und Nedoba erließ nun die amtliche Erklärung, daß dieß im Einverständniß mit dem Czar geschehe, und daß, im Falle man sich widersetzen wolle, Rußland sich mit der Pforte gegen die rebellischen Serben verbinden werde, wogegen, wenn sie sich fügten, alle ihre Rechte unangetastet bleiben sollten. Georg beruhigte sich bei dieser Erklärung und begab sich nach Semlin, in der Meinung, durch seinen Rück-

tritt dem Vaterlande einen ehrenvollen Frieden zu sichern und die heldenmüthige serbische Jugend für bessere Zeiten aufzusparen. Darauf ließ der russische Consul, um seinem Werke die Krone aufzusetzen, das Senatsgebäude, dessen Trümmer noch jetzt zu sehen sind, unterminiren und in die Luft sprengen, verbrannte mit eigener Hand das serbische Staatsarchiv — die Zeugnisse eines zehnjährigen ruhmvollen Strebens, bei welchem freilich Rußland nicht sehr ehrenvoll betheiligt war — und begab sich, nachdem er diese Heldenthat vollbracht, nach Ungarn zu den ausgewanderten Hospodaren, um ihnen anzukündigen, daß in Serbien die Ruhe vollkommen hergestellt sei. Aber es war nur eine Grabesstille, die der Türke über Serbien verbreitete. Nur allein im Monat December 1814 ließ Soliman, Wessier von Belgrad', 300 gefangene Serben aufspießen. Diese Reihen von Schlachtopfern lebten auf den Pfählen oft drei bis vier Tage lang, und ihr Herz schlug noch, während schon Schaaren von heißhungrigen Hunden ihnen die Beine abnagten und die Mütter verscheuchten, die den letzten Athemzug ihrer Söhne aufzufangen gehofft hatten. Rachedürstend waren die Söhne der ehemaligen Spahis in die serbischen Palanken zurückgekehrt und zwangen die Besiegten, ihnen die zerstörten Festungswerke und ihre Konaks wiederaufzubauen. Mit Peitschenhieben wurden die Rajas, gleich Lastthieren, zur Arbeit getrieben, kaum war ihnen Schlaf und Nahrung vergönnt, und so unterlagen sie haufenweise den epidemischen Krankheiten, welche in Folge jener schauderhaften Frohndienste sich einstellten. Und dennoch war damals unter diesem Märtyrervolke ein Mann, der aus diesem Zustande der Dinge seinen Vortheil zu ziehen suchte: — Miloſch.

Miloſch, der Sohn eines Bauernknechtes, Namens Teſcho, und der Wiſchnja, der Wittwe des Pachters Obren, geboren im Jahre 1780, war anfangs, gleich seinem Vater, darauf angewiesen, in seinem, drei Stunden von Uschitze entfernten, Geburtsorte Dobrinja*), fremder Leute Vieh zu hüten. Klimmt

*) Otto v. Pirch (Reise in Serbien Th. II S. 64 fg.) fand dort noch im Jahre 1829 die Frau am Leben, bei welcher der nachherige Fürst als Schweinehirt gedient hatte.

man, am Ausgange von Dobrinja, die Felſen des Rudnikberges hinan, ſo gelangt man auf faſt unzugängliche Höhen: dort ſteht, inmitten einer Pflaumenwaldung, eine ländliche Hütte, welche Czernutja (Verſteck der Schwarzen) genannt wird. Dieſe Hütte ward von Miloſch erbaut, um daſelbſt die unermeßlichen Schätze zu bergen, welche ſein ſterbender Stiefbruder Milan ihm vermachte. Als Erbe dieſes tapferen Häuptlings, unter deſſen Leitung er ſeine erſten Kriegserfahrungen ſammelte, nahm der Sohn des Teſcho und nunmehrige Wojwode auch den Namen deſſelben, Obrenowitſch (Sohn des Obren), an, den er ſeitdem beſtändig geführt hat. Die Sorge für die Schätze, welche er in ſeinem wilden Verſtecke aufzuhäufen angefangen hatte, nahm den geizigen Miloſch dermaßen in Anſpruch, daß er ſich 1813 nicht entſchließen konnte, mit den Hospodaren, deren Streitſache nun auch die ſeinige geworden war, auszuwandern. Jacob Nenadowitſch, der ſchon auf öſterreichiſchem Gebiete geborgen war, wagte ſich hochherzig nochmals über die Save zurück, um Miloſch zu überreden, ihm nach Oeſterreich zu folgen. Dieſer aber beharrte bei ſeiner Weigerung und zog ſich bald darauf mit ſeinen Momken nach Brusnitza zurück. Nicht lange, und er verſtändigte ſich mit den Türken und ließ ſich von ihnen als Oberknees von Rudnik anerkennen, unter der Bedingung, daß er ihnen behilflich ſein wollte, das Land von Unruheſtiftern zu ſäubern. Es war in dem Dorfe Takowo, wo Miloſch ſeine Waffen zu den Füßen des Ali Sertſchesma, des Hauptmanns der Delis — der Leibwache des Weſiers — niederlegte. So kam er als getreuer Raja nach Belgrad und wurde von den ihm befreundeten Begs dem grauſamen Paſcha Soliman vorgeſtellt, der ihn ſeinen Vielgeliebten, ſeinen Pflegeſohn nannte und ihm ein Paar ſchöne Piſtolen und einen arabiſchen Hengſt zum Geſchenk machte. Dieſe Ehrenbezeugungen ſchmeichelten Miloſch's Eitelkeit; er ſchwor, ſein Blut für die Wiederherſtellung der türkiſchen Herrſchaft über Serbien zu vergießen. Von nun an — meinte er — ſolle keine Woche vergehen, wo er nicht einige ſerbiſche Rebellenköpfe ſchicken würde, um die Thore Belgrads damit zu zieren. Der Oberknees hielt Wort, denn er fand dabei in doppelter Hinſicht ſeinen Vortheil: einmal nämlich ſtrich er das Blutgeld — den Judaspfennig —

ein, und dann ward er, indem die verdächtigten Kneeſen einer nach dem andern aus dem Wege geräumt wurden, allmählig der einzige reiche und mächtige Raja ſeiner Nation.

Drittes Kapitel.

Miloſch's Regierung *).

Serbien war wieder unter das türkiſche Joch gebeugt, während faſt gleichzeitig der Sturz des franzöſiſchen Kaiſerreiches Europa erſchütterte. Der Wiener Congreß war im Begriff, zuſamenzutreten, und man verſicherte, er werde alles Unrecht wieder gut machen, Jedem wieder zu ſeinem Rechte verhelfen. Bei dieſer Nachricht machte ſich ein Prieſter in langem Barte, den Krummſtab in der Hand, aus dem verödeten Serbien auf nach der Hauptſtadt Oeſterreichs, um die, welche ſich die Befreier der Völker nannten, anzuflehen, daß ſie auch das ſeinige in ihrem weitläufigen Protokolle mit einem Artikelchen bedenken möchten. Dieſer Prieſter war der ehrenfeſte Matthäus Nenadowitſch von Waljewo. Schon 1814 hatte er, nebſt dem Wojwoden Molar, einen Hilferuf im Namen des ſerbiſchen Volkes aufgeſetzt und dieſes Schreiben, nachdem es von den übrigen Häuptern unterzeichnet worden war, ſelbſt zum Kaiſer Franz nach Wien gebracht. Dieſer hatte in der Audienz, welche er dem Nenadowitſch gewährt, ſich bereitwillig erklärt, ſich bei'm Diwan für die Serben zu verwenden und für ihre Befreiung thätig zu ſein, „denn" — ſagte er — „ich war und bin Euch gnädiglich gewogen und werde es jederzeit bleiben; ich ſandte Euch Getreide, Mehl, Salz, guten Rath u. ſ. w. u. ſ. w." Indeſſen hatte er doch ſchließlich frei heraus erklärt, daß er ſich nicht mit Waffen in's Mittel ſchlagen werde. Dieſe Audienz,

---

*) Vergl. Poſſart „das Fürſtenthum Serbien," Abthlg. II. A. u. d. T.: „das Leben des Fürſten Miloſch und ſeine Kriege." Nach ſerbiſchen Originalquellen bearbeitet. Mit dem Bildniß des Fürſten und einer Karte von Serbien. Stuttgart 1838 bei Hallberger.

welche der serbische Schriftsteller Milutinowitsch in seiner Istorija Serbie troegodischnia (einer Geschichte Serbiens in den Jahren 1813, 1814 und 1815) umständlich beschreibt, ermuthigte den Matthäus Renadowitsch, im Jahre 1815 bei'm Wiener Congreß einen neuen Versuch zu machen. Er überreichte dem Fürsten Metternich, den Bevollmächtigten Preußens, Englands und der übrigen Staaten, Bittschreiben, welche von den serbischen Gelehrten Dawidowitsch und Fruschitsch abgefaßt waren; er ging von einem der gekrönten Häupter zum andern und beschwor sie, sich einer Million Menschen zu erbarmen; allein die jungen Monarchen und zierlichen Diplomaten, die sich nur über die Einfalt dieses ungeschlachten Menschen lustig machten, schickten ihn der Eine dem Andern zu, und höchstens richteten die Ehrbarsten unter ihnen verwundert die Frage an ihn: „Was denn eigentlich Serbien vorstelle?" Währenddeß wurde in Belgrad immer drauf los gespießt, wurden die verdächtigen Kneesen von Milosch und seinen Helfershelfern, gleich wilden Thieren gehetzt, dem Soliman in's Garn getrieben. Zugleich aber wuchs, den beiden Tyrannen zum Trotz, von Tage zu Tage die Heldenschaar der Haiduken, und bald machten diese freien Krieger die Straßen unsicher und überfielen die türkischen Karawanen. „Besser, als Räuber zu leben, denn als Sclave zu sterben," so sprach jeder edle Serbe, ließ seine ganze Habe — nur seine Flinte nicht — im Stiche und machte sich auf in die Berge. Der Oberknees von Rudnik, der zu Belgrad, an derselben Stelle, wo heutzutage der Palast des Fürsten der Serbier steht, ein Haus hatte, machte dem Wessier Soliman fleißig den Hof und begleitete ihn oft auf seinen Spazierritten. Wenn er ihm auch nicht immer eigenhändig die Köpfe seiner ehemaligen Waffengenossen, die er in seinen Schlingen gefangen, darbrachte, so schickte er sie wenigstens durch Diejenigen seiner Landsleute, welche am beßten angeschrieben waren. Eines Tages nun befand sich der Hauptmann Wutschitsch, ein ehemaliger Kriegsgefährte Czerni Georg's, bei Milosch, als eben die Momken desselben frische Haidukenköpfe aus den Bergen herbrachten und sie abwuschen, bevor sie dem Wessier damit aufwarteten. Ueber diesen Anblick empört, rief Wutschitsch aus: „überlaßt das den Türken, Ihr solltet Euch schämen, dem Zwingherrn mit eigenen

Händen die Köpfe Eurer Brüder zu bringen!" Sogleich fiel ihm Miloſch in's Wort: „Du ſelbſt ſollſt ſie, und zwar gleich auf der Stelle, hinauf in's Schloß tragen!" Ein derbes „Nein" durchſchallte den Konak, und alsbald befahl Miloſch ſeinen Trabanten, den Wutſchitſch zu verhaften. Allein der Hauptmann ſpannte ſeine Piſtolen und ſtand unbeweglich da, die Augen auf die Trabanten geheftet, von denen, trotz der donnernden Befehle ihres Herrn, ſich keiner an ihm zu vergreifen wagte. So zog ſich Wutſchitſch, während die Momken ihm immer auf den Ferſen waren, aber vor jedem ſeiner Löwenblicke zurückprallten, allmählig aus dem Konak hinaus und ward vom Volke mit Segenswünſchen empfangen. Hiermit war der Grund gelegt zu einer unauslöſchlichen Eiferſucht zwiſchen jenen Männern, welche beide mit großer Schlauheit, ſeltener Willenskraft und außerordentlicher Körperſtärke begabt ſind, beide aber auch mit jenen Eigenſchaften eine übermäßige Heftigkeit verbinden; übrigens zeichnet ſich Wutſchitſch durch eine edle Denkungsart aus, welche dem Miloſch gänzlich abgeht.

Den Haiduken gelang es, am Ende auch die friedlichen Landleute aufzuwiegeln, und ſo brach ein allgemeiner Aufſtand aus. Da zog Miloſch an der Spitze der Türken gegen die Serben, die ihn mehrfach ſchlugen, zuletzt aber doch der Uebermacht weichen und mit dem Feinde capituliren mußten. Hundert und funfzig der angeſehenſten ſerbiſchen Häuptlinge ſchickte der Oberknees nach Belgrad, wo bald ihre Köpfe auf den Pfoſten der vier Stadtthore prangten. Sechsunddreißig der würdigſten Stareſchinen, unter denen auch der Igumen von Ternowo, wurden von Soliman aufgeſpießt. Seine Delis brateten Weiber an Spießen, andere wurden unter Steinhaufen zerquetſcht oder kopfüber in Säcke voll Aſche geſteckt, worin die Unglücklichen erſticken mußten.

Inmitten dieſer Gräuelſcenen hielt Miloſch Stand und unterſtützte die Türken, da er um jeden Preis Oberknees bleiben wollte. Dieß der Urſprung der Macht dieſes Mannes: — es ſteht nun Jedem frei, dieſe Thatſachen mit den angeblichen Anfängen ſeiner Regierung zu vergleichen, wie ſie von dem deutſchen Hiſtoriker Ranke, von den Engländern Slade und Walſh

u. A. m. dargeſtellt werden *). Indeſſen ward doch Miloſch, zu ſeinem Leidweſen, bald gewahr, daß es ihm, trotz der unbegränzten Ergebenheit, die er den Osmanlis bewieſen, nicht gelungen ſei, ihre Zuneigung zu gewinnen, ja er fing ſelbſt an für ſein Leben zu fürchten. Er war gerade zugegen, als dem Weſſier das Haupt des furchtbaren Stanoje Glawaſch überbracht wurde, der, vor Ausbruch der letzten Empörung von den Türken begnadigt, lieber hatte untergehen, als gegen ſeine Mitbürger kämpfen wollen. „Jetzt iſt an Dir die Reihe, Miloſch," ſagten die Delis, indem ſie ihm den Kopf zeigten. „W'Allah!" — erwiederte der verſchmitzte Raja — „ſo will denn der Weſſier die hundert Beutel einbüßen, die ich ihm für die ſechszig Sclaven und für das Mädchen, das er mir abgelaſſen hat, ſchulde?" Und er beurlaubte ſich von Soliman, um, wie er ſagte, unter ſeinen Heerden eine Anzahl Schweine auszuleſen, womit er ſeine Schuld decken könne. Kaum aber war er unter dieſem ſonderbaren Vorwande in den Bergen angelangt, als er in'sgeheim die Haiduken aufſuchte und ihnen ſchwor, daß er, wofern ſie ihn vor dem Haß der Muſelmänner ſchützen wollten, ſie nicht mehr verfolgen, vielmehr ihnen bei den Türken vollkommene Amneſtie auswirken werde. Die Patrioten, welche wohl wußten, daß Miloſch ihr gefährlichſter Feind ſei, zugleich aber ſich mit der Hoffnung ſchmeichelten, einen ſo ſchlauen kriegserfahrenen Mann für ihre Sache zu gewinnen, verziehen ihm das Geſchehene. Die Verſchwörung griff immer weiter um ſich, als Miloſch, aus Beſorgniß, daß die türkiſche Polizei ihm nachſpüren möchte, nach Belgrad abging und ſich von dem Weſſier einen Reiſepaß nach Trieſt auswirkte, indem er ihm verſicherte, daß er bei ſeiner Rückkehr ihm in baarem Gelde ſeine Schuld abtragen werde, anſtatt daß er jetzt nur eine Naturalzahlung zu leiſten im Stande ſei. So zog er mit ſeinen Schweinen an der Sawe hinauf, als er plötzlich Reiter auf ſich zuſprengen ſah: Soliman hatte

*) Wenn frühere Referenten den Miloſch faſt durchgängig glimpflicher beurtheilen, als es hier geſchieht, ſo rührt dieß wohl vorzüglich daher, daß damals die Acten über den großen Sünder noch nicht geſchloſſen waren; man ſah nur erſt den Befreier ſeines Vaterlandes in ihm, dem man gern frühere Vergehungen und menſchliche Schwächen verzeihen mochte, jetzt aber hat die unparteiiſche Geſchichte den Zwingherrn zu richten.

die Verſchwörung der Haiduken und ihr Einverſtändniß mit Miloſch entdeckt. Der Oberknees ſprang in einen Kahn und erreichte das öſterreichiſche Gebiet, ſein Bruder aber, der Kaufmann Ephrem, der gerade in Handelsangelegenheiten ſich in dem Dorfe Oſtruſchnitza, zwiſchen Belgrad und Paleſch, befand, wurde ergriffen, gefeſſelt und in die dumpfen Gewölbe der Neboïſchakula — des Belgrader Gefängniſſes — eingeſperrt. Dort verbrachte er drei Monate, während welcher die ausgetretene Donau ſein Gefängniß überſchwemmte. Die Kerkerwärter hatten kein Erbarmen mit dem Gefangenen, deſſen Beine mehre Wochen lang im Waſſer ſtanden, endlich aber wurde er gegen einen reichen Türken, der den Haiduken in die Hände gefallen war, ausgewechſelt. Miloſch nun, da er ſah, daß der Aufſtand allgemein ward, kehrte aus Oeſterreich in ſeine Berge zurück und wurde von den Kneeſen, die auf dieſe Weiſe ihrer Widerſetzlichkeit, ſelbſt in den Augen der Pforte, ein rechtmäßiges Anſehen zu geben glaubten, zum Oberanführer ausgerufen. Hiermit brach in den ſüdlichen Nahien der Krieg aus, während Wutſchitſch im Norden den Aufſtand leitete. Der Archimandrit Mileta Paulowitſch bewaffnete ſeine Mönche und zog an ihrer Spitze in's Feld; die Popen verhießen den Gefallenen die Wonne des Paradieſes.

Hätte der Oberknees nach Ruhm gegeizt, er hätte ihn in dieſem Nationalkampfe in reichem Maße finden können; alle Serben eilten, uneingedenk ſeiner Vergehungen, auf ſeinen Ruf herbei. Perſönliche Tapferkeit konnte ihm Niemand abſtreiten, und ſeine Rieſengeſtalt war nicht minder achtunggebietend als ſeine furchtbare Stimme, die das wildeſte Schlachtgetöſe nicht zu übertäuben vermochte. Seine junge, ſchöne Gattin Ljubitza begleitete ihn zu Pferde, mit Piſtolen bewaffnet; der Archimandrit Paulowitſch war ſtets in ſeiner Nähe und gab ihm jeden Morgen ſeinen Segen: ſo genoß der glückliche Haidukenhäuptling in ſeinem Feldlager zugleich die irdiſchen und himmliſchen Freuden, und nichts drängte ihn, ſich mit den Türken in Unterhandlungen einzulaſſen. Von dem Volke treulich unterſtützt, hätte er dreiſt den Krieg fortſetzen können, bis daß er ſeinem Lande die ruhmvolle Selbſtſtändigkeit wiedererrungen, die es unter dem ſchwarzen Georg genoß. Allein Miloſch war nur

auf seinen eigenen Vortheil bedacht und kürzte deßhalb seine kriegerische Laufbahn ab. Nach vier oder fünf Gefechten verständigte er sich mit dem neuen Wessier von Belgrad, Maroschli-Ali, einem friedliebenden Bulgaren, der an die Stelle des grausamen Soliman getreten war. In Begleitung der ihm ergebenen Kneesen begab er sich zu Maroschli, warf sich vor ihm, in Gegenwart von funfzig Begs, in den Staub und wiederholte dreimal sein Bekenntniß als Raja. Darauf wurde ihm die Ehre des Kaffees und Tschibuks zu Theil, und der Wessier ernannte ihn zu seinem Geschäftsträger und Stellvertreter bei den Serbiern. Von nun an hausten beide Völker — Türken und Serben — nebeneinander, das eine in den Festungen, das andere in den Gebirgen und Dörfern; dem Kriege folgte ein bewaffneter Friede. In jeder Nahia ward, neben einem serbischen Knees, ein türkischer Musselim angestellt, und man konnte von ihrem Ausspruche an den, unter dem Namen der serbischen Kanzlei bekannten, Gerichtshof zu Belgrad appelliren. Dieser war aus zwölf Stareschinen — den Abgeordneten der zwölf Nahien — zusammengesetzt, welche, unter dem Vorsitz des Oberknees, in letzter Instanz entschieden und die Verurtheilten den türkischen Nachrichtern überantworteten. Alljährlich vertheilte die Skupschtina die, nunmehr ein für alle Mal festgesetzte, Steuer, welche an den Pascha gezahlt und demselben von den zwölf Stareschinen zu Belgrad abgeliefert werden mußte. Dieß war indessen immer nur ein provisorischer Zustand, so lange er der großherrlichen Bestätigung entbehrte, und überhaupt konnten die Serben, bei ihrem Streben nach einer freieren politischen Stellung, sich nicht lange dabei beruhigen.

Von Bessarabien aus hatte der geflüchtete Czerni Georg mit lebhafter Theilnahme den Gang der Ereignisse in Serbien verfolgt, und da er die Ueberzeugung gewonnen, daß die provisorische Gestaltung der Dinge den Wünschen des Volkes entgegen sei, widmete er sich noch einmal der Sache der Serben und spann, in Verein mit griechischen Patrioten, eine Verschwörung an, deren Fäden sich über die ganze europäische Türkei hinziehen sollten. Als der Augenblick ihm günstig schien, verließ er Bessarabien und stand plötzlich mitten unter den Serben. Er hatte in Steiermark die österreichische Kriegskunst er-

lernt und meinte daher: wenn er nur 20,000 ſeiner Leute auf europäiſche Weiſe einüben und ſich mit den Griechen vereinigen könnte, würde kein osmaniſches Heer ihnen widerſtehen, und ſie im Stande ſein, die Türken ſelbſt aus Stambul zu vertreiben. Darauf hatte aber Georg nicht gerechnet, daß er in ſeinen heimathlichen Bergen einen Nebenbuhler finden würde, deſſen Selbſtſucht vor keiner Gewaltthat zurückſchreckte. Es lag in Miloſch's Intereſſe, ſich Georg's zu entledigen: darum heuchelte er Freundſchaft gegen ihn, machte auf dieſe Weiſe ſein Verſteck ausfindig, und ſo drangen nächtlicher Weile die Türken, durch den Oberknees auf die Spur geleitet, in die Hütte, in welcher Georg, nachdem er einem Haidukenſchmauſe beigewohnt hatte, eingeſchlafen war. Georg der Schwarze erwachte nimmer wieder; Freunde trugen ſeine irdiſchen Ueberreſte in das Kirchlein, welches er 1811 zu Topola erbaut hatte.

Durch dieſes neue Verbrechen, welches Europa irrig als ſeine erſte Schandthat anſieht, bahnte ſich Miloſch den Weg zur höchſten Gewalt. Die Kneeſen entſetzten ſich über ihn, und da ſie aus Erfahrung ſeinen grauſamen Sinn kannten, hielten ſie es für gerathener, ſich dem Paſcha Maroſchli, deſſen väterliche Milde allgemein gerühmt wurde, anzuvertrauen, und beauftragten daher den Vorſtand der ſerbiſchen Kanzlei, Peter Molar Nikolajewitſch und den neuen Metropoliten Nikſchitſch, dieſe Angelegenheit mit dem Weſſier zu verhandeln. Schon ſchien Miloſch's Sturz gewiß; doch um ſich als Oberknees zu behaupten, ſtand er nicht an, den alten ehrwürdigen Nikſchitſch in ſeiner Behauſung zu Schabatz ermorden zu laſſen, den Molar dagegen forderte er vor ein aus dreißig Stareſchinen zuſammengeſetztes Gericht; er glaubte, auf die Richter ſicher bauen zu können, allein der Prota Nenadowitſch öffnete ſeinen Collegen die Augen, und ſie erklärten Molar für ſchuldlos. Nun blieb Miloſch nichts Anderes übrig, als ihn vor ein türkiſches Gericht zu ſtellen: er erkaufte Verräther, welche ausſagen mußten, Molar habe ſich gegen den Sultan verſchworen, und ſo konnte Maroſchli nicht umhin, ihn enthaupten zu laſſen. Der Schrecken brachte die Kneeſen zum Schweigen, und Niemand wagte fortan mehr, im Namen des Volkes, gegen die ſich für national ausgebende Regierung zu proteſtiren.

Im Jahre 1820 fertigte endlich der Divan einen Bevollmächtigten an die Serbier ab, mit dem Auftrage, ihnen den Ferman zu verkünden, welcher ihre Abgaben ein für alle Mal feſtſtellte und ihnen das Recht ertheilte, nur vor Richtern ihrer Nation Rede ſtehen zu dürfen. Um dieſen Ferman in Empfang zu nehmen, machte ſich Miloſch nach Belgrad auf, da er aber benachrichtigt ward, daß die Spahis ihm auflauerten, zog er mit einem ſo großen Gefolge von Kmeten heran, daß der Paſcha ihm den Eintritt in die Stadt verwehrte. Miloſch und der türkiſche Geſandte kamen darum in dem Dorfe Toptſchider zuſammen: auf beiden Seiten zeigte ſich Haß und Argwohn, und als die Serben die Rede auf den Bukareſter Vertrag brachten, kehrte ihnen der Abgeordnete der Pforte zornig den Rücken und ritt davon. Mit Schrecken war Miloſch gewahr geworden, daß er nur noch als ein von Rußland unterſtützter Rebell betrachtet werde; er ſchickte deßhalb nach Verlauf einiger Monate eine Deputation nach Stambul, um den Divan wieder für ſich zu ſtimmen, da aber inzwiſchen der Aufſtand Ypſilanti's und der Griechen ausgebrochen war, wurden die ſerbiſchen Abgeordneten, als verdächtig, feſtgenommen. Es drohte ein neuer Krieg, und die Kneeſen rüſteten ſich dazu; indeſſen beſtand Miloſch darauf, daß ſie fortfahren ſollten, alljährlich dem Sultan die bedungene Steuer, und ſelbſt den Spahis die Zehnten, zu zahlen, und die Kneeſen gehorchten.

Bald verfolgte Miloſch unverhohlener das Ziel, welches er ſich vorgeſteckt hatte, die Centraliſation der Gewalt. Das ſociale Streben der Serben war jederzeit darauf gerichtet, ihr Land in verbündete, unter kleinen Wahl- oder Erbfürſten ſtehende, Gaue zu theilen, und die türkiſche Politik hütete ſich natürlich, dieſer Richtung entgegenzuarbeiten. Im Jahre 1821 verſprach nun der Paſcha Maroſchli dem Kneeſen von Smederewo, Marko Abdula und dem Stephan Dobrinjatz, ihnen Berats auszuwirken, durch welche ſie, jeder in ſeiner Nahia zu ſelbſtſtändigen Oberhäuptern erhoben würden, aber beide Kneeſen fielen unter den Streichen von Miloſch's Gewaltboten. Nicht ſo leicht konnte dieſer ſich mächtigerer Gegner entledigen: es trat nämlich, um den Freund des Abdula, Miloſaw Reſſawatz, der durch den Ankauf ausgedehnter Weinpflanzungen an der Morawa einer

der reichſten Grundbeſitzer geworden war, zu retten, der alte Hospodarenbund wiederum zuſammen. Anſtatt nun abzuſtehen von ſeinen monarchiſtiſchen Centraliſationsverſuchen, welche in dieſem naturgemäß in Stämme und Gaue getheilten Lande unausführbar ſind, beharrte der Oberknees dabei, die früher von Czerni Georg gegen die Hospodare ergriffenen Maßregeln, wo möglich geſchärft, wiederaufzunehmen. Er ſuchte die Kneeſen von dem Volke zu trennen und traf zu dieſem Zwecke die Einrichtung, daß er ſie ſelbſt beſoldete, damit ſie nicht mehr von der Nation, ſondern allein von ihm abhängen möchten; auch war er darauf bedacht, den Betrag der Beſoldungen nicht feſtzuſtellen, damit es in ſeiner Macht ſtände, denſelben zu erhöhen oder zu verringern, je nachdem ſeine Untergebenen ihm mehr oder minder zugethan wären. Trotz dieſer Maßregeln brach 1825 ein neuer Aufſtand aus, weil Miloſch weit höhere Steuern forderte als die Türken, und ſelbſt von neugeborenen Kindern den Haratſch erhob. Ueber ſolche Plackereien entrüſtet, empörten ſich die Nahien von Smederewo, Poſcharewatz und ſelbſt Kragujewatz. Der Oberknees bot gegen ſie die ſüdlichen Nahien auf, und beide Parteien — die des Nordens unter Anführung des Miloje Popowitſch, genannt Djak oder Diaconus, und die des Südens unter Wutſchitſch — ſchlugen ſich zu Opolentza unweit Topola. Djak wurde beſiegt, gefangen und mit noch 120 Serben zu Haſſan-Palanka erſchoſſen. Seine Mitſtreiter hatten ſich bei ihrer Capitulation unter Anderem ausbedungen, daß einer ihrer Anführer, Andrej, als Knees nach Topola geſetzt werden ſollte, und Miloſch war es eingegangen, ließ aber einige Wochen ſpäter den Andrej ermorden. Da er nun fürchtete, daß die vielen auf einander folgenden Empörungen auf die Nachbarvölker einen ſchlimmen Eindruck machen möchten, ſo ſandte er an den Divan zu Konſtantinopel eine Anzahl Actenſtücke, womit er zu beweiſen ſuchte, daß der Aufſtand Djak's dem Sultan gegolten habe; ſodann meldete er auch dem öſterreichiſchen Befehlshaber zu Semlin, daß durch ſeine Bemühungen die Handelsſtraße zwiſchen Oeſterreich und dem Bosporus, von Räubern geſäubert, endlich vollkommen ſicher geworden ſei.

Indeſſen fühlte er wohl, wie nothwendig es ſei, durch irgend eine aufrichtige Handlung das Vertrauen der Seinigen

wiederzugewinnen, und er schrieb deßhalb auf den Monat Januar 1827 eine große Skupschtina aus, wobei er jedoch dafür sorgte, daß nur seine Anhänger dazu geladen wurden. An tausend derselben fanden sich in der Kirche von Kragujewatz ein, denen sein Minister, der neuerdings nach Serbien zurückgekehrte Dawidowitsch, eine Rede vortrug, worin der Oberknees sich in Betreff der Ermordung seiner Nebenbuhler und der ihm zum Vorwurf gemachten unbegränzten Besteuerungssucht zu rechtfertigen suchte und die Vortheile darlegte, welche der Vertrag von Akjerman dem Lande sichere. Miloſch schloß mit der Bitte, die Skupschtina möchte für ihn bei'm Sultan um die erbliche Fürstenwürde nachsuchen. Sogleich unterzeichneten die Anwesenden eine Acte, worin sie versprachen, in Zukunft Niemandem, als ihm und seinen Nachkommen, gehorsam zu sein. Der Oberknees berührte mit derselben, zum Zeichen der Hochachtung, seinen Kopf und seine Lippen und umarmte dann die Umstehenden mit den Worten: „Seid hinfüro unbesorgt, ich bin ein Kind des Volks und werde meinen Ursprung nie verleugnen."

Die Kneesen von der Gegenpartei gewahrten verzweiflungsvoll den glücklichen Erfolg, mit welchem dieser neue Schritt Miloſch's gekrönt wurde. Sie waren fest entschlossen, entweder den Oberknees zu stürzen oder zu sterben, und wagten mit 6000 Streitern einen Handstreich gegen Kragujewatz. Der Oberknees mußte flüchten, aber Wutschitsch, der seinen Haß gegen Miloſch unterdrückte, wo es galt, die Staatsgewalt aufrecht zu erhalten, lieferte den Empörern ein hitziges Treffen, worin ihrer 500 fielen. Zugleich hatte der Wessier von Belgrad, zu Miloſch's Unterstützung, 5000 Bosniaken herbeigerufen, welche das serbische Viertel dieser Stadt besetzen mußten und nicht eher wieder abzogen, als bis die Ruhe hergestellt war.

Nun glaubte Miloſch, die Mißvergnügten dadurch begütigen zu können, daß er die sogenannte serbische Verfassungsurkunde veröffentlichte und beschwor. Dieses merkwürdige Denkmal griechisch-slawischer Sitten erklärte, daß alle Serben edel und einander gleich seien. Jede Gemeinde sollte von Rechtswegen für die Handlungen ihrer Mitglieder haften, den durch Diebstahl in ihrem Weichbilde angerichteten Schaden ersetzen und den Thäter der Polizei ausliefern. Der von dem Gerichte

ſeiner Nahia Verurtheilte konnte an den Obergerichtshof, der zu Belgrad oder zu Kragujewatz ſeinen Sitz hatte, appelliren. Zur Handhabung der öffentlichen Sicherheit wurden Bulukbaſchis ernannt, deren jedem zwölf berittene Momken beigegeben waren; das Volk ſollte dieſe bewaffnete Macht, welche beauftragt war, die Ueberreſte der Haiduken zu vertilgen, ungeſtört gewähren laſſen. Die Todesſtrafe konnte nur von dem Oberhaupte verhängt werden, welches, allein mit dem Blutbanne begabt, Leben und Tod in ſeiner Gewalt hatte. Die allgemeine Volksverſammlung ſollte jedes Jahr die eingeriſſenen Mißbräuche abſtellen, die Steuer feſtſetzen und den an die Pforte zu entrichtenden jährlichen Tribut umlegen.

Dieſe Verfaſſung, welche wir hier nur ihrem Hauptinhalte nach mitgetheilt haben, zeigte, obgleich anſcheinend freiſinnig, wie trefflich der ehemalige Freiheitsheld ſich auf Despotenkunſt verſtand. Indeſſen läßt ſich doch nicht leugnen, daß es dem „Oberbefehlshaber" durch ſeine Henkersarbeit gelungen war, in ſeinem Lande eine vollkommene Sicherheit des Verkehrs herzuſtellen; ja es wurden ſelbſt Gegenſtände, welche auf der Landſtraße verloren gegangen waren, an die Gerichte abgeliefert. Ein Bauerburſche aus Wrbowatz bei Smederewo, der einen fremden Kaufmann ermordet und ſeiner Schätze beraubt hatte, geſtand mehre Jahre ſpäter ſeinem alten Vater dieſes Verbrechen, welches bis dahin gänzlich unbekannt geblieben war. Sogleich ergriff der Alte ſeinen Sohn und ſtellte ihn vor die Skupſchtina, um den Eid zu halten, den er mit allen den Seinen geleiſtet, daß ſie keinen Verbrecher mehr im Lande dulden wollten. Dieſer neubackene Brutus hieß Militſch. Der Oberknees ſtellte ihn der Verſammlung als Muſter vor, gab ihm aber ſeinen Sohn zurück. — Miloſch konnte jetzt triumphiren, denn ſeine Mordthaten hatten ihm am Ende das Raubmonopol in ſeinem unglücklichen Lande geſichert.

Rußland hatte, um ſich in Betreff der Vorfälle von 1813 zu rechtfertigen, im Jahre 1826 in den Vertrag von Akjerman folgende Stelle zu Gunſten der Serben eingerückt: „Die „hohe Pforte wird alle in dem 8. Artikel des Bukareſter Ver„trags, in Betreff Serbiens — welches von Alters her dem Sul„tan unterworfen und tributpflichtig iſt — enthaltenen Puncte

„unverzüglich vollziehen ..... Obgedachte Maßregeln werden „binnen achtzehn Monaten in Gemeinschaft mit den serbischen „Abgeordneten zu Konstantinopel erörtert und festgesetzt werden." Da nun diese Bedingungen, nach Ablauf der bestimmten Frist, noch nicht erfüllt waren, schickte Rußland im Jahre 1828 ein Heer über den Balkan. Auf diese Nachricht erhoben sich alle serbischen Kneesen und verlangten, Milosch solle einen so günstigen Augenblick benutzen und die letzten türkischen Besatzungen zum Lande hinausjagen; allein Rußland gebot dem Oberknees, sich nicht zu rühren, und begleitete diesen Befehl mit den ernstlichsten Drohungen. Es ist bekannt, und die Beispiele Griechenlands im Jahre 1831 und Aegyptens im Jahre 1840 haben es nur zu sehr bestätigt, daß die Vergrößerungsplane Rußlands es nicht zulassen, daß in der Türkei sich neue Staaten erheben, welche, bei ihrem jugendlichen Feuer, ihm dereinst die Erbschaft des Sultans, den Handel auf dem schwarzen Meere, streitig machen und vielleicht sogar die beßten südlichen Provinzen seines eigenen Reichs in ihren Strudel hineinreißen könnten. Unter allen Cabinetten Europas ist demnach kein einziges, welches thatsächlich einer völligen Wiedergeburt des serbischen Volkes so sehr entgegen wäre, als gerade das russische, und so erklärt es sich denn vollkommen, wie Kaiser Nikolaus dazu kam, im Jahre 1828 von Milosch zu verlangen, daß er sich jeder kriegerischen Aeußerung der Pforte gegenüber enthalten solle, widrigenfalls ein russisches Heer als Feind in das serbische Gebiet einrücken würde. Hätte Nikolaus diese Drohung in's Werk setzen können? Es ist kaum denkbar; denn die öffentliche Meinung Europens hätte sich dem widersetzt, und die Griechen, Albanesen und Walachen würden diese Gelegenheit zur Vollendung ihres eigenen Befreiungswerkes benutzt und ungesäumt zu den Waffen gegriffen haben. Milosch hätte also füglich sich nicht an den Befehl des Czars zu kehren brauchen, alle Serben würden einer solchen edelstolzen Handlungsweise jubelnden Beifall gezollt haben; allein der Czar hatte ihm, als Lohn für sein Ruhigverhalten, versprochen, ihn als erblichen Fürsten anzuerkennen, und Milosch opferte die entschiedene Befreiung seines Vaterlandes dem Gelüste, dasselbe als legitimer Fürst zu beherrschen. Er stieß also die empörten Serben von Bosnien und der Her-

zegowina, welche ihm die Arme entgegenſtreckten, von ſich, er verſchmähte es, ihr Waſhington zu werden: eine ſolche Rolle war zu erhaben für eine gemeine Seele.

Am 29. November 1829 endlich mußte die Pforte ſich bequemen, die Puncte des Bukareſter Vertrags, um derentwillen Rußland die Waffen ergriffen hatte, zu vollziehen. An dem kleinen Hofe zu Kragujewatz langte ein Tartar von Stambul an und überbrachte ein Diplom, welches den ganzen Konak des Haiduken mit Jubel erfüllte: es war dieß der erſte Hattiſcherif, den die Pforte an das ſerbiſche Raubgeſindel zu erlaſſen geruhte. Dieſes wichtige Actenſtück, welches der Wiedergeburt Serbiens die diplomatiſche Weihe ertheilte, iſt noch nicht — ſelbſt nicht in ſerbiſcher Sprache — zur Oeffentlichkeit gelangt, weßhalb wir es hier in vollſtändiger Ueberſetzung mittheilen:

„Allerhöchſtes erſtes Reſcript des Czars der Osmanen an das ſerbiſche Volk."

„O Du mein großer, mächtiger Löwe, der Du über ſo Vielem „walteſt und der Welt den Nizam (das Geſetz) giebſt, möchte, bei „der feſten Verſicherung, daß dieſer Ferman eine Wahrheit bleiben „werde, Deine klare Einſicht, die ſo geſchickt die Angelegenheiten „unſeres Stammes zu leiten weiß, alle Deine Unternehmungen glück„lich zum Ziele führen! Ehrenfeſter Statthalter von Belgrad, Huſ„ſein-Paſcha, möge Deine Herrſchaft und Dein Glück ewig ſein, „Niemand Deine Rechte zu beſtreiten wagen und Gott Dich ſchützen! „Und Du, o hochgelahrter türkiſcher Kadi, der Du die geweihte „Straße der Ueberlieferungen, die Du von den Heiligen empfangen, „vorzeichneſt, Mein höchſter kaiſerlicher Segen ruhe auf Deinem „Haupte, Kadi von Belgrad, Ausleger der Wiſſenſchaft!"

„Wenn nun dieſer Mein Ferman an Euch gelangt, ſo beherzigt „ihn wohl. Gemäß dem Vertrage von Akjerman, hält Unſere Re„gierung, im Einklange mit dem ruſſiſchen Hofe, die Serben, die „ſeit Jahrhunderten Unſere Rajas ſind, Unſerer kaiſerlichen Gnade „würdig. Demnach wird Alles, was der 8. Artikel des Bukareſter „Vertrags in Betreff derſelben enthält, binnen achtzehn Monden „vollzogen werden. Dieſe Friſt wird von Meinen Räthen dazu be„nutzt werden, um, in Gemeinſchaft mit den Abgeordneten des Di-

„vans (Senats) von Serbien, und in Gegenwart der Vertreter des „russischen Hofes, die von den serbischen Kneesen gemachten Vor„stellungen zu besprechen. Diese Vorstellungen sind, nach Inhalt „des Bukarester Vertrages, folgende: Daß das serbische Volk sei„nen Gottesdienst und seine kirchlichen Gebräuche ungehindert üben „dürfe; daß es seine Richter aus seinem Mittel wähle; daß es die „innere Verwaltung seines Landes völlig selbstständig führe; daß alle „Abgaben sich auf einen einzigen Tribut beschränken; daß alles „türkische Grundeigenthum in Serbien den Eingeborenen überlassen „und von ihnen sequestrirt werde; daß es ihnen vergönnt sei, auf „ihre eigenen Pässe, in der ganzen Türkei in Handelsangelegenhei„ten umherzureisen; daß sie berechtigt seien, in ihrem Lande Schu„len, Spitäler und Druckereien anzulegen und daß endlich kein „Türke, mit Ausnahme der Festungsgarnisonen, in Serbien leben „und wohnen dürfe."

„Ehe noch diese neun Anliegen Unserer getreuen und gehor„samen Rajas von Unserem Hofe reiflich erwogen und, im Verein „mit Rußland, genehmigt werden konnten, ward in Folge eines Zu„sammentreffens von Umständen die Vollziehung des Bukarester „Vertrages verschoben, und brach von Neuem der Krieg aus; jetzt „aber, da der Friede zwischen Unserer Pforte und dem russischen „Hofe wiederhergestellt ist, setzt der sechste Artikel des Vertrages von „Adrianopel die, bereits bei den Unterhandlungen zu Akjerman rück„sichtlich der serbischen Freiheiten getroffenen Bestimmungen, deren „Vollziehung bis jetzt unübersteigliche Hindernisse entgegenstanden, „neuerdings fest. Kraft dieses sechsten Artikels wird also der Divan „dem Verlangen der Serbier willfahren: die ihnen entrissenen sechs „Nahien sollen zurückgegeben, und alle ihre Freiheiten feierlich an„erkannt werden. Zu diesem Ende und unter der Bedingung, daß „sie Mir gehorsam bleiben, habe Ich Meinen getreuen serbischen „Rajas diesen Ferman ausgestellt und eigenhändig unterzeichnet. „Und nun theile Du, Wessier, und Du, o Kadi, dem serbischen „Volke diese Beschlüsse mit, auf daß es zu Gott für seinen Czar „bete."

„Gegeben den 1sten Rebul-Akira 1245."

So vielverheißend auch dieser Ferman des türkischen Czaren für die Serbier war, so unbestimmt ließ er doch Milosch's Verhältnisse; darum hielt auch der Oberknees denselben

geheim und erbat ſich von den beiden Kaiſern einen reelleren Lohn für ſeine Neutralität. Rußland glaubte, durch die Verſicherungen ſeiner Ergebenheit getäuſcht, an ihm nunmehr ein ganz willfähriges Werkzeug zu haben, und beſchloß, ihm endlich zu dem Range, nach welchem er ſeit funfzehn Jahren ſtrebte, zu verhelfen. Im Auguſt 1830 langte der Berat, der ihn zum erblichen Fürſten von Serbien ernannte*), in

*) Auch dieſes denkwürdige und charakteriſtiſche Document, welches Poſſart, Miloſch's eifriger Lobredner, in ſeinem obenerwähnten Werke, Abtheil. I S. 172 ff. mittheilt, möge hier ſeine Stelle finden. Es lautet: „Der Beherrſcher beider Welten, der unbeſtechliche, unerreichbare und „unvergleichliche Wohlthäter, dem es in ſeiner ewigen Allmacht aus unermeßlicher Gnade gefallen hat, Uns als erlauchten Chalifen zum edelſten „Beherrſcher aller Gläubigen, und Unſere erhabene Pforte zur Zufluchtsſtätte der Monarchen und Regenten, ſo wie aller nothleidenden Menſchen „und Derjenigen, welche unbefriedigte Wünſche hegen, einzuſetzen, — „geruhte, Uns unter anderen Herrſcherpflichten auch dieſe aufzuerlegen, „beſtmöglich zu ſorgen, daß alle, Unſere kaiſerlichen Wohlthaten anerkennenden Unterthanen, ſowohl Edle, als Schwache und Unglückliche, die „Unſerer erhabenſten kaiſerlichen Pforte treu ergeben ſind, ſich der vollkommenſten Sicherheit unter dem Schatten Unſerer kaiſerlichen Gnade „erfreuen mögen. Folglich gebührt es Uns, den Regierungsgrundſätzen „Unſeres erhabenſten Kaiſerreichs gemäß, aller Orten in Unſeren Staaten, „Regenten, Oberhäupter und übrige Beamte einzuſetzen, welche fähig ſind, „das Land zu regieren und dahin zu leiten, daß die Tyrannei und „Neuerungsſucht unterdrückt und an deren Statt die Thaten der Gerechtigkeit und Milde vervielfältigt und verbreitet werden mögen. — „Es iſt Unſer beſtimmter kaiſerlicher Wille, daß die ſerbiſche Nation, „als Unſerem erhabenſten Kaiſerreiche unterthan, die vollkommenſte Sicherheit und Ruhe genieße, und daß deßhalb der Würdigſte unter ihnen „gewählt werde, der zur ordentlichen Verwaltung der Angelegenheiten „derſelben tauglich wäre. Der gegenwärtige Fürſt der beſagten Nation, „Beſitzer dieſes Unſeres höchſt kaiſerlichen Diploms, das wahre Muſter „der chriſtlichen Edlen, Miloſch Obrenowitſch (deſſen Ende glücklich „ſein möge!), erfreut ſich lange ſchon der Huld Unſeres erhabenſten Kaiſerthrones. Seine Fähigkeit, die Geſchäfte der benannten Nation zu „verwalten, beſonders aber ſeine Redlichkeit und Treue gegen Unſere „höchſte kaiſerliche Perſon, ſind bekannt, und nach dem Zeugniſſe Unſeres „Weſſiers, Huſſein Paſcha, dermaligen Gouverneurs zu Belgrad, hoffen „Wir zuverſichtlich, daß er auch in Zukunft auf eine genugthuende Weiſe „ſich betragen und unter Unſerem höchſt kaiſerlichen Schutze erſprießliche „Dienſte leiſten werde. So wie es übrigens Unſerer erhabenſten Würde „zuſteht, alle Jene an Unſeren höchſt kaiſerlichen Gnaden Theil nehmen

Kragujewatz an. Gleichzeitig sandte auch Mahmud einen eigenhändig unterzeichneten Hattischerif, welcher die in dem ersten Ferman, rücksichtlich der neuen Vorstellungen der Serben, enthaltenen Versprechungen in Vollzug setzte. Freudetrunken erließ Milosch sogleich ein Umlaufschreiben an alle

---

„zu lassen, welche ähnliche unzweideutige Beweise der Redlichkeit und „Treue liefern, so hat sich auch Unsere Wohlgewogenheit gegen dieselben „offenbart; darum wurde auch, Unserem höchsten Hattischerif vom 25. Re„biul-Ewwel dieses 1246sten Jahres zufolge, die fürstliche Würde der „serbischen Nation ihm, dem Begnadigten, lebenslänglich vergewissert; „nach seinem Tode aber übergehe dieselbe auf seinen ältesten Sohn und „nach diesem auf seinen Enkel — und dermaßen sei dieselbe auf seine „Familie übertragen. Im Falle einer Erledigung der Fürstenwürde aber „soll, den Bestimmungen höchst Unseres, die Einrichtungen der erwähnten „Nation betreffenden Hattischerifs gemäß, stets ein kaiserliches Diplom „von Unserer hohen Pforte neuerdings ausgefertigt und ertheilt werden. „Da nunmehr das Fürstenthum durch Unsere höchst kaiserliche Gunst „und Wahl dem Vorbenannten gnädigst verliehen worden ist, haben Wir „dieses allerhöchste Diplom ausfertigen lassen und verordnet: daß mehr„erwähnter Fürst Milosch Obrenowitsch nach den vorbesagten Be„dingungen das Fürstenthum Serbien verwalte, und daß er in allen „Verhältnissen die Pflichten der Treue und Gerechtigkeitspflege genau er„fülle, hauptsächlich aber sein Augenmerk dahin richte und Sorge trage, „das Land gehörig zu regieren, die Unterthanen zu vertheidigen und zu „beschützen und alle Localangelegenheiten so zu fördern und zu leiten, daß „alle übrigen Beamteten und Unterthanen ihn für einen, von Uns aller„höchst eingesetzten Fürsten anerkennen, in allen Regierungsangelegenheiten „sich an ihn wenden; daß sie das, was er sagt, anhören, sich darnach „richten und seine sich auf die in dieser Unserer höchsten Verordnung „enthaltenen Landeseinrichtungen beziehenden Befehle in Ehren halten und „vollstrecken; er seinerseits aber wandle standhaft auf dem Wege des Ge„horsams, der Unterwürfigkeit, der Treue und der Redlichkeit fort und „setze sein ganzes Streben darein, seine Obliegenheiten, Unserem kaiser„lichen Willen gemäß, zu erfüllen; er ermangle nichts, den Zustand der „Landesangelegenheiten, deren Schilderung erforderlich sein sollte, Unserem „erhabensten Kaiserthrone vorzutragen. Und schließlich soll er alle ihm „zu Gebote stehenden Mittel der Macht und Gewalt in Schlichtung aller „ihm aufgetragenen Angelegenheiten anwenden und unter Anderem sich „vorzüglich befleißigen, das Maß seiner Diensttreue unter Unserem höchst „kaiserlichen Schutze voll zu machen; deßhalb sich auch Niemand, wer er „auch sein möchte, in die Angelegenheiten des Fürstenthums zu mengen „hat. Dieß sei also zu erkennen und diesen edlen und erhabensten Zei„chen Glauben beizumessen.“

Nahien zur Zuſammenberufung der Skupſchtina. Wie ſehr auch das Volk die Familie Czerni Georg's vermißte, und wie treulich es das Andenken derſelben bewahrte, ſo hatte es doch die Hoffnung aufgegeben, ſie je wieder nach Serbien zurückkehren zu ſehen; denn dieſe Familie war „fermanlia," d. h. auf ewig aus dem türkiſchen Reiche verbannt, und Miloſch hatte die Serbier ſchon ſo ſehr daran gewöhnt, ſich vor den Befehlen der Pforte zu beugen, daß ſie es am Ende als eine Wohlthat anſahen, wenn ſich aus ihrer Mitte eine neue Dynaſtie an der Stelle derjenigen, die ſie für unwiederbringlich verloren hielten, erhob. Von den fernſten Enden Serbiens ſtrömten alle Familienväter, alle waffenfähigen Leute herbei zu der Verſammlung, welche mit all' dem hergebrachten Gepränge der altſlawiſchen Feſtlichkeiten vor ſich gehen ſollte. Am St.-Andreasmorgen ſtiegen dieſe Waldbürger, welche in Zelten in den Umgebungen ihrer weißen Stadt (Belgrad) übernachtet hatten, 8000 an der Zahl, hinauf auf die von der aufgehenden Sonne beleuchtete Hochebene des Wratſchar. Hier nun war es, wo das ſtets getäuſchte, doch ſtets zutrauensvolle Volk, kaum von dem Türkenjoche erlöſt, ſich ein neues Joch auferlegen und Miloſch's Oberherrſchaft anerkennen ſollte, bis daß es, dieſer neuen Tyrannei müde, dieſelbe, gleich der früheren, abſchüttelte und im Jahre 1839 auf eben derſelben Wratſcharebene über den Fürſten, dem es 1830 gehuldigt, das Verbannungsurtheil ausſprach. — Mit glänzendem Gefolge, die Lanze mit den drei Roßſchweifen in der Hand, ritt der Weſſier daher, grüßte mit einer Gönnermiene das Haupt der Rajas, das ſich ihm zu Füßen warf, rollte den Hattiſcherif auseinander und las ihn der Verſammlung vor. Das harmloſe Volk ergoß ſich über dieſe Mittheilung in unbegränzten Jubel; ſelbſt die Wojwoden und die Häuptlinge des Gebirges verzichteten freudig auf ihre Rechte zu Gunſten eines Waffengefährten. „Weg mit den Haiduken, weg mit dem Fauſtrecht!" riefen ſie, „Freiheit und Gleichheit für Alle, unter der Obhut des gemeinſamen Vaters der großen ſerbiſchen Familie!" —

Es war gerade der Gedächtnißtag der Einnahme Belgrads durch Czerni Georg im Jahre 1806; da erinnerte man ſich

denn auch, daß die von dem Helden vertriebenen Spahis 1813 zurückgekehrt waren und daß damals die trauernden Kirchen sogar ihre Glocken hatten in die Erde verscharren müssen. Seitdem bediente man sich nur hölzerner Hämmer, um die Gläubigen zusammenzurufen. Da nun der neue Hattischerif die öffentliche Uebung des Gottesdienstes gestattete, holten die Serbier muthig ihre Glocken hervor, um sie wiederaufzuhängen; Hussein-Pascha setzte sich dem zwar drohend entgegen, allein die serbischen Häuptlinge erwiederten mit aller Ehrerbietung, daß sie Gewalt mit Gewalt vertreiben würden, und der erlauchte Wessier mußte nachgeben. Also ward Tags darauf durch das fröhliche Geläute aller Glocken das Volk zur Salbung seines Fürsten geladen. Unter alterthümlichen Ceremonieen, wie sie in der orientalischen Kirche bei solchen Gelegenheiten üblich sind, wurde Miloſch von dem Metropoliten mit dem Oele des Herrn gesalbt. Nun war er nicht mehr der Volkshäuptling, nicht mehr der von seinen Kampfgenossen Erwählte; er wurde der Auserwählte der Mächte, der Auserwählte, der Gesalbte des Herrn. Von nun an giebt er sich nicht mehr, wie noch einige Monate vor Eintreffen des Hattischerif, vor dem mißvergnügten Volke den Schein, als wolle er abdanken; er entlehnt vom Altare alle Rechte, die sich anzueignen ihm beliebt, ohne erst die Volksversammlung darum begrüßen zu dürfen. Obgleich diese Ereignisse sich in urwäldlichem Dunkel zutrugen, machten sie doch in der Welt einiges Aufsehen. Dawidowitsch schließt seine Darstellung derselben in der serbischen Zeitung*) mit den Worten: „Jetzt reden die Journale Europas von Serbien: man kennt uns, man weiß, daß wir wieder ein Volk geworden. Was von uns gemeldet wird, ist theils wahr, theils muß es uns Serben lächerlich erscheinen; aber was auch immer gesprochen werden mag, so beweist es doch wenigstens, daß man sich endlich um uns bekümmert."

Der neuen Verfassung gemäß, konnte der Fürst der Serbier mit seinem Oberherrn Mahmud unmittelbar durch Abgeordnete, die er nach Stambul schickte, verhandeln; allein der

*) Serbske novine, 1834.

Oberherr war fern, und mit ſeinen Antworten ging es ſehr langſam. Zudem war der Divan äußerſt läſſig in Ausarbeitung der vielen feierlich verheißenen Reformen, und ſo verſtrichen die Jahre 1831 und 1832 ohne erhebliche Ereigniſſe. Erſt 1833 befahl ein neuer kaiſerlicher Ferman allen Türken und Paſchas in Serbien, diejenigen Gebietstheile, zu welchen ihnen, nach Laut der Verträge, hinfüro der Zutritt unterſagt war, zu räumen. „Dieſer Befreiungsferman wurde" — wie die ſerbiſche Zeitung von Belgrad ſchreibt — „von allen Serben, von der Donau bis zur Drina und vom Timok bis zur Sawe, mit lautem Jubel begrüßt: überall Freudenſchüſſe, in allen Städten Illumination, aller Orten Feſtgepränge. Miloſch's Glückſeligkeit war unbeſchreiblich." Wahrſcheinlich war Miloſch nur darum ſo überglücklich, weil der Weſſier ihm eben damals die Duane zu Belgrad abtrat; denn da der Beſitz derſelben das Recht in ſich ſchloß, den ganzen Ausfuhrhandel Serbiens nach Belieben zu beſteuern, ſo war dem Fürſten hiermit indirect das Handelsmonopol in ſeinem Lande geſichert. Er nahm denn auch ungeſäumt dieſes koſtbare Privilegium in Beſitz. Am 14. December 1833 zog Miloſch triumphirend in Belgrad ein; darauf, nachdem er in der Kathedrale gebetet und die Heiligenbilder geküßt, begab er ſich zu dem Weſſier Wedſchi-Paſcha, welcher mit glänzendem Gefolge ihn an die Sawe in den Djumruk (Duanengebäude) führte und feierlich in ſein neues Amt einſetzte. Alsbald ernannte der Fürſt den Alexa Simitſch zu ſeinem Handelsconſul, und um die gegenwärtige prachtvolle Duane aufführen zu können, gab er Befehl, auf der Stelle die hölzernen Baraken an der Sawe abzubrechen, deren Beſitzer, arme Krämer, dadurch obdachlos wurden und nicht einmal eine Entſchädigung erhielten; ja es mußten ſogar die, welche den Platz, worauf ihre Hütten ſtanden, durchaus behalten wollten, denſelben mit 1000 Franken für die Quadratklafter einlöſen. Wäre die ſerbiſche Duane für eine Nationalanſtalt erklärt worden, ſo hätte man wenigſtens ſagen können: das Wohl des Einzelnen muß dem Gemeinwohl weichen; ſo aber hatte Miloſch die Duane als Privateigenthum von der Pforte erhalten, und er hütete ſich wohl,

seine Landsleute für die Unbilligkeit des Divans schadlos zu halten.

Bald wurde der gesammte Ausfuhrhandel mit weit höheren Abgaben, als unter türkischer Herrschaft der Fall gewesen, belastet. Diese ungewohnten Beeinträchtigungen riefen die heftigsten Protestationen hervor, und das in seinen theuersten Rechten verletzte Volk verlangte laut die Zusammenberufung einer Nationalversammlung. Milosch mußte sich dem Volkswillen fügen, suchte jedoch die Zahl der Abgeordneten möglichst zu beschränken und berief sie nach Kragujewatz, als demjenigen Orte, wo er die meisten Anhänger zählte. Es waren aus jeder Nahia nur zehn Kmeten einberufen, und von den Hauptleuten mußte in jedem Districte einer zur Aufrechthaltung der Ordnung zurückbleiben. Als diese Abgeordneten am 1. Februar 1834 versammelt waren, küßten sie der Reihe nach dem Fürsten die Hand, und dieser gab ihnen huldvollst den Kuß auf die Stirn zurück. Darauf setzte sich der ganze Zug nach der Kirche in Bewegung, worin die Versammlung gehalten werden sollte. So wenig vertraute Milosch auf die Ehrfurcht, welche die geweihte Stätte selbst dem heftigsten Tribun einflößt, daß er die Kirche von seinen Kanonieren und seiner ganzen Fuß- und Reitergarde umzingeln und bewachen ließ. Der Fürst, der im Schiffe der Kirche auf einem erhöhten Sitze mit seiner Familie Platz nahm, war umgeben von den Bischöfen, Archimandriten, Archipopen und den höchsten Staatsbeamteten. „Nach altserbischer Gewohnheit" — so hieß es in der Belgrader Zeitung, in welcher der Vertreter der französischen Ideeen, Dawidowitsch, sich immer freimüthiger auszusprechen anfing — „stand Milosch auf, als er zum Volke redete. Wie in Frankreich und England das Publicum mit Spannung auf die Worte des Monarchen bei Eröffnung der Kammern lauscht, so hörte auch hier das Volk, das sich innerhalb und außerhalb der Kirche heandrängte, mit ungetheilter Aufmerksamkeit die Thronrede an." Wir theilen dieses merkwürdige Actenstück wörtlich mit.

„Brüder! Seit Wir im Jahre 1830, am Tage des heiligen „Andreas, des ersten der Auserkorenen, auf dem Wratschar den „Hattischerif und das Erbfürstendiplom von Unserem gnädigsten Kaiser

„erhielten, ſeitdem hatten Wir keine Gelegenheit, Uns dergeſtalt ver„eint zuſammenzufinden. Es gereicht Mir demnach zur beſonderen „Freude, Mich heute von Meiner theueren Familie, von Unſeren „ehrwürdigen Biſchöfen, den Mitgliedern des oberſten Gerichtshofes „und anderen Richtern, den Hauptleuten der Nahien und den vor„nehmſten Kmeten umgeben zu ſehen. Da Euch Unſere jüngſten „Uebereinkünfte mit der Pforte bekannt ſein werden, ſo beſchränke „Ich Mich darauf, Euch darzulegen, in welcher Weiſe ſie zur Aus„führung gelangt ſind. Die Schleifung der von Unſeren Vorfahren „erbauten Feſtungen, und namentlich der von Tjuprija, war noth„wendig, um Ruhe zu erlangen. Von nun an werden Wir mit „jenem albaneſiſchen Raubgeſindel, welches ſelten ein Jahr vergehen „ließ, ohne einen ſerbiſchen Landmann todtzuſchlagen, keinen Streit „mehr haben. Es iſt feſtgeſetzt, daß die Türken binnen fünf Jah„ren Serbien räumen werden, nur muß ich leider geſtehen, daß es „mir unmöglich geweſen, auch die Räumung Belgrads zu erlangen. „Unſer kaiſerlicher Beſchützer, Nikolaus, erachtet es für nothwendig, „daß ſein Verbündeter, der Sultan, dieſe, an der Gränze eines „anderen Reiches gelegene Feſtung behalte; er glaubt, es ſei eine „Beeinträchtigung der Majeſtät des Sultans, wenn die Fremden „in keiner ſerbiſchen Stadt Türken anträfen. Wenigſtens aber „dürfen doch dieſe Türken, mit Ausnahme der Truppen des Weſſiers, „keine Waffen mehr tragen. Zudem ſind auch nunmehr die Frem„den unfähig, irgend unbewegliche Güter in Unſerem Lande zu be„ſitzen, was die Paſchas ihnen früher geſtatteten, um unſeren Druck „zu vermehren. Dieß ſind die Rechte, welche Wir durch den neuen „Hattiſcherif errungen ..... So laßt Uns denn dem Höchſten „danken und für Unſeren Sultan Mahmud und für den ruſſiſchen „Kaiſer Nikolaus Paulowitſch beten; unvergeßlich ſei uns auch das „Andenken der Grafen Neſſelrode und Stroganoff, welche zuerſt das „Cabinet von St. Petersburg mit den ſerbiſchen Angelegenheiten „bekannt gemacht haben! Auch Ribeaupierre dürfen Wir nicht ver„geſſen, beſonders aber nicht den Botſchafter Butenieff, deſſen Thätig„keit es gelungen iſt, Uns den jüngſten Hattiſcherif auszuwirken und „ſo Unſeren Streitigkeiten mit der Pforte ein Ende zu machen."

„Jetzt, da die Selbſtſtändigkeit Unſeres Vaterlandes eine di„plomatiſch anerkannte Thatſache iſt, muß es Unſer ſehnlichſter Wunſch „ſein, eine geregelte Staatseinrichtung zu erzielen. Laßt Uns die

„Einrichtungen der civilisirten Völker kennen lernen und dieselben „dann bei Uns nachbilden. Die Wichtigkeit einer solchen Angelegen„heit machte es Mir wünschenswerth, zu dieser Skupschtina zehn„mal so viel Leute zu berufen, als Ich hier versammelt sehe; allein „es wäre unmöglich gewesen, mitten im Winter, eine so große „Menschenmenge unterzubringen, und ihre Pferde würden, bei der „vorjährigen schlechten Ernte, kein Futter gefunden haben. Aus „diesen Gründen habe Ich die große Nationalversammlung auf „nächsten Georgentag verschoben: dann werden Wir Uns auf einer „schönen Fläche zusammenfinden, wo Wir Raum haben werden für „Unsere Zelte und Wieswachs für Unsere Pferde. Meine Brüder „und Herren, Ich berufe Euch für diesen Tag zusammen, an welchem „Ich Euch bezeugen werde, wie sehr Mir Euer zukünftiges Wohl „am Herzen liegt. In der Unmöglichkeit, voraus zu bestimmen, auf „welche Weise dasselbe dauernd begründet zu werden vermöge, be„schränke Ich Mich darauf, folgende Puncte, als welche Wir vor„zugsweise besprechen werden, hervorzuheben: die Organisation der „gesetzgebenden Gewalt, die Vertheilung der Steuern und die Ab„tragung der alten Diöcesanschuld, welche die im vergangenen Som„mer mit Uns vereinigten sechs Districte contrahirt haben. Um „jeden dieser Puncte zu erörtern, wollen Wir einen Staatrath er„nennen, welcher in sechs Ministerien, das des Inneren, der aus„wärtigen Angelegenheiten, der Polizei, der Finanzen, der Justiz „und der Volksaufklärung, zerfallen wird. Was die 147,000 Piaster „betrifft, welche unsere früheren Bischöfe der heiligen, großen Kirche „(der zu Konstantinopel) zu zahlen hatten, so wird es besser sein, „die ganze Summe mit einem Male abzutragen, um nicht mehr „die Interessen einzubüßen. Ueber alle diese Puncte, meine Herren, „muß Ich Euere Ansicht vernehmen und Euere Zustimmung ein„holen. Ihr mögt also bei Euerer Heimkehr Jedermann Meine „Pläne mittheilen; bis St.-Georgi werdet Ihr Zeit genug haben, „Euere Antwort zu überdenken und zu berathen; dann werden Wir „die Stimmen sammeln und Uns für den besten Vorschlag ent„scheiden. Ich habe Meine Pflicht gethan, thut nun die Eurige, „Stareschinen, und sagt Eueren jungen Leuten, daß sie frei ihre „Meinung äußern dürfen und nicht mehr im Verborgenen zu murren „brauchen. Jetzt gilt es, das, was Wir errungen, unversehrt zu „erhalten, indem Wir in den Augen der beiden Kaiser würdig der

„Huld des Einen und des Schutzes des Anderen erſcheinen, ſonſt „könnten Wir ſie Uns bald von Neuem entfremden und die Huld „in Zorn und den Schutz in Feindſeligkeit verkehren. Ihr dürft „Euch nur in nichtswürdige aufrühreriſche Umtriebe einlaſſen, das „iſt der ſicherſte Weg, um Unſer ganzes gegenwärtiges Glück und „Meiner Hände mühevolles Werk zu zerſtören. Gott behüte Uns „davor!" —

Dieſe letzten Worte, welche nicht ohne Verwunderung vernommen wurden, ſpielten auf den jüngſten Aufſtand der ſerbiſchen Rajas in Bosnien an, zu deſſen Unterdrückung Miloſch der Pforte behülflich geweſen war; es lag in dieſem hochmüthigen Undanke eines glücklichen Verſchwörers, der, ſobald er ſeinen Zweck erreicht, die Empörung als nichtswürdig bezeichnete, etwas Gehäſſiges, was die trügeriſchen Verheißungen des Fürſten nicht verwiſchen konnten. Die Kmeten, die Stareſchinen, die Bezirkskneeſen, die Gränzhauptleute, alle die ſtolzen Krieger, die ehedem ſeines Gleichen geweſen, ſahen einander ſtaunend an, mit entblößtem Haupte, ſchweigſam, als dauere die Rede noch fort. Wohlgefällig ſchaute Miloſch über die Menge hin, und nachdem er ſich eine Zeit lang an dem Schauder gelabt, den er einflößte, würdigte er ſeine Unterthanen eines Lächelns und geſtattete, als wäre er der hohe Prieſter des Heiligthums, in welchem er thronte, daß ſie ſich bedeckten; drauf ſprach er in väterlichem Tone: „Seid Mir willkommen, Freunde, genießt Ihr alle Frieden und Geſundheit?" Der Frieden ſollte nicht allzulange dauern, denn die Wuth kochte in der Tiefe der Herzen. Die Hofſchranzen allein brachten mit unerſchütterlichem Gleichmuth ein „Hurrah dem Hospodar, dem Vater des Volkes, der ſich für uns opfert und dem nur Gott vergelten kann!" Und der Erbe der Paſchas ſtieg von ſeinem Throne, miſchte ſich unter die Abgeordneten und drückte ihnen die Hände, indem er ſagte: „Nun friſch an's Werk, Ihr Brüder, die Abgaben müſſen nach Maßgabe des Eigenthums vertheilt werden; Wir wollen keine Subaſchis (Einſammler der Naturalabgaben) mehr, laßt Uns ſelbſt Unſere Zehnten beitreiben, und ihr Ertrag wird die Hälfte der Poreſa (Grundſteuer) decken." „Deine Pläne, o Herr, ſind vortrefflich" ſagten die Kmeten, in ihr Schickſal ergeben. Unter Gewehrſalven kehrte der Fürſt mit ſeinem Gefolge nach

seinem Konak zurück, wohin sich Tags darauf, den 2. Februar, die Skupschtina begab, um den Saum des Gewandes seiner Hoheit (svetlost) zu küssen und Höchstdemselben durch Georg Protitsch die Antwortsadresse der Abgeordneten auf die Thronrede überreichen zu lassen. Diese ängstliche Adresse wagte kaum, den Fürsten an sein Versprechen zu erinnern, daß er ein Gesetzbuch verleihen und nicht mehr nach seinem göttlichen Wohlgefallen richten wolle.

Am folgenden Tage versammelte sich die Skupschtina abermals, jedoch auf freiem Felde, um die Gesetzvorschläge vorläufig unter sich zu besprechen. Die Verhandlungen waren lebhaft und zogen sich bis in die Nacht hinein; der Fürst hielt in eigener Person den Sturm der Debatten aus, am nächsten Morgen aber beklagte er sich vor der Versammlung, daß man ihn unrecht verstanden, und vertagte die Berathungen bis auf nächsten St.-Georgi. Diese kleine Skupschtina hatte lediglich dazu dienen sollen, das Terrain zu untersuchen und die Beschlagnahme der gesammten socialen Gewalten von Seiten Dessen, der dieselben zu schirmen berufen war, vorzubereiten. Milosch hatte seinen Kmeten vorläufig die Art und Weise beibringen wollen, wie sie sich in Zukunft dem Erbfürsten gegenüber zu verhalten haben würden. Daß hier an keine Widersetzlichkeit zu denken sei, das bewiesen ihnen die Kanonen und Bajonette, welche künftig die Skupschtina überwachen sollten. Nachdem Milosch solchergestalt die Kneesen abgerichtet, ließ er die gelehrige Koppel los unter das Volk, damit sie dasselbe in der Folge als eine Beute des Todes ihm zu Füßen lege.

Der Fürst, der sein Land nur als ein ihm zur Benutzung überlassenes großes Gut betrachtete, durchzog alljährlich die Nahien in Angelegenheiten seines Viehhandels und suchte aus den Heerden seiner Unterthanen die schönsten Stücke heraus, für die er einen Spottpreis zahlte. Diese auserlesenen Schweine, Ochsen und Schöpse wurden nach Belgrad getrieben und in den geräumigen Ställen der Duane untergebracht, bis er sie für seine Rechnung auf die österreichischen Märkte zum Verkauf schickte. Um in jener Zwischenzeit die Fütterungskosten zu sparen, ließ er das Vieh auf der Belgrader Gemeindetrift weiden. Diese großen Weideplätze, welche sich längs der Sawe hindehnen, ge-

hörten ſeit Jahrhunderten der ärmeren Volksclaſſe; jede dürftige Familie hielt ſich dort ihre Kuh und einige Ziegen, deren Milch ihr zum Lebensunterhalt diente. Miloſch fand aber, daß dieſe Hutungsfreiheit ſeinen Schatz benachtheilige; er ließ daher die Weideplätze einzäunen und erklärte ſie für Krongut. Die Sawa-Mahala (Sawe-Vorſtadt), welche von dieſer neuen Domaine eingeſchloſſen war, ſollte verſchwinden, und ihre Bewohner erhielten Befehl, ihre Häuſer zu räumen. Indeſſen zögerten die Unglücklichen, in der Hoffnung auf eine Entſchädigung, bis zum folgenden Jahre; da kam Miloſch, um ſeine neue Erwerbung in Augenſchein zu nehmen, und als er die Mahala immer noch ſtehen ſah, rief er zornentbrannt ſeine Momken herbei, bot Bauern auf und ließ die 200 Hütten, aus denen die Vorſtadt beſtand, in Brand ſtecken. Weiber und Greiſe, welche ſo von den Flammen überfallen wurden, ſuchten wenigſtens einige Trümmer ihrer Habe zu flüchten, allein vergebens: die Feuerzungen, vom Winde angefacht, beleckten den Hügel, als wollten ſie ihn von dem Schmuz des menſchlichen Elends reinigen, damit er würdig würde, eine üppige fürſtliche Villa zu tragen. Miloſch, der bei dieſem grauſenhaften Schauſpiele zugegen war, feuerte ſeine Momken mit Gebärde und Stimme an. Umſonſt ſuchte Dawidowitſch ihn zurückzuhalten, umſonſt beſchwor er ihn: „Was werden unſere ſerbiſchen Brüder auf dem öſterreichiſchen Ufer ſagen, wenn ſie dieſe langen Häuſerreihen in Flammen ſehen?“ In der That glaubte man zu Semlin, die türkiſche Armee ſei zurückgekehrt, und ſchickte ſogleich Leute auf Kundſchaft aus. Die Bewohner Belgrads aber flüſterten ſchmerzerfüllt einander zu: „Laßt uns dieſe Schandthat vor den Deutſchen geheim halten, denn was würde man von uns denken, daß wir einen ſolchen Unmenſchen zu unſerem Herrn erkoren?“

Nachdem ſo der Fürſt das Ufer der Sawe geſäubert, erbaute er an ſelbiger Stelle ſeinen Sommerpalaſt und errichtete dabei Magazine für das walachiſche und ungariſche Salz, welches er in ungeheueren Maſſen aufgekauft hatte. Kurz darauf brach die ausgetretene Sawe in dieſe Magazine ein und ſpülte die Vorräthe des Geizhalſes fort; aber Miloſch achtete nicht auf dieſe Warnung des Himmels, vielmehr wurde er, indem er den gehabten Verluſt zu erſetzen trachtete, nur um ſo raubgieriger.

Er schnupperte überall nach Stänkereien umher und warf den Reichen Processe an den Hals, in Folge deren ihre Güter zum Vortheil des Staates eingezogen wurden, und der serbische Staat, das war Miloſch; denn seine Privatkasse und die Staatskasse waren Eins: beide wurden in einem und demselben Raume aufbewahrt und waren einem und demselben Intendanten anvertraut. Dennoch ist der preußische Reisende v. Pirch entzückt über diesen Fürsten, der — seiner Meinung nach — verhältnißmäßig weniger Steuern, als irgend ein anderer europäischer Souverain erhob und gleichwohl dem Staatsschatze beträchtliche Ersparnisse einbrachte, „weil er" — wie v. Pirch sich ausdrückt*) — „in hohem Grade sich auf die Kunst der indirecten Besteuerung versteht." Eine traurige Wahrheit! Um dieselbe Zeit klagten einige Patrioten in der Augsburger Zeitung: daß Miloſch den Serbiern weder die Gerichtshöfe, noch die Gesetze, noch den Senat und die Ministerien, die er verheißen, gewähre, und daß ihr Land mit neidischem Blicke zusehen müsse, wie das edle griechische Volk sich, alle Schwierigkeiten überwindend, den Weg des Fortschritts bahne. Die officielle Belgrader Zeitung, welche diese Worte sehr anstößig fand, erwiederte darauf: daß der serbische Fürst seit längerer Zeit ein ganz europäisches Streben an den Tag lege. Bald darauf erging sich auch, dem so gehässig verläumdeten Civilisationskünstler zum Troste, die preußische Staatszeitung — der dann die übrigen deutschen Blätter nachbeteten — in emphatischen Lobeserhebungen über seine Regierung.

Indessen war die so feierlich versprochene große Skupschtina an Georgi nicht zu Stande gekommen, worüber das Volk immer lauter murrte. Um aber doch die neuen Steuern bewilligt zu erhalten, sah Miloſch sich genöthigt, wenigstens ein Schattenbild von Volksversammlung aufzustellen, und zwar berief er sie auf den Tag der Verklärung des Heilands, indem er in seinem Umlaufschreiben ankündigte, daß alsdann Serbien sich, gleich dem Phönix, verklären und endlich seine gesetzliche Gestaltung erhalten werde. Am 1. Juni wurde diese kleine Skupschtina, welche aus den dem Fürsten ergebenen Beamteten, Serdaren,

*) Vergl. v. Pirch's Reise in Serbien Thl. II S. 97.

Kneeſen, Hauptleuten und Kmeten zuſammengeſetzt war, zu Kragujewatz mit feierlichem Gottesdienſt eröffnet, wobei der Metropolit über die Wonne des Friedens und die Vorzüge der Ordnung und des Gehorſams predigte. Darauf ſetzte Miloſch, von ſeiner Leibwache umgeben, der Verſammlung auseinander, daß er ſie berufen habe, um die Abgaben für das laufende Jahr feſtzuſetzen und die Angelegenheit in Betreff der Kuluks — d. i. der Frohnen, welche die Bauern den Hauptleuten und den Beamteten auf dem Lande zu leiſten haben — in Ordnung zu bringen. Das Volk verlangte zwar, die Kulutſchenje ſollte ganz abgeſchafft und anſtatt derſelben den Beamteten eine jährliche Entſchädigung gezahlt werden, allein die Mehrzahl der Abgeordneten mußte Miloſch's Vorliebe für die Einrichtungen der guten alten Türkenzeit beipflichten, und es ward demnach beſchloſſen, daß der Haratſch, die Poreſa und alle übrigen Abgaben nach wie vor einzeln erhoben werden ſollten. In Betreff des Kuluk wurden die Serdare beauftragt, darüber zu wachen, daß die Hauptleute den Bauern nicht mehr Frohntage anmutheten, als ihnen zukäme, und zugleich wurden die Frohnen auf bloße Feldarbeit — und zwar mit Ausſchluß der Erbauung von Mühlen, Gaſthäuſern oder Buden — beſchränkt. Ueber Verwaltungsangelegenheiten ward nichts beſtimmt, nicht einmal die Gehalte der Adminiſtrativbeamteten. Tags darauf ſtellte die Verſammlung dem Fürſten folgende Dankadreſſe zu: „Gnädigſter Hospodar! Wir haben die Urſachen, die Euch verhindert, an St.-Georgi die große Skupſchtina verſprochenermaßen zuſammenzuberufen, aus Ew. Herrlichkeit Munde vernommen und vollkommen gewürdigt. Wir ſehen ſelbſt ſehr wohl ein, daß die Zeit nicht günſtig iſt und daß die Umgeſtaltung unſeres Vaterlandes auf eine glücklichere Zukunft verſchoben werden muß. Darum willigen wir im Namen des Volkes ein, bis zur nächſten großen Skupſchtina, die Steuern nach dem bisherigen Fuße zu zahlen.“ Zum Beweis ſeiner Zufriedenheit geruhte der Fürſt, ſich noch einmal der Verſammlung zu zeigen, und als dieſelbe dann am dritten Tage verabſchiedet ward, ging ſie unter Segenswünſchen für den Vater des Vaterlands auseinander.

Zwei franzöſiſche Diplomaten, der aus Aegypten zurück-

kehrende Baron Bois-le-Comte und Graf Lanoue, Botschafts-secretair zu Konstantinopel, hatten den Sitzungen dieses Schein-Landtags beigewohnt. Laut der Belgrader Zeitung bewunderten sie vorzüglich die Raschheit der Berathungen im Vergleich zu der Langsamkeit der französischen Kammern, wo oft ein ganzer Monat über der Prüfung der Vollmachten der Deputirten verstreicht. Diese beiden Diplomaten, welche von ihrer Regierung beauftragt waren, sich mit Milosch's Hofe, seinem Lande und seinen Staatskräften bekannt zu machen, hatten mehre Nahien, unter Begleitung einer Ehrengarde und unter der unfreiwilligen Obhut des fürstlichen Dragomans, Zwjetko Rajewitsch — desselben, der auch den preußischen Officier v. Pirch allenthalben begleitete — durchreist. Es ist begreiflich, daß, da sie unter solchen Verhältnissen reisten, sie nichts als einstimmige Lobeserhebungen über den Fürsten hörten. Ihre Unterredungen mit Milosch wurden durch den ehemaligen Erzieher der fürstlichen Söhne, Herrn Zoritsch, den einzigen Menschen in Serbien, der leidlich Französisch sprach, vermittelt. Hierbei nun äußerte sich Milosch, dem russischen Czar zu Gefallen, so derb über Ludwig Philipp und seine Usurpation, daß der Dolmetscher, um Aergerniß zu vermeiden, sich genöthigt sah, diese Beleidigungen in Schmeicheleien zu übersetzen, welche die beiden Diplomaten mit tiefen Verbeugungen erwiederten. Dieselbe Mystification wiederholte sich bei mehren türkischen Paschas und Wessieren: mit diesen verständigte sich nämlich Milosch mittels des Alexa Simitsch, welcher bei seinen Verdolmetschungen die grobe Sprache seines Herrn möglichst abschliff und ihr zuweilen einen ganz entgegengesetzten Sinn gab. Eines Tages nun, als er mit Alexa unzufrieden war und ihn dieß fühlen lassen wollte, besuchte er den Wessier von Belgrad in Begleitung eines anderen Dragomans, der es, einfältiger Weise für seine Schuldigkeit hielt, den Sinn der Rede wörtlich wiederzugeben. Der Wessier konnte sich kaum von seinem Staunen erholen: eine solche gemeine Sprache kam ihm an dem Helden, der sich sonst immer so erhaben ausdrückte, ganz ungewohnt vor. Als endlich Milosch die Wirkung bemerkte, welche die wortgetreue Uebersetzung seiner Rede hervorbrachte, rief er den Dolmetscher von sich stoßend, aus: „Tölpel, was brauchst Du Dich so an

meine Worte zu halten! Flugs holt mir den Alexa." Miloſch's Leben liefert eine Menge ähnlicher Anekdoten, doch wir wollen hier keine Klatſchgeſchichte ſchreiben.

Der Fürſt hatte zwei ſeiner vollkommen würdige Brüder, Ephrem und Jowan. Dieſe hölliſche Dreifaltigkeit — wie das Volk ſie nannte — hatte, um einander nicht hinderlich zu ſein, Serbien unter ſich in drei Theile getheilt: Miloſch, der den Norden ausbeutete, war der einzige Handelsherr, der alleinige Grundbeſitzer am Donauufer; Ephrem's Gebiet ſtreckte ſich an der Sawe hin von Belgrad nach Schabatz; Jowan aber, ein dummer, ungeſchlachter Menſch, knechtete die ſüdlichen Bergbewohner. Aus einem einzigen Zuge ſieht man, weß Geiſtes Kind Jowan war: er hatte ſich in die Nichte eines Popen verliebt und wollte ſie durch ſeine Trabanten entführen laſſen; der Pope aber wehrte mit ſeinen Piſtolen glücklich den Angriff ab. Hierüber ergrimmt, machte der Hospodar eine doppelte Klage gegen ihn anhängig: zuerſt nämlich ließ er ihn von dem Diöceſanbiſchof zur Strafe der Bartſcheerung (d. h. der Entſetzung ſeines geiſtlichen Amtes) verurtheilen, weil er angeblich durch den Gebrauch weltlicher Waffen die prieſterliche Vorſchrift überſchritten; ſodann aber ward der unglückliche Pope auch überführt, durch thätliche Widerſetzlichkeit gegen die Staatsgewalt, ſeine Bürgerpflicht verletzt zu haben, und er wurde in Folge deſſen gerädert und gehangen. Ephrem, der häßlich, hinkend, ſchwächlich und gänzlich von der Natur vernachläſſigt war, konnte nicht, wie Jowan, der Wolluſt fröhnen. Bei ſeiner zurückgezogenen Lebensweiſe hatte er Muße gehabt, Leſen und Schreiben zu lernen, ja er verſtand ſogar Ruſſiſch und hatte ein abgeſchliffenes Benehmen; er war mit einem Worte, abgeſehen von ſeiner Unbedeutſamkeit, der Européer der Familie. Bei allem Dem war er aber nicht minder auf die Vergrößerung ſeines Vermögens bedacht. Seine Verwaltung war eine ununterbrochene Reihe von Erpreſſungen: ein großer Theil der Häuſer zu Schabatz und Belgrad war in ſeine Hände gekommen, indem er ihre Beſitzer gezwungen hatte, ſie ihm um ein Spottgeld abzulaſſen; wagte einer, es ihm abzuſchlagen, ſo ſetzte er ihm mit Proceſſen und Plackereien aller Art ſo lange zu, bis er allmählich zu Grunde gerichtet war. Jeder der drei Brüder hatte eine gewiſſe

Anzahl Leibhenker, unter denen Mitschitsch, der Aufseher an der Gränze von Stari-Wlah, der berüchtigtste war. Alle Kneesen, die man aus dem Wege räumen wollte und doch nicht gerade öffentlich hinzurichten wagte, wurden mit einem Auftrage in jenen Distrikt gesandt, wo sie von den Momken des Mitschitsch, die als bosnische Haiduken verkleidet waren, in den Gebirgspässen zusammengehauen wurden. So wurde der reiche Mladen ermordet, nach dessen Schätzen Milosch gelüstete. Diese Schlachtopfer wurden dann unter großen Ehrenbezeugungen in den Klöstern des Stari-Wlah und des Rudnikgebirges beigesetzt.

Mit bewundernswerther Schlauheit wußte Milosch die gemeinen Leute glauben zu machen, daß er in ihrem Interesse handle: ihrer Meinung nach verfolgte der Schreckensmann nur deßhalb die Großen, die nach einer Feudalherrschaft strebten, um das Glück der Armen zu begründen; er, die Zielscheibe der aristokratischen Schmähungen, war in ihren Augen ein Vater der Unterdrückten, ein Demokrat, ein Gleichmacher. Doch hatte Milosch, da er, wie alle Tyrannen, Phantast war, auch seinen Spaß daran, das arme Volk in Schrecken zu setzen. Bald lud er es zu einem Feuerwerke und ließ dann Raketen unter die Zuschauer fahren; bald verbot er — was namentlich zu Poscharewatz geschah — unter fürchterlichen Drohungen, während seiner Mittagsruhe, in der Nähe seines Konaks das geringste Geräusch zu machen; dann hätte man, wie die Serbier sagen, eine Mücke über die Stadt fliegen hören können. Mehrmals wollte er verlangen, daß seine Unterthanen, wenn sie bei ihm Audienz hätten, sich vor ihm niederwerfen und ihm den Fuß küssen sollten, eine Ehre, welche nur dem Sultan zukommt. Da das türkische Gesetz dem Raja verbietet, vor der Wohnung eines Paschas vorüberzureiten, so hielt sich der Fürst durch diesen muselmännischen Gebrauch für berechtigt, zu fordern, daß jeder Christ, wenn er vor seinem Konak vorbeikäme, bei Prügelstrafe, vom Pferde steigen solle, und die stolzen Hochländer waren dadurch genöthigt, einen großen Umweg zu machen, um dem verhängnißvollen Palaste auszuweichen. Seine Unzucht gab seinem Geize und seiner Rohheit nichts nach: um leichter die Kebsweiber, deren er überdrüssig war, loszuwerden, hatte er den jungen Leuten

von ſeiner Leibwache befohlen, nur aus ſeiner Hand ein Weib zu nehmen, und es erſchien darüber 1834 ein förmlicher Ukas. Sein Kuppler Abraham durchſtreifte von Zeit zu Zeit die Dörfer, ſuchte die ſchönſten Mädchen aus und führte ſie an den Hof, wo, wie er ſagte, der Fürſt für ihre Erziehung ſorgen würde; hatte er dann eine ſatt, ſo machte er ſie zur Ehrendame. Die Familien durften ſich noch glücklich ſchätzen, wenn Miloſch nicht auf der Stelle ſein Gelüſte zu befriedigen trachtete, wie z. B. auf einer Reiſe längs der Morawa geſchah, wo er ein Mädchen den Armen ihrer verzweifelnden Mutter entreißen und in ſein Zelt ſchleppen ließ. Der bei den Serben tief gewurzelte Gebrauch der Otmitza (Entführung der Geliebten durch ihren Liebhaber) konnte um ſo weniger mit einem Male ausgerottet werden, da er für den Armen, mit dem eine reiche Familie ſich zu verbinden verſchmähte, das einzige Mittel war, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Ein Landmann, welcher auf dieſe Weiſe ſich eine Frau verſchafft hatte, ward deßhalb vor den Fürſten geladen, der ihn mit einem derben Verweis wieder entließ. Einige Tage ſpäter aber erblickte dieſer die fragliche Frau, und die Frau war ſchön: ſogleich nimmt der ausſchweifende Tyrann die dem Manne gewährte Begnadigung zurück, ladet ihn abermals vor ſich, läßt ihn niederknieen und ſpaltet ihm mit einer Axt den Schädel.

Oft ſah man ihn, nachdem er Gericht gehalten, in eigener Perſon an der Henkersarbeit Theil nehmen. Ein Unglücklicher, der, des Diebsſtahls angeklagt, nach Kragujewatz gebracht worden war, wurde von dem Fürſten in's Verhör genommen, und da dieſer ihn durch Schläge nicht zum Geſtändniß bringen konnte, verlor er die Geduld und ſchlug ihm höchſteigenhändig den Kopf ab. Eines Tages ſah er auf dem Marktplatz von Belgrad einen Serbier ſich mit einem türkiſchen Kaufmanne zanken; er war entrüſtet, daß einer ſeiner Unterthanen ſo weit die Pflichten der Gaſtfreundſchaft hintanſetzte, ſtürzte auf ihn los, trat ihn mit Füßen und ſtampfte ihm mit ſeinen eiſenbeſchlagenen Stiefeln den Kopf ein. Ungeachtet der gnädigen Aufnahme, welche in der Regel Fremde bei ihm fanden, wußte ſich doch Miloſch denſelben gegenüber nicht immer im Zaume zu halten, und vor Errichtung des öſterreichiſchen Conſulats wurde mancher

aus Ungarn herübergekommene Serbe mit ausgerissener Zunge oder abgehauenen Armen zurückgeschickt. Selbst sein Minister des Auswärtigen, der biedere Dawidowitsch, war nicht vor der Gewaltthätigkeit dieses seltsamen Souverains sicher. Eines Tages, als dieser Minister ihm einige Vorstellungen machte, hätte Miloſch ihn im Zorne fast getödtet, und als er wieder zur Vernunft gekommen war, begnügte er sich damit, ihn, gleichsam aus Gnade, in ein Gefängniß zu werfen, aus welchem er ihn später nur deßhalb erlöste, weil er seine Dienste durchaus nicht entbehren konnte. Er haßte vorzugsweise seinen Minister des Inneren, Georg Protitsch, und seinen Kriegsminister Wutschitsch Perrischitsch: den ersteren wegen seines Reichthums, welchen er, wie der habsüchtige Tyrann ihm Schuld gab, nicht auf rechtliche Weise erworben haben sollte, den anderen aber wegen der allgemeinen Liebe, die er beim Volke genoß, und wegen des kriegerischen Ruhmes, mit welchem er sich bedeckt hatte. Mehrmals hatte er ihm nach dem Leben getrachtet, allein der Held war stets bewaffnet, und die kühnsten Meuchelmörder wagten sich nicht an ihn, wenn sie die Pistolen in seinem Gürtel erblickten. Miloſch spöttelte oft darüber, daß er, obschon Minister, immer noch wie ein Haiduk gekleidet und bewaffnet einhergehe, worauf der gefürchtete Wutschitsch lächelnd erwiederte: „Verzeihen Ew. Hoheit, aber ich bin furchtsamer Natur.“ Alle diese und noch viele andere Thatsachen werden noch jetzt von Serben an öffentlichen Orten und in engeren Kreisen besprochen. Wir haben diese traurigen Mittheilungen an Ort und Stelle und von Gewährsmännern erhalten, in deren Wahrheitsliebe wir keinen Zweifel zu setzen Ursache haben.

Auf die Ausschweifungen im Privatleben folgte das klägliche Puppenspiel des öffentlichen Lebens. Die Nahia von Smederewo hatte sich 1825 empört, Miloſch aber hatte den Aufstand unterdrückt und beredete nun die Kmeten von Kussadak, Selewatz und anderen Dörfern, daß sie hülfeflehend an seinen Hof kommen und aussagen sollten, wie sie, seit jener Empörung gegen ihren theuren Vater, von Gott verflucht und ihre Felder unfruchtbar wären. Sie beschworen öffentlich den vom Himmel geliebten Fürsten, daß er ihnen von dem Höchsten Verzeihung auswirken und ihre Felder von Neuem segnen möchte,

was er denn auch, in Gegenwart des Metropoliten zu Paſchina-Palanka that. Da nun auch die übrigen Ortſchaften der Nahia ſich dieſelbe Gnade ausbaten, damit die Landplage aufhöre, welche der Himmel in Gemäßheit des fürſtlichen Zornes über dieſe Gegenden verhängt habe, ſo fuhr Miloſch in einer mit religiöſen Abzeichen bewimpelten Barke die Morawa hinab. Die ganze Bevölkerung von Smederewo und den benachbarten Diſtricten erwartete ihn in dem Dorfe Oſeronitza, wo der Fürſt am 29. April 1834 landete. Ehe noch ſeine Barke am Ufer befeſtigt war, wurde ſie von denen, welche dieſe ſchmachvolle Scene veranſtaltet hatten, mitten durch die überſchwemmten Wieſen, wo man bis an die Kniee im Waſſer wadete, im Triumphe auf den Schultern nach der Kirche getragen. Jungfrauen in ihrem ſchönſten Staate ſtreuten Blumen auf den Weg des Fürſten, vor welchem der Metropolit Peter mit Kreuz und Banner voranſchritt. Derſelbe Prälat hielt nach beendigter Meſſe eine lange Predigt über das göttliche Recht der Fürſten und über die Pflicht, ihren unausweichlichen Befehlen Folge zu leiſten. Darauf erhob ſich Miloſch und ſprach: „Ich verzeihe Euch allen, die Ihr Euch gegen das Vaterland und Mich vergangen habt: von nun an laßt uns wie Brüder uns lieben!“ — „Und das ganze Volk weinte vor freudiger Rührung und Liebe,“ — laut Staatszeitung.

Das Feſt der Verklärung war vergangen, ohne daß Serbien, der fürſtlichen Verheißung gemäß, ſich verklärt hatte. Alle Reformfragen waren bei Seite geſchoben, und die Beamteten, lediglich befliſſen, um jeden Preis den Status quo zu erhalten, ermahnten das Volk zur Geduld und prägten ihm ein, wie abſcheulich die Auffäſſigkeit ſei, welche Gott ſo ſichtbarlich verdamme, indem er den Fluren der Aufrührer den Ernteſegen verweigere. Unterdeſſen aber wurde, da allmählig das Monopol des fürſtlichen Kaufmanns die verſchiedenen Handelszweige verſchlang, die Entrichtung der Abgaben immer ſchwieriger, und das Murren der Leidenden ſteigerte ſich zum Wuthgeſchrei. Miloſch fing an, beſorgt zu werden, und verbot daher durch ein Ukas den Bürgern, in Zukunft öffentlich mit Waffen zu erſcheinen, das Recht des Pulverkaufs aber wurde von nun an nur einigen Kaufleuten, die ſein Vertrauen beſaßen, zugeſtanden.

Trotz dieser unzulänglichen Vorsichtsmaßregeln würde der Zorn des Volkes unfehlbar losgebrochen sein, hätte er sich nicht plötzlich in Rührung aufgelöst. Es verbreitete sich nämlich die Kunde von der Krankheit Milan's, Miloſch's Erstgeborenen und des einzigen Gliedes der fürstlichen Familie, welches durch seine liebenswürdigen Eigenschaften sich die allgemeine Liebe erworben hatte. Dieser junge Mann, der einige Monate zuvor bei seiner Rückkehr aus Ungarn so freudig bewillkommnet worden war, hatte von den magyarischen Bällen und Festen eine bedenkliche Brustkrankheit mitgebracht; der Doctor Steitsch wurde zu seiner Behandlung von Semlin nach Poscharewatz berufen, und so lange das Leben des Prinzen in Gefahr schwebte, streckte das Volk, das seine ganze Hoffnung auf ihn gesetzt hatte, die Hände gen Himmel und beugte sich demüthig unter's Joch. Indem Miloſch auf diese Weise in der Liebe, welche sein muthmaßlicher Thronerbe einflößte, einen Schutz fand, konnte er nach wie vor sich seinen Launen hingeben, seine Gemahlin mißhandeln, die Töchter seiner treuesten Diener entehren und seine Lieblinge, deren er überdrüssig geworden, in's Wasser werfen lassen. Alle diese Abscheulichkeiten hinderten aber den serbischen Despoten nicht, täglich so lange wie nur irgend ein Pfaffe zu Gott zu beten.

Kaum war der Erbprinz genesen, so nahm das Volk seine drohende Miene wieder an; man sprach wieder von Reformen und wollte den alten Fürsten zwingen, die versprochenen Gesetze zu verleihen. Alle einflußreichen Serbier verbanden sich zu diesem Zwecke; allein der Doctor Steitsch, der das Vertrauen der Kneesen besaß, widerrieth ihnen, Gewalt zu brauchen, und sie überreichten daher in Aller Namen dem Fürsten eine Bittschrift, welche mit Verachtung zurückgewiesen wurde. Die verbündeten Kneesen, denen diese Aeußerung ihres Patriotismus das Leben kosten konnte, mußten auf ihre Rettung bedacht sein und zerstreuten sich, obschon es mitten im Winter war, in die Nahien, um ihre Angehörigen und Anhänger zu bewaffnen. Die Bürger von Jagodina, tausend an der Zahl, griffen zuerst, auf den Ruf ihres Kneesen Mileta Radoïkowitsch und des Senators Awram Petroniewitsch, zu den Waffen. Zugleich rückte Miloſaw Reſſawatz mit einem starken Heerhaufen auf Kragujewatz los, woselbst am 7. Januar 1835 auch alle übrigen

Anführer von verſchiedenen Seiten her eintrafen. Mit Anbruch des folgenden Tages hielten 15,000 bewaffnete, ſiegreiche Bürger in aller Ruhe in der kleinen, vom Hofe verlaſſenen Hauptſtadt ihren Einzug. Miloſch war in der erſten Beſtürzung gegen die Walachei hin entflohen; eine Heeresabtheilung, welche er unter dem Befehl des Gouverneurs von Smederewo, Jowantſche Spaſitſch, gegen die Rebellen ſchickte, ging, ihrem Anführer zum Trotze, zu den Patrioten über. Wutſchitſch, der in ſeiner Eigenſchaft als Kriegsminiſter den fürſtlichen Palaſt und die Staatskaſſe bewachte, begab ſich am 9. Januar in das Lager des Volkes, wo er zum Dictator ausgerufen werden ſollte. Zwar wollte jetzt der Hauptmann der fürſtlichen Leibwache, Peter Tutzakowitſch mit ſeiner Artillerie und 1500 Mann Kerntruppen gegen Wutſchitſch marſchiren, alleine ſeine Kanoniere weigerten ſich, auf das Volk zu feuern. So ſchloſſen denn beide Theile einen Waffenſtillſtand, und die große Skupſchtina wurde eröffnet. Faſt einſtimmig verlangte man die Abſetzung Miloſch's. Der wuthentflammte Georg Protitſch ſuchte ſogar die Verſammlung zur Vertreibung der ganzen Familie Obrenowitſch zu vermögen, allein die Alten, welche wohl wußten, was es koſte, eine Dynaſtie zu gründen, entſchieden ſich dahin, daß man die, welche ſie ſo theuer erkauft, beibehalte.

So ſtanden die Sachen, als am 19. Januar der Miniſter Dawidowitſch die fürſtliche Reſidenz Poſcharewatz verließ, um ſich in den Schooß der Verſammlung zu begeben. Bei ſeiner Ankunft in dem Nationallager zeigte er Briefe auf, welche, wie Miloſch vorgab, aus Rußland eingetroffen ſein ſollten und worin der Czar ſeine Bereitwilligkeit erklärte, den Fürſten mit Heeresmacht zu unterſtützen; zugleich aber las auch der Miniſter ein Schreiben vor, welches den Serbiern eine vollſtändige Amneſtie und alle von den Kneeſen beanſpruchten ſtaatsbürgerlichen Freiheiten zuſicherte. Dieſe Zugeſtändniſſe des Fürſten machten einen beruhigenden Eindruck auf die Empörer, und die Furcht vor den Ruſſen beſtimmte ſie vollends, Miloſch zurückzurufen. Am 24. Januar kehrte der Fürſt, nachdem ihm die Sicherheit ſeiner Perſon verbürgt worden war, nach Kragujewatz zurück; nicht „triumphirend," wie die deutſchen Zeitungen meldeten, ſondern in aller Demuth, ohne Kanonen und Bajonette. Wutſchitſch, als Prä-

sident der Versammlung, empfing ihn mit bitteren Vorwürfen, auf welche Miloſch ſchluchzend erwiederte: „Bruder, ich weiß wohl, daß das Volk mich verabſcheut; ſuche es alſo zu beſänftigen, ſo werde ich Alles thun, was es verlangt.“ Das Volk, durch ſolche Beweiſe von Reue gerührt, forderte nichts weiter als eine Verfaſſungsurkunde und erklärte, daß es dieſelbe den nächſten 2. Februar abholen werde, worauf die Verſammlung auseinanderging. Laut der officiellen Zeitung richteten dieſe Tauſende von Menſchen auf ihrem Hin- und Rückwege nicht die geringſte Unordnung an, obgleich ſie ſich ganz überlaſſen waren und nur ſelbſtgewählte Führer hatten. „Ja,“ — ſo ſagten uns die Landleute, die wir über dieſe Begebenheiten fragten — „wir haben in Gärten campirt, ohne auch nur eine Zwiebel uns anzueignen, obgleich wir ausgehungert und ohne Lebensmittel waren.“

Es iſt nicht unintereſſant, zu ſehen, wie die officielle Zeitung dieſen Sieg des Volkes darſtellt. „Miloſch“ — ſagt ſie — „hatte ſich, dem Wunſche des Sultans Folge leiſtend, auf „der Donau eingeſchifft, um ſeine Hoheit in Konſtantinopel zu „beſuchen; allein die Stareſchinen hatten, in ihrer Angſt über „die Abreiſe ihres Vaters, das Volk verſammelt und waren am „7. Januar in bunter Verwirrung nach Kragujewatz geeilt, mit „dem Rufe: „„Wir laſſen unſeren vielgeliebten Fürſten nicht von „„uns, er muß ſich dem Vaterlande erhalten!““ Und der Fürſt „hatte geruht, zu verſichern, daß er bleiben werde, um der gro„ßen, die Wiedergeburt des Volkes bezweckenden Skupſchtina „vorzuſtehen.“ — So ſchreiben die Höfe ihre Geſchichte. Der Bericht der Augsburger Zeitung iſt, obſchon ebenſo unwahr, doch geſchickter abgefaßt. Dieſemnach wäre der ſerbiſche Aufſtand das Werk der Großen geweſen, welche die Feudalrechte der Spahis zu erben und ſo den walachiſchen Bojaren gleichgeſtellt zu werden hofften, indeſſen aber, in ihren ariſtokratiſchen Erwartungen getäuſcht, ſich empörten, um mit Gewalt das an ſich zu reißen, was ihnen nicht gutwillig zugeſtanden ward; nun hätte das Volk für den Fürſten Partei ergriffen, und dieſer, nachdem er die ſerbiſchen Magnaten väterlich ausgezankt, hätte ſich von ihnen wiederum den Eid der Treue leiſten laſſen, und ſo wäre Alles vergeben und vergeſſen geweſen. „Kein Haar“ —

[illegible]

[illegible] Verbesserung [illegible]

[illegible] Verbesserung [illegible]

[illegible] Verbesserung [

„hier den unwandelbaren Bestimmungen des geschriebenen Gesetzes un„terworfen und nicht mehr der Willkür und dem Ermessen des Rich„ters anheimgestellt ist..... Indem Ich den Haratsch, den „Tschibuk, die Heiraths-, Mühlen-, Branntweins- und Eichelmäst„ungssteuer, den Kukurutz- (Mais-), Hafer-, Honig- und Wein„zehnten und alle Frohnen abschaffe, glaube Ich, Alles in Allem „halbjährlich eine Steuer von drei Thalern von jedem Kopfe ver„langen zu können. Was die Vertheilung dieser Last betrifft, so „wird dieß in Zukunft nicht mehr Meine Sache, sondern die der „Ortsvorsteher sein. Weder meine Regierung noch sonst Jemand „wird in Zukunft den Gemeinden ihre Waldungen und Triften ent„ziehen, vielmehr soll das Volk, da es die Abgaben davon entrich„tet, nun auch sein volles Recht daran haben, kein Dorf aber soll „in Zukunft den Brüdern aus einem anderen Dorfe den Mitgenuß „seiner Gemeindegüter versagen."

„Zur Sicherung der persönlichen Freiheit und der Unantast„barkeit des Eigenthums, so wie zur Feststellung der Rechte und „Pflichten des Fürsten, der Staatsdiener und der einzelnen Bürger, „verleihe Ich den Ustaw (Verfassungsurkunde), der Euch sogleich „verlesen werden soll. Wir werden Alle gegenseitig, der Fürst den „Staatsdienern und dem Volke, das Volk den Staatsdienern und „dem Fürsten, schwören, diese Verfassungsurkunde so heilig zu hal„ten, als wäre sie ein Evangelium, und Niemanden, ohne Zustimm„ung der Nationalversammlung, welcher meine Minister verant„wortlich sein werden, auch nur eine Sylbe daran ändern zu lassen."

Nach dieser Rede erhob sich Dawidowitsch mit strahlendem Antlitz und entfaltete die serbische Verfassungsurkunde *), das Werk seiner Hände, die erste französische Pflanzung in den Wäldern der Türkei. Diese Verfassung hatte nur einen Fehler: daß sie nämlich — was ein Ding der Unmöglichkeit ist — die Regierungsformen des neueren Europas mit dem altorientalischen Wesen zu vereinbaren suchte. Es war am 3. Februar (a. St.) 1835, wo der Ustaw von Ephrem Obrenowitsch, im Namen der des Schreibens unkundigen fürstlichen Durchlaucht, ingleichen von dem Sowjet, den Kirchenoberhäuptern und allen Abgeordneten der Skupschtina unterzeichnet ward. Miloſch schwor, das

*) Vergl. Possart a. a. O. S. 185.

Antlitz gen Oſten gerichtet und die Hand auf's Crucifix, im Namen der heiligen Dreieinigkeit, dem neuen Geſetze gehorſam zu ſein und hinfüro die Freiheit der Perſon und die Unantaſtbarkeit des Eigenthums zu achten. Darauf ſchwor auch das Volk, indem es drei Finger gen Himmel ſtreckte, unter Freudenthränen, treu an der Verfaſſung zu halten. Nach dieſer Feierlichkeit begab ſich die Verſammlung, die Biſchöfe an ihrer Spitze, in die Kirche, zur Verrichtung des Dankgebetes, während deſſen der Uſtaw auf dem Nalon (Opferaltar) am Fuße des Kreuzes und der Ikonoſtaſe niedergelegt war; denn ſo, glaubte man, würde die Verfaſſungsurkunde durch das Siegel der Gottheit bekräftigt und, gleich dem moſaiſchen und jedem orientaliſchen Geſetze, geweiht aus dem Allerheiligſten hervorgehen. In ſeiner Predigt, über den Text: „das Geſchehene iſt geſchehen und Alles wird neu ſich geſtalten," pries der Metropolit Peter Serbien, welches, Dank dem von Gott erkorenen Fürſten, durch den Uſtaw umgewandelt ſei, und zeigte, wie die Kirche — darunter verſtand er das Vaterland — endlich durch eine Verfaſſung, wie ſie kaum ein civiliſirtes Volk aufzuweiſen hätte, von ihren langen Leiden geneſen.

Daſſelbe Volk, welches einige Tage zuvor ſich wie ein aus der Arena entſprungener Löwe geberdete, war wieder ſanft wie ein Lamm geworden. In der Frühe des folgenden Morgens begab ſich die ganze Skupſchtina, das Nationalbanner voran, zum Fürſten, um ihm, im Namen der drei Claſſen der Geſellſchaft, des Landmannes und der Kaufleute, der Prieſter und Gelehrten oder Geſetzkundigen, der Krieger und Staatsbeamten, drei ſymboliſche Geſchenke zu überreichen. An der Spitze derjenigen Abtheilung, welche dem in Frankreich ſogenannten dritten Stande entſpricht, in Serbien aber für den erſten gilt, ſtand ein Kmet, der auf weißem Kiſſen eine goldene Schaale mit Hleb-ſol (Brot und Salz, — bei den Slawen ein Sinnbild der Unterwürfigkeit und zugleich der Gaſtfreiheit) trug. Darauf überbrachte der Senator Mileta Radoïkowitſch, im Namen der ihm ſich anſchließenden Junaks (Kriegshelden), einen prachtvollen mit Brillanten beſetzten Säbel, 10,000 Thaler an Werth, und mit der Inſchrift: „Seinem Fürſten Miloſch I das dankbare Serbien." Endlich nahte, von den Biſchöfen und

der ganzen Klerisei umgeben, der Metropolit mit einem herrlichen goldenen Kelche, als Sinnbild des Entzückens und des Heils, welche der Ustaw spende, und hinter ihm drängten sich 10,000 freudetrunkene Abgeordnete. Bei diesen Zeichen inniger Verehrung vergoß Miloſch Thränen der Rührung: er schnitt ein Stück von dem ihm dargereichten Brote ab, tauchte es in das Salz und aß es; dann nahm er aus der Hand des Metropoliten den mit goldperlendem Wein gefüllten Kelch und leerte ihn in einem Zuge — „indem er ihn in der Luft umdrehte, damit auch kein Tropfen ihm entgehe," sagt die officielle Zeitung — auf des Volkes Wohl, gleich als dürste ihn nach diesem Getränke, welches die Liebe des Volkes bedeutete.

So schien die ganze Nation aus dem Grabe auferstanden und zu neuem Leben erwacht; ihre Vertreter, die, von der Schreckensherrschaft erlöst, wieder hochherzig aufstrebten, fürchteten keinen Kaiser mehr und glaubten sich im Stande, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, ja schon sprachen sie davon, die Rajas der Türkei in Schutz zu nehmen. Nie noch hatte der serbische Nationalgeist sich so stolz und glühend offenbart. Der Mann aber, der ihn auf diese Weise in's Leben zurückgerufen, Dawidowitsch, sollte bald genug für seine Kühnheit büßen.

Dawidowitsch, aus Semlin gebürtig, hatte in den Jahren 1810 bis 1820 zu Wien die alleinige Redaction der ersten Zeitung in serbischer Sprache besorgt. Dieses Blatt, reich an merkwürdigen Nachrichten über die früheren und gegenwärtigen literärischen und politischen Zustände Serbiens, erschien unter dem Schutze der österreichischen Regierung, welche sich schmeichelte, durch seine Dienstleistungen, auf Kosten der Russen, die damals noch nicht an der Donau festen Fuß gefaßt hatten, das Protectorat über Serbien zu erwerben. Durch anhaltende Beschäftigung mit der Pariser Tagesliteratur war der serbische Publicist in Gesinnung und Denkart ganz Franzose geworden. Er hatte, um die Herausgabe der Zeitung, die er bis nach Slawonien, ja bis in die Türkei hinein, versandte, fortsetzen zu können, seinem Vaterlande bedeutende Geldopfer gebracht, und da ihm nach dem Befreiungskriege nicht die gehoffte Entschädigung zu Theil ward, mußte er Schulden halber aus Oesterreich flüchten und bot nun der serbischen Regierung, trotz ihres Un-

danks, ſeine Dienſte an. So war denn der unglückliche Dawidowitſch gezwungen, ſeine literäriſche Laufbahn aufzugeben, er war es ſeinen drei Kindern ſchuldig und ſeiner Gattin, einer liebenswürdigen, geiſtreichen Griechin, deren treue Anhänglichkeit gar manchmal ſeinen ſinkenden Muth emporrichtete. Von nun an mußte er für ſeinen Lebensunterhalt arbeiten, und er ließ ſich zu dieſem Zwecke in Belgrad als Notar nieder. Die wenigen unterrichteten Männer, die Serbien zählte, erkannten bald ſeinen überwiegenden Geiſt und zogen ihn bei jeder Gelegenheit zu Rathe; er wurde das Orakel der Nation. Aber der kühne Reformator wagte nicht immer, ſich gegen den Despoten zu ſtemmen; denn er war Gatte und Vater und wollte die Zukunft ſeiner Kinder ſichern. Dawidowitſch ſuchte zwiſchen Miloſch und dem ſerbiſchen Volke die Mitte zu halten; er wollte dieſem ſeine Freiheit erringen, ohne jenem zu nahe zu treten. Sein ernſtes, beſcheidenes Weſen flößte Miloſch Achtung ein, und oft gelang es ſeinem ruhigen Blicke, die Ausbrüche der Tyrannenwuth zu dämpfen. Von Pirch bemerkt in ſeiner Reiſebeſchreibung, daß alle übrigen Miniſter in dem Konak des Fürſten wohnten, als wären ſie nur ſeine erſten Bedienten; Dawidowitſch allein hatte ſeine eigene Wohnung, er allein wußte durch ſeine Charakterfeſtigkeit ſich eine unabhängigere Stellung zu erringen. Darum wollte auch die Nation, als ſie, für einen Augenblick wieder in Beſitz ihrer Souverainetät gelangt, eine geſchriebene Verfaſſung begehrte, deren Ausarbeitung keinem Anderen, als dieſem redlichen Patrioten anvertrauen. Aber die ruſſiſchen Agenten in Stambul und der Walachei durchſchauten bald, worauf der Verfaſſer der ſerbiſchen Charte hinarbeite, und ſuchten Miloſch gegen ihn einzunehmen. So ſank Dawidowitſch bald von dem Range eines Premierminiſters zu dem eines bloßen Senators herab. Eines Tages, als der Tyrann, um ſeinen perſönlichen Groll an ſeinem Exminiſter Georg Protitſch auszulaſſen, demſelben, gegen alle Rechtsform, ſiebenzig Stockſchläge aufzählen ließ, ſtellte Dawidowitſch, über den Anblick des zerfleiſchten Rückens ſeines Collegen empört, den der Execution beiwohnenden Fürſten zur Rede und rief ihm die von ihm beſchworene Verfaſſungsurkunde in's Gedächtniß. Miloſch, der dieß übel aufnahm, ließ ihn zum dritten Male in Ketten

legen, und als er nach drei Monaten loskam, ward er durch ein Ukas aus dem Senate entfernt und nach Smederewo verbannt. Dort, von seiner mit eigenen Händen erbauten Hütte aus, mußte Dawidowitsch mit blutenden Herzen zusehen, wie Milosch nach und nach alle Freiheiten Serbiens vernichtete. Er hatte immer den Wunsch gehegt, eine Reise nach Frankreich zu unternehmen, um sein Land durch die Erfahrungen, die er dort würde sammeln können, zu bereichern; doch dieser Trost ward ihm versagt; sein Leben war jetzt nur noch ein langes Ringen mit dem Tode. Er faßte noch den Entschluß, nach Montenegro zu entfliehen, allein auch zu dieser kurzen Reise fehlten ihm die Geldmittel, ihm, der so viele Jahre lang alle Staatskassen unter seinen Händen gehabt hatte. Als im Jahre 1838 Rußland sich endlich gegen Milosch und zu Gunsten des Volkes erklärte, schien Dawidowitsch neu aufzuleben. In der Voraussicht, daß Serbien dasselbe Schicksal wie den moldo-walachischen Fürstenthümern bevorstehe, wünschte er nichts sehnlicher, als sich nach Stambul zu dem französischen Botschafter zu begeben, um ihn von der wahren Lage der Dinge zu unterrichten; doch schon war es zu spät; moralische Leiden hatten den kräftigen Körperbau langsam untergraben. In seinen Fieberphantasieen nannte Dawidowitsch noch mit brechender Stimme die Namen Roussin und Ludwig Philipp und dazwischen Butenieff und Nikolaus; er starb im April 1838 in einem Alter von 48 Jahren. Er hatte zu eifrig an Reformen gearbeitet, für die sein Land noch nicht reif war, und wurde am Ende von der Last seiner Aufgabe erdrückt; so starb er, den schmerzenvollen Blick gen Frankreich gerichtet, das ihm in jeder Beziehung so herrlich erschien.

Ein ebenso talentvoller als ehrgeiziger junger Mann, Namens Iwanowitsch, Sohn eines Popen in Syrmien, war an Dawidowitsch's Stelle getreten. Als fürstlicher Geheimsecretär schrieb er in Milosch's Namen an die Höfe von St. Petersbourg, Konstantinopel und Wien und schilderte ihnen die Gefahr, die ihnen drohe, wenn sie an den Gränzen ihrer Staaten einen revolutionären Vulkan, ein kleines Frankreich, aufkommen ließen, welches über lang oder kurz ihren Unterthanen die Köpfe verdrehen würde. Die Höfe ließen sich leicht bereden und versprachen, Milosch zur Abschaffung der beschworenen Ver-

faſſung hilfreiche Hand zu leiſten. Umſonſt drohte der gefürchtete Wutſchitſch dem eidbrüchigen Fürſten mit dem Zorne des Volkes; kaum waren ſechs Monate ſeit der conſtituirenden Verſammlung verfloſſen, als Miloſch's Agenten die Dörfer durchſtreiften und die Einwohner nöthigten, ihnen alle gedruckten Exemplare der Verfaſſungsurkunde auszuhändigen. Von allen Seiten wurden ſo die Exemplare dem Fürſten zugebracht, der ſie, als ein Machwerk der gottloſen Lateiner, den Flammen preisgab. Wie ſorgfältig ſie auch verſteckt werden mochten, die fürſtliche Polizei ſpürte ſo unermüdlich nach, bis auch das letzte Exemplar aufgefunden und in Aſche verwandelt war.

Mit Anfang des Jahres 1836 waren die Häupter der Oppoſition aus dem Senate verdrängt und durch friedſame, gefügige Höflinge erſetzt worden. Iwanowitſch, der ſeinem Vorgänger nicht einmal ſeinen früheren Ruhm gönnen wollte, beklagte ſich in der Belgrader Zeitung bitterlich darüber, daß die deutſchen Blätter den Dawidowitſch als die Seele der ſerbiſchen Regierung angeſehen hätten; ja er ſcheute ſich nicht, den ehemaligen Miniſter in ſeiner Einſamkeit ſchmählich zu zwingen, daß er ein officielles Schreiben unterzeichnen mußte, worin er dem Fürſten ſeine Dankbarkeit für die ſeiner Familie gewährte Unterſtützung ausdrückte und ſich von den Rebellen von 1835, beſonders aber von dem ſerbiſchen Lelewel, Georg Protitſch, deſſen Umwälzungspläne und republikaniſche Frechheit er verdammen mußte, förmlich losſagte. Georg Protitſch war eben damals nach Semlin geflüchtet: er hatte, ſo lange es nur galt, den Stockſchlägen der fürſtlichen Schergen zu trotzen, Stand gehalten, da er immer noch hoffte, mit ſeinen Anſichten durchzudringen; jetzt aber drückte Miloſch, ungeachtet der gelobten Amneſtie und des Friedenskuſſes, den er den Häuptern des letzten Aufſtandes gegeben, unverhohlen ſeine Abſicht aus, dieſelben ſammt und ſonders zu vertilgen; ja es ging ſogar das Gerücht, er habe 500,000 Piaſter unter den Divan austheilen laſſen, damit das türkiſche Cabinet ſeine Gewaltthat gutheißen möchte. Protitſch wurde nach Poſcharewatz vorgeladen, da er jedoch fürchten mußte, unterwegs in dem Engpaſſe von Grotzka, wo die auflauernden fürſtlichen Momken ſchon manchen dem Hospodar verdächtigen Kneeſen mit ihren Büchſen in die Donau hinabſpedirt hatten, erſchoſſen zu werden,

behielt er sich vor, Serbien in glücklicheren Zeiten wiederzusehen, und gab seinen Genossen das Signal zur Auswanderung.

Die Nation war wieder in dumpfe Knechtschaft versunken; das Jahr 1836 war für sie ein Trauerjahr. Der Name Serbiens findet sich in der officiellen Zeitung nur selten mehr erwähnt, und des von Miloſch beherrschten Landes wird nur in sofern gedacht, als es Illuminationen und Festlichkeiten, die die Städte dem durchreisenden Fürsten zu Ehren angestellt, zu beschreiben gilt. Fürst Metternich schickt ihm im Namen Kaiser Ferdinand's Ordenszeichen, dieß giebt Anlaß zu neuen „Nationalfreuden." Ein anderes Mal kommen sechs bespannte Kanonen, ein Geschenk der hohen Pforte, auf der Donau bei Kladowo an, werden von da, unter lautem „Volksjubel," nach Kragujewatz geschafft und am Eingange des fürstlichen Palastes als Wehr aufgestellt. Alle alten Mißbräuche kamen wieder zum Vorschein. Miloſch betrachtete den Staat als ein großes Landgut und das Volk wie eine Heerde, deren Hirt und Eigenthümer er sei. Die Millionen, welche ihm die jährliche Schur seiner Unterthanen — denn so kann man es nennen — einbrachte, wurden in seinem Namen, als wäre es sein eigenes Geld, in die Wiener Bank auf Interessen gelegt. Er hatte den ganzen Transitohandel in Händen und besaß fast ausschließlich das Recht der Viehausfuhr. Die Staatsbeamteten waren, da sie keinen bestimmten Gehalt bezogen und jeden Augenblick entlassen werden konnten, zum Gesinde erniedrigt. Miloſch sah seine Würdenträger nur als Spielzeuge seiner Laune an: so ernannte er einen jungen Offizier, Zwjetko Rajewitsch, zum Oberbefehlshaber der Artillerie, bald darauf aber setzte er ihn wieder ab und ließ ihm fünfundzwanzig Stockschläge aufzählen; er machte den Kriegsobersten zum Richter, den gemeinen Soldaten zum Adjutanten, den Bedienten zum Hauptmann und umgekehrt, Alles bloß, weil er an solchen plötzlichen Glückswechseln sein Vergnügen fand. Ebenso unbeständig war er in seinen Liebschaften. Seine Geliebte Stanka, diese bäuerische Schönheit, für die er 1835 so eingenommen war, daß er meinte, er hätte sie auf der Flucht in seinen Armen bis an's Ende der Welt tragen wollen, sie war längst nicht mehr Königin des Konaks; Miloſch hatte sie einem Belgrader Kaufmanne abgelassen und

anſtatt ihrer ſich drei Kebsweiber zugelegt, welche alle zugleich ſein Herz beherrſchten. Die Bevorzugte unter den Dreien war eine wunderſchöne Sclavin, die er zu Stambul, unter dem Vorwande, ſie zum Chriſtenthume zu bekehren, gekauft, und der er bei der Taufe den myſtiſchen Namen Danitza (Morgenſtern) gab. Für Miloſch war ſie eher der Abendſtern, denn ſein Sturz war nahe.

Der Verſuch des Fürſten, von der Pforte einen Ferman zu erlangen, der ihn befugte, die Rebellen von 1835 zu züchtigen, war gänzlich geſcheitert. Butenieff, der einzige unter den Botſchaftern, der von dem wahren Zuſtande Serbiens unterrichtet war und es für unmöglich hielt, den verhaßten Miloſch länger gegen das Volk in Schutz zu nehmen, zwang den Divan, dem Hospodar ſeine Gunſt zu entziehen und ihn durch ein drohendes Schreiben aufzufordern, daß er gerechter regieren ſolle. Der Fürſt hütete ſich wohl, dieſen, bis jetzt noch nicht veröffentlichten, Ferman bekannt zu machen; allein das Gerücht von der Ungnade der Pforte verbreitete ſich unter den Serben, und kühner erhoben ſie die Stimme gegen ihren Tyrannen Gleichwohl drangen ihre Klagen nicht über die Gränze. Die ſerbiſchen Kaufleute gingen nach Wien, Trieſt, Leipzig, ohne ein Wort über Miloſch fallen zu laſſen; denn ſie ſcheuten wohl eine fremde Einmiſchung, und gewiß fühlte dieſes neue Volk, welches inbrünſtig ſich ſehnte, nach ſeiner eigenen Weiſe zu leben, das Bedürfniß, ſeine Händel unter ſich abzumachen. Miloſch's Lage wurde darum nicht weniger zweifelhaft. Die beiden Mordverſuche, welche ſeine Momken im Walde auf den Senator Petroniewitſch gemacht hatten, fielen ſchmachvoll für den Fürſten aus; ſeine Streiche trafen nur noch unbedeutende Schlachtopfer, denn ſeine bedeutenderen Gegner waren in die Türkei und nach Konſtantinopel geflüchtet. Als er endlich ſeiner Ohnmacht ſich bewußt ward, ſank ihm der Muth, und er zitterte wie ein Weib. Nicht allein ließ er jede Nacht zwei Momken mit geladenen Gewehren in ſeinem Vorzimmer wachen, ſondern behielt auch den treuen Major Anaſtas beſtändig in ſeinem Schlafgemache. Oft wurde er, trotz dieſer Vorkehrungen, von paniſchem Schrecken ergriffen: dann fuhr er jählings auf und ſchrie um Hilfe.

So war der Fürſt, den die meiſten Europäer, welche Ser-

bien bereist haben, als einen großen Mann darstellen. Deutschland wenigstens hätte besser unterrichtet sein können als England und Frankreich, und doch sucht noch im Jahre 1839 der Ingenieur Richter, in einer Flugschrift unter dem Titel: „Serbiens Zustände,"*) Miloſch zu vertheidigen, wenn schon er zugibt, „daß er von rachsüchtigem und grausamen Charakter ist; daß er aus bloßem persönlichen Haß und Neid edle Männer, die dem Vaterlande zugethan und darum dem Volke theuer waren, umgebracht hat; daß er endlich erst sehr spät die Milde und die Fürstentugenden, die heutzutage seine Seele schmücken, sich angeeignet hat." — „Fürst Miloſch ist oft als ein Tyrann geschildert worden" — sagt Poſſart**) im Jahre 1837; — „aber wäre er ein Tyrann, so würde das Volk ihm nicht so viel Zutrauen und Liebe schenken, wie es nur wenigen Fürsten zu Theil wird. Daß er sein Volk liebt, dafür bürgen seine heilsamen Einrichtungen, seine Sparsamkeit, seine Herablassung zu dem Geringsten, er ist, daß ich es kurz sage, einer der ausgezeichnetsten und größten Monarchen seiner Zeit. Heil dem Volke, welches einen solchen Vater hat!"

Diese liebedienerischen Berichte erschienen unter österreichischem Einflusse. (?) Indessen entsprach das Wiener Cabinet keineswegs den Erwartungen Miloſch's, der darauf gerechnet hatte, daß sein neuer Verbündeter sein tyrannisches Treiben gutheißen sollte. Oesterreich war zu schwach, zu sehr vom russischen Einflusse überflügelt, als daß es dem Czar Nikolaus hätte das Protectorat über die griechisch-slawischen Fürstenthümer streitig machen können. Der russische Kaiser seinerseits hielt, durch seine Agenten von der Lage der Dinge unterrichtet, Miloſch's Sache nicht mehr seiner Unterstützung werth, so emsig auch der Tyrann immer noch seinem nordischen Schutzherrn den Hof machen mochte. Da Miloſch einmal die Ohnmacht Oesterreichs erkannt hatte, und er gegen Frankreich ganz besonders eingenommen war, blieb

*) Wilh. Richter: Serbiens Zustände unter dem Fürsten Miloſch bis zu dessen Regierungsentsagung i. J. 1839. Eine Darstellung der jüngsten Ereignisse, Charakteristik des serbischen Volks und Abriß einer Topographie des Fürstenthums. Leipzig b. Frohberger. 1840.

**) a. a. O. Abthlg. I S. 171.

ihm keine andere Zuflucht als England übrig. Die engliſche Geſandtſchaft zu Stambul wurde alſo dringend erſucht, einen Conſul nach Belgrad zu ſchicken, und zwar, wo möglich einen energiſchen, degenfeſten Mann, der zu den Verſtockten in der eindringlichen britiſchen Kanonenſprache reden könnte. Mit dieſer Sendung wurde Obriſt Hodges beauftragt, der in dem Kampfe mit den furchtbaren Guerilleros in Spanien ſeine Sporen verdient hatte und alſo die armen ſerbiſchen Rajas über die Achſel anſah. Er, der unverletzbare Conſul, der Vertreter eines freien Volkes, zog mit einem Gefolge bewaffneter Panduren durch die Straßen, ſuchte auf alle Weiſe den Serbiern zu verſtehen zu geben, daß ſie nur militäriſch regiert werden könnten, und behandelte ſie, wenn er mit ihnen ſprach, nie anders, als ob er Sclaven vor ſich hätte. Ein Mann, der durch ſeine Arbeiten über den Orient ſich einen wohlbegründeten Ruf erworben hat, Urquhart, hielt ſich um dieſe Zeit, auf ſeiner Rückreiſe aus der Türkei, einige Monate in Belgrad auf. Er ließ ſich von einem Beamteten der Kragujewatzer Canzlei die ausführlichſten Berichte über die Producte und Hülfsquellen des Fürſtenthums erſtatten und ſchickte dieſe Documente an Lord Ponſonby, ohne zu ahnen, welchen Gebrauch die — hier wie überall zunächſt auf ihr Geldintereſſe bedachte — engliſche Diplomatie davon machen würde. Auf Grund dieſer Actenſtücke entwarf nämlich Hodges einen Handelsvertrag, den England mit dem einzigen ſelbſtſtändigen Kaufmann Serbiens, mit Miloſch, abzuſchließen geſonnen war: Metalle, Pelzwerk, Steinkohlen, Bauholz, Alles ſollte den Engländern gegen Calicots, Indiennes und Birminghamer Tuchwaaren, die in den Niederlagen an der Donau und Sawe aufgeſpeichert würden, überlaſſen werden. Dafür wurde dem Fürſten die unumſchränkteſte Gewalt über ſeine Unterthanen zugeſichert, ja ſelbſt das Recht, dieſelben ſchaarenweis in die neueröffneten Bergwerke einzuſperren, wo ſie für ein bloßes Stück Brot, und ohne allen weiteren Lohn, arbeiten mußten. In Anerkennung des Pflichteifers ſeines Agenten, erhob das Londoner Cabinet gegen Ende des Jahres 1837 das Conſulat für Serbien zu einem Generalconſulat. Dieſes Ereigniß gab der ſerbiſchen Regierung Gelegenheit zu einem Feſte. Der Fürſt wurde mit ſeiner Gemahlin, ſeinen Kindern, ſeinem

Bruder Ephrem, dem Metropoliten Peter, dem Advocaten Hadschitsch aus Neusatz und einer Menge von Beamteten zu einem großen Festmahl bei'm Generalconsul geladen. Unzählige absolutistische Trinksprüche wurden dabei ausgebracht. „Vor Allem" — sagte Hodges — „weg mit den Gesetzen; nächst dem Teufel ist nichts so unheilvoll als die Gesetzgeber." Der Fürst wußte sich vor Aufregung nicht zu lassen; bei dem glänzendem Balle, der auf das Gastmahl folgte, führte er mit den Seinigen, nachdem die ersten Contretänze vorüber waren, in wildem Freudentaumel den Kolo auf.

Rußland, welches dem Fürsten bei der Vernichtung der serbischen Verfassungsurkunde behülflich gewesen war und ihm den vollen Besitz seiner Macht gewährleistet hatte, befolgte jetzt rücksichtlich Serbiens ein neues politisches System: da es nämlich sah, wie der Fürst England um Hülfe anrief, und das ganze Volk gegen ihn sich zu empören drohte, überließ es ihn seinem Schicksale. Milosch hatte im vorhergehenden Jahre durch Rückmann's Vermittelung dem Petersburger Cabinet ein organisches Statut zugesandt, worin Alles der Willkür anheimgegeben war; denn der Senat wurde darin als „der den fürstlichen Willen vollziehende Körper" bezeichnet und der Staatsschatz als „die Kasse, in welche alle zur Bestreitung der Ausgaben nöthigen Steuern, über deren Auflage und Erhebung der Fürst allein zu verfügen habe, fließen." Rußland, welches nothgedrungen sich auf die liberale Seite geschlagen hatte, verwarf nun plötzlich, in einer — mehren serbischen Canzleibeamteten kundgewordenen — geheimen Depesche, alle Pläne, die es ein Jahr zuvor gebilligt hatte. Seit Milosch sich an die Engländer gewandt hatte, zweifelte man in Petersburg nicht mehr daran, daß er ein unverbesserliches, der kaiserlichen Gnade unwürdiges Ungeheuer sei. Diese Stimmung Rußlands und die gleichzeitige Anwesenheit des Kaisers im Lager von Wosnesensk suchten die Häupter der Opposition — Stojan Simitsch, Wutschitsch, eine große Anzahl Kneesen und selbst der eigene Bruder des Fürsten, Ephrem, — zu benutzen, setzten nach Orsowa über und sandten von da aus durch Protitsch, der damals in Bukarest eine Zuflucht gefunden hatte, ihre Beschwerden an den Czar. Dieser wollte natürlich die Gelegenheit zur Vermehrung seines Einflusses in der Türkei

nicht ungenutzt vorübergehen laſſen und ſchickte ſogleich den Fürſten Dolgoruki ab, um die Klagen der Serbier zu unterſuchen. Am 13. October 1837 zog der kaiſerliche Abgeſandte unter Kanonendonner in Kragujewatz ein. Er hielt dem Fürſten ernſtlich ſeinen Undank gegen den Czar vor und drohte ihm mit dem kaiſerlichen Zorn, wenn er ferner noch ſich weigern würde, ſein Land nach Recht und Billigkeit zu regieren. Dolgoruki war eine zu bedeutende Perſon, als daß Miloſch vor ihm nicht bis zur Kriecherei geſchmeidig hätte ſein ſollen. Er machte ihm glänzende Verſprechungen, willigte in die Rückkehr und Amneſtirung ſämmtlicher Verbannten oder freiwillig Ausgewanderten und erließ unter'm 16. October ein Ukas, worin er hinführo alles Eigenthum für unverletzlich erklärte, ohne jedoch für dieſe Unverletzlichkeit eine andere Bürgſchaft als ſein Fürſtenwort zu geben. Zwei Tage darauf brachte Miloſch bei einem großen Feſtmahle, welches ein Volksgelage vorſtellen ſollte, die Geſundheit des Kaiſers Nikolaus aus, und Dolgoruki die Miloſch's, während gedungene Menſchen ihre Verehrung und Anhänglichkeit für den ſerbiſchen Fürſten und für Rußland durch lauten Jubelruf zu erkennen gaben. So nahm Dolgoruki bei ſeiner Abreiſe nach Bukareſt, am 20. October, die Ueberzeugung mit, daß Miloſch beſſer, d. h. mehr nach dem Sinne des Czars, regieren werde, und er war entſchloſſen, ſeinen Herrn zu vermögen, daß er den Fürſten in ſeiner hohen Stellung erhalte. Miloſch geleitete ihn unter vielen Ehrenbezeugungen und wiederholten Verſicherungen ſeiner völligen Sinnesänderung bis an die Gränze; kaum aber hatten ſie ſich, nach ſlawiſcher Sitte, den Abſchiedskuß gegeben, als er, zu ſeinen Günſtlingen gewandt, in ein unbändiges Gelächter über „die Einfalt des ehrlichen Ruſſen" ausbrach.

Miloſch hatte im Februar 1837 zwei ſerbiſche Rechtsgelehrte, den Bürgermeiſter von Semlin, Lazarewitſch, und den Advocaten Hadſchitſch, von Neuſatz, einen reichen und in Syrmien ſehr beliebten Edelmann, aus Ungarn berufen und ſie beauftragt, das, von Dawidowitſch nach franzöſiſchem Zuſchnitt verfaßte Civilgeſetzbuch, welches man dem Socialzuſtand der Serbier nicht angemeſſen fand, gänzlich umzuarbeiten, während der den öſterreichiſchen Geſetzbüchern entlehnte Strafcodex un-

verändert bleiben sollte. Da nun Miloſch, um den Kaiser zufrieden zu stellen, dem Fürsten Dolgoruki ein Schreiben hatte aushändigen müssen, worin er sich anheischig machte, seinem Lande binnen drei Monaten eine Verfassung zu geben, so glaubte er, in den beiden Rechtsgelehrten fügsame Werkzeuge gefunden zu haben, welche bereitwillig zu seinen Widerrechtlichkeiten ihren Namen hergeben würden. Er legte ihnen also ein von Jiwanowitsch entworfenes organisches Statut zur Begutachtung vor. Lazarewitsch, Absolutist aus Grundsatz, fand an diesem Ustaw, der die Sowjetniks zu Bedienten des Fürsten herabwürdigte, Nichts auszusetzen, sein College Hadschitsch aber war nicht damit einverstanden. Die mit der Prüfung des Verfassungsentwurfs beauftragte Commission, aus sieben Mitgliedern unter dem Vorsitz Ephrem's bestehend, zerfiel darauf in zwei Parteien, von denen die eine die von Hadschitsch vorgeschlagenen Veränderungen annahm, die andere dieselben, als demagogisch, verwarf und sich mit einer Scheinverfassung begnügen wollte; Raditschewitsch aber, ein allgemein geachteter Bürger, schlug sich in's Mittel und legte einen, die beiderseitigen Meinungen ausgleichenden, Ustaw vor, welcher im Februar 1838 zur Berathung kommen sollte. Da bestimmte plötzlich der Consul Hodges, in der Voraussicht, daß sonst die Handelsprojecte Englands scheitern würden, den Fürsten, dessen Hauptstütze er geworden war, die Sache vor seinen Oberherrn Mahmud zu bringen. So wurde Rußland, das sich schon schmeichelte, allein und ohne Einmischung der Pforte die Bestätigung des neuen serbischen Ustaw zu übernehmen, von England überlistet. Miloſch erklärte die Commission für aufgelöst, und die verschiedenen Verfassungsentwürfe wurden sämmtlich — und zwar mit Zustimmung des russischen Consuls Waschtschenko, der sich endlich am 10. Februar in Belgrad eingefunden hatte — nach Stambul geschickt. Dadurch, daß sie die Streitfrage vor den Divan brachten, bei welchem mit Gold Alles auszurichten ist, hofften Hodges und Miloſch leichter zu ihrem Zwecke zu gelangen. Zwölftausend Ducaten wurden, wie es heißt, dem Sultan geboten, wenn er die Wahl der drei Commissaire, welche beauftragt waren, ihm die Wünsche der Serbier darzulegen, gutheißen wolle; dieser aber, der in Petroniewitsch, das Haupt der serbischen Flüchtlinge, ein ganz besonderes Vertrauen setzte,

verlangte, daß derſelbe in die Commiſſion eintrete, und Miloſch war gezwungen, ihn dazu zu berufen; nur gab er ihm, um ſeinen Einfluß zu hemmen, den Jiwanowitſch, einen unübertrefflichen Intriganten, die Seele der ſerbiſchen Regierung, zum Begleiter mit. Der dritte Abgeordnete war der Befehlshaber von Smederewo, Spafitſch, ein roher Kriegsmann, der, im Gefühle ſeiner geiſtigen Unfähigkeit, ſelbſt ganz unumwunden über ſeinen legislativen Beruf mit Miloſch ſcherzte.

Jiwanowitſch verſprach bei der Abreiſe ſeinem theueren Gebieter und dem Conſul Hodges, eine Verfaſſungsurkunde mitzubringen, wie ſie ſie nur irgend wünſchen könnten. Die Serben zitterten bei dem Gedanken an die Allgewalt des Goldes, Miloſch aber ſprach mit ſardoniſchem Lächeln zu den Seinen: „Brüder, was brauchen wir noch einen Uſtaw? Haben wir nicht den von 1835, den ich beſchworen?" Umſonſt tobte die Volkswuth wie Meereswogen; bei jeder neuen Beſchwerde der Kneeſen wies der Fürſt auf „ſeinen Birnbaum" hin, einen großen, vor dem Palaſte, auf dem Marktplatz von Kragujewatz befindlichen Baum, an deſſen Zweige er die Empörer hängen ließ. Dieſer Baum, von dem man ſich grauſenhafte Geſchichten erzählte, galt als das Wahrzeichen des Tyrannen; der Volksglaube legte ihm, gleichwie den von den Druiden verehrten Eichen, eine prophetiſche Bedeutung unter, und man ſah in ſeinem allmähligen Abſterben eine günſtige Vorbedeutung des Himmels für die baldige Erlöſung des Volkes. Endlich, im Herbſt 1838, entwurzelte ein furchtbarer Orkan den verfluchten Baum; da rief das Volk: „es lebe die Freiheit, es lebe das Vaterland!" — Lange ſchon war der Aufſtand vorbereitet, doch Wutſchitſch hielt ihn noch mit kräftiger Hand im Zaume, indem er meinte, man ſolle erſt den Ausgang der Verhandlungen in Stambul abwarten. Mittlerweile rüſteten ſich in aller Stille die vaterlandsliebenden Häuptlinge mit ihren Junaks zum Kampfe und gelobten, daß, wenn die eigennützige europäiſche Diplomatie nochmals für Miloſch Partei nehmen würde, ſie ihn fortjagen, oder ſelbſt untergehen wollten. Indeſſen hielten ſie es für gerathen, den Bruder des Fürſten, Ephrem, der noch nicht inne geworden war, wie ſehr er verhaßt ſei, und daher ſich ſchmeichelte, zum Nachfolger des entthronten Herrſchers gewählt zu werden, in ihren Bund

aufzunehmen. Da derselbe sich vielfach über Milosch zu beklagen hatte, unterzeichnete er sogar unter'm 12. November 1838 mit mehren Häuptern der Verschwörung ein Schreiben, worin sie sich sämmtlich anheischig machten, mit vereinten Kräften den Tyrannen zu vertreiben. Seit der Fürst sich auf die „lutherischen Engländer" stützte, hatte ihn auch die Geistlichkeit, als einen Gottlosen, aufgegeben, und so wagte er sich nicht mehr aus seinem Palaste und ließ jede Nacht die benachbarten Straßen durch seine Leibwache sperren. „Die Furcht bringt mich um," — sagte er zu seinen Vertrauten — „das muß anders werden. Söhnt mich mit dem Lande aus; laßt uns unseren inneren Zwist unter uns schlichten und aufrichtig an Dawidowitsch's Verfassung halten, die mir die allgemeine Liebe zuwandte." Doch schon war es zu spät, die Erbitterung des Volkes hatte ihren Höhepunct erreicht. Selbst der Consul Hodges mußte fürchten, vertrieben zu werden, und wagte nicht mehr, sich öffentlich zum Fürsten zu begeben: die Verachtung, welche er gegen das Volk, das er für rohe, der Freiheit unwürdige Barbaren erklärte, an den Tag gelegt, hatte ihm Aller Herzen entfremdet, ihn um seinen ganzen Einfluß gebracht. Nur Eins durfte er noch hoffen: daß nämlich Milosch, wenn er sich dem Sultan in die Arme würfe und wieder Raja würde, neu zu Kräften kommen und sich, trotz der Liberalen, die, indem sie sich an Rußland gewandt, es mit dem übrigen Europa verdorben hatten, behaupten werde. Der einzige unter den nach Stambul geschickten serbischen Abgeordneten, den Milosch zu fürchten hatte, Petroniewitsch, wurde Tag und Nacht von seinen beiden Collegen beaufsichtigt; glücklicher Weise aber war dieser Patriot bei Mahmud so beliebt, daß er mit demselben sich in's geheim unterreden durfte. Petroniewitsch, der der türkischen Sprache vollkommen Meister ist, hatte also beim Sultan eine lange Audienz; die Wahrheit drang vollständig durch, und Serbien ward vor einem neuen Bürgerkriege bewahrt. Iwanowitsch, der überführt wurde, daß er, um einen Ustaw nach Milosch's Sinne auszuwirken, unter die Glieder des Divans 100,000 Ducaten ausgetheilt habe, mühte sich vergebens ab, seinem Herrn das Wort zu reden; in diesem Streite, in welchem Serbiens Heil auf dem Spiele stand, trug Petroniewitsch einen entscheidenden Sieg davon.

Mittlerweile ſandte die franzöſiſche Regierung, nach dem Beiſpiel der engliſchen, einen diplomatiſchen Agenten nach Serbien. Duclos, welcher mit dieſer Sendung beauftragt ward, erhielt vom Admiral Rouffin die Weiſung, ſich für Miloſch zu erklären und in allen Stücken im Einverſtändniß mit dem engliſchen Conſul zu handeln. So durch ſeine Inſtructionen gebunden, war er ſchon vor ſeiner Ankunft in Serbien alles Einfluſſes bar. Als die ſerbiſchen Commiſſäre ſich zur Abreiſe von Konſtantinopel anſchickten, bot Petroniewitſch Herrn Duclos ſeine Reiſebegleitung an, und ſie gingen zuſammen nach Belgrad ab. Die neue Charte war ſchon vor ihnen daſelbſt angelangt, nebſt der blau-roth-weißen ſerbiſchen Nationalfahne, auf welche, anſtatt des Halbmondes, eine geſchloſſene Krone mit vier Sternen geſtickt war. Als Miloſch, um in Gemeinſchaft mit dem Weſſier und dem ruſſiſchen Conſul die Verkündigung des neuen Uſtaw anzuordnen, ſich nach Belgrad begeben mußte und am 11. Januar 1839 durch die Reihen ſeiner dort verſammelten Feinde einzog, labten ſich dieſe an ſeiner Demüthigung und an dem dumpfen Schweigen der mißgeſtimmten Menge. Bald darauf am Sonntag St.-Theodori, des Schutzpatrons der Obrenowitſch, wurden zur Feier der Abſchaffung der Tyrannei „Volksvergnügungen" veranſtaltet, und ein Feuerwerk in dem Luſtgarten Kalemeïdan abgebrannt: Miloſch ward dabei mit Ehrenbezeugungen überhäuft, gleich jenen Opferſtieren des Alterthums, die mit vergoldeten Hörnern und mit Blumen geſchmückt zum Altar geführt wurden; es war der Vorabend der Skupſchtina, welche Miloſch nur nothgedrungen berufen hatte. Am folgenden Morgen, den 10. Februar, durchzogen in aller Frühe die ſerbiſchen Abgeordneten haufenweis die Straßen Belgrads. Alsbald kam auch der Weſſier an der Spitze der türkiſchen Truppen aus der Citadelle und überbrachte den Repräſentanten Serbiens die von den beiden Czaren gegen die Mitte des Monats Schewala 1254 (December 1838) ausgeſtellte Verfaſſungsurkunde. Miloſch warf ſich vor der kaiſerlichen Handfeſte nieder, küßte ſie und legte ſie auf ſein Haupt, worauf der von Mahmud geſandte Beg ſie zurückempfing und, zuerſt in türkiſcher, dann in ſerbiſcher Sprache vortragen ließ. Sie lautet:

„An Meinen Weſſier Juſſuf Mukhliß-Paſcha (möge er ſelig

„werden!) — und an den Fürsten der serbischen Nation (möge er „glücklich enden!) — In Erwägung der Rechte und Freiheiten, „welche den Bewohnern Meiner Provinz Serbien, zum Lohn für „ihre treue Ergebenheit, verwilligt worden sind, und in Betracht, „daß sie, den früheren Hattischerifs gemäß, ihre eigene Regierung „haben, hielt Ich es für nothwendig, ihnen noch eine besondere „Nationalverfassung zu ertheilen, welche, so lange Serbien die „Pflichten des Gehorsams gegen Meine hohe Pforte beobachten und „die festgesetzten Abgaben entrichten wird, unwiderruflich sein soll. „Ich übersende demnach der serbischen Nation nachstehendes or„ganische Statut:

„1) Dir, o Milosch und Deiner Familie soll, wegen Deiner „Treue, die, kraft eines früheren kaiserlichen Berats, Dir verliehene „Fürstenwürde verbleiben."

„2) Du wirst ehrlich und redlich die innere Verwaltung des „Landes leiten und Dich mit 4000 Beuteln zur Bestreitung Deiner „Privatausgaben begnügen."

„3) Ich überlasse Dir die Anstellung der Beamteten, die Voll„ziehung der Gesetze, die Vollstreckung der von den Gerichtshöfen „gefällten Urtheile; ich gewähre Dir das Begnadigungsrecht, den „Oberbefehl über die Streitmacht, die Landespolizei, die Befugniß, „die Steuern, deren jedesmaligen Betrag Du zuvor den Volksver„tretern anzuzeigen hast, sowohl im Ganzen als im Einzelnen fest„zusetzen und zu erheben."

„4) Mit diesen Rechten versehen, bist Du vollkommen im Stande, „Dein Volk glücklich zu machen, und ich will, daß Du, um Deine „Provinz zu regieren, drei Minister wählest, welche unter Deiner „Aufsicht das Innere, die Finanzen und die Justiz leiten werden."

„5) Deine Privatcanzlei hat, unter Aufsicht Deines Stellver„treters oder Bevollmächtigten, nur Pässe auszufertigen und die „Verhältnisse des Fürstenthums mit fremden Mächten in Obacht „zu nehmen."

„6) Der Nationalsenat wird, mit Einschluß des Vorsitzenden, „aus 17 der angesehensten Stareschinen des Landes bestehen. Ein „Senatsmitglied muß ein geborener oder eingebürgerter Serbier sein, „das 35ste Jahr zurückgelegt haben und Grundeigenthum besitzen. Du „behältst das Recht, die Senatoren und ihren Präsidenten zu wählen, „vorausgesetzt, daß Deine Wahl nur auf solche Bürger fällt, welche

„wegen ihrer Tüchtigkeit, ihrer Redlichkeit und ihrer dem Lande ge„leiſteten Dienſte in allgemeiner Achtung ſtehen. Ein jeder von „ihnen hat, bevor er ſein Amt antritt, in Gegenwart des Metro„politen eidlich zu geloben, daß er nie dem Wohle der Nation, ſei„nen Berufspflichten und Meinem kaiſerlichen Willen zuwider han„deln wolle."

„7) Die Senatoren werden angemeſſene Gehalte beziehen, über „welche Du mit ihnen übereinkommen magſt; ohne ihre Zuſtimmung „ſoll keine Verordnung erlaſſen, keine neue Laſt aufgelegt werden. „Ihr Wirkungskreis ſoll ſich erſtrecken auf die Rechts-Steuer- und „Geſetzgebungsangelegenheiten des Landes; ſie haben die Gebühren „der Beamteten feſtzuſetzen und nöthigenfalls neue Aemter zu er„richten; ferner den Anſchlag für die jährlichen Verwaltungskoſten „zu machen, auszumitteln, auf welche Weiſe die Auflagen am „zweckmäßigſten vertheilt und erhoben werden können, die Zahl, den „Sold und den Dienſt der ſtehenden Truppen, welche den Land„frieden aufrecht erhalten ſollen, zu beſtimmen und den drei Mi„niſtern jährlich genaue Rechenſchaft über ihre Verwaltung abzu„fordern; endlich ſollen ſie auch alle Verordnungen, die ſie für „räthlich halten — vorausgeſetzt daß dieſelben den Hohheitsrechten „Meiner Pforte, zu welcher das Land gehört, keinen Eintrag thun „— entwerfen und, wenn ſie mit Stimmenmehrheit angenommen „worden, Dir zur Beſtätigung vorlegen."

„8) Die Senatoren können nur, wenn ſie die Geſetze des Lan„des verletzen und auf Grund eines von Meiner Pforte beſtätigten „Urtheils, ihres Amtes entſetzt werden. Die drei hohen Staatsbe„amteten, nebſt dem Director der fürſtlichen Canzlei, haben, als „ſolche, Sitz und Stimme im Senate. Ein von ſeinen Mitbür„gern abgeordneter ſerbiſcher Kapu-Kiaja ſoll beſtändig bei Meiner „glänzenden Pforte reſidiren, um die Angelegenheiten ſeiner Na„tion zu beſorgen und Meine erhabene Willensmeinung mit den „Einrichtungen und Freiheiten des Landes in Einklang zu bringen."

Miloſch hatte mit geſenktem Haupte dieſe Verfaſſung vernommen, welche von zwei unumſchränkten Herrſchern ausging, die, nach Außen hin ſich als Republikaner geberdend, ihn ſeiner Selbſtherrſchaft beraubten und einen Theil ſeiner Rechte auf den Senat übertrugen. „Ich müßte nicht Miloſch ſein," —

flüsterte er seinen Vertrauten zu — „wenn ich einen solchen Schimpf duldete; wir wollen sehen!“ Die Flüchtlinge, welche schaarenweis zurückgekehrt waren, drückten dem Waschtschenko die Hand und umarmten einander, das Volk aber konnte nicht verschmerzen, daß diese Verfassung ihm von fremden Czaren, von den Zwingherren des Orients verliehen war; es war dabei unbetheiligt geblieben, und darum traute es ihr nicht. Hatte nicht schon die Anwesenheit Waschtschenkos bei der Verkündigung derselben eine drohende Bedeutung? Obgleich also der Senat keine Mühe scheute, um alle Krieger und Bürger Serbiens einzuberufen, und ungeachtet der Ausschreiben, die er an die siebenzehn Nahien erlassen, daß jeder Serbier, gleichviel ob von seiner Gemeinde gewählt oder nicht gewählt, der Skupschtina beiwohnen könne, hatten sich nur 2000 bis 3000 eingefunden, welche, auf der weiten Fläche des Kalemeïdan versammelt, unter dumpfem Murren den Vortrag des Ustaw vernahmen. „Ist das der Preis, um den wir so lange Jahre gekämpft?“ sagten die Einen; „Sind wir etwa um solch eines türkisch-russischen Machwerks willen im Jahre 1835 nach Kragujewatz gezogen?“ die Anderen. „Seit einem Jahre schon wetzen wir unsere Säbel und hätten uns wohl zu wehren gewußt; was brauchte man die Mahmuds und Nikolase hineinzumengen und einen russischen Consul kommen zu lassen? Uns allein hätte man gegen den Tyrannen aufrufen sollen.“ — Ihre Blicke waren verachtungsvoll auf Miloschi gerichtet, der die Schmach der fremden Einmischung über sein Land gebracht; dieser aber fühlte sich gedemüthigt und brach, mehr aus Wuth, als aus Reue, in Thränen aus.

Während der Wessier und die Begs noch in ihren buntfarbigen Zelten weilten, kehrte das Volk nach Belgrad zurück, schaarte sich unwillkürlich um die Kathedrale und verlangte, die Charte der Czare in Berathung zu ziehen; denn, als freies Volk, wollte es sich überzeugen, ob es mit gutem Gewissen seine Zustimmung dazu geben könne. Diese stolze Sprache verduzte die Kneesen, die geschäftig auf die Bauern hineinredeten und ihnen zu beweisen suchten, wie freisinnig die Verfassung sei; doch das Volk wollte sich selbst überzeugen, und als ihm auf sein Verlangen einige Exemplare der Charte ausgehändigt worden waren, vertheilte es sich in verschiedene Gruppen, ließ sich

nochmals die Verfaſſung Punct für Punct vorleſen, billigte Dieß, verwarf Jenes und forderte, daß es geſtrichen werde. „Aber bedenkt doch die Czare!" — riefen die Senatoren. „Die haben hier Nichts zu ſuchen," erwiederten die hochherzigen Hochländer. Offenbar waren die Senatoren einem ſolchen Volke nicht gewachſen: die Mehrzahl der Sowjetniks beſtand aus Greiſen oder reichen Grundbeſitzern, welche, des langjährigen Kampfes müde, nichts weiter wünſchten, als in Frieden zu ſterben, und ſich glücklich ſchätzten, wenn ſie nur ihren Söhnen die Hoffnung auf eine vollkommenere Freiheit vermachen konnten; andererſeits aber war der Volksvertreter eine zu geringe Zahl, als daß ſie hätten die Oberhand gewinnen können. So ward denn, ungeachtet aller Proteſtationen, die Verfaſſung als vom Volke gebilligt angeſehen, und die Anhänger des Senats ließen in der Augsburger Zeitung ausposaunen, das goldene Zeitalter Serbiens habe begonnen: „15,000 bewaffnete Serbier hätten mit lautem Jubel die ihnen von den Kaiſern verliehene Charte begrüßt; Alles ſei nun geſetzlich geordnet, die Steuerquote, die Gehalte aller Beamteten vom Miniſter bis zum unterſten Secretair; die Nationalverſammlung ſei wieder in Beſitz ihrer vorenthaltenen Rechte getreten, u. A. m." Aber nichts von dem Allen war gegründet: die angeblich 15,000 Perſonen ſtarke Skupſchtina beſtand in der Wirklichkeit nur aus den Kneeſen und aus etwa 1200 bis 1500 höchſt mißvergnügten gemeinen Leuten; die Gehalte der Staatsdiener blieben der Willkür der Miniſter anheimgeſtellt, und die neue Charte erwähnte nicht einmal den Namen der Nationalverſammlung. So jagte eine Täuſchung die andere; hatten die Abſolutiſten das Volk betrogen, ſo führten die Diplomaten, welche die Verfaſſungspartei begünſtigten, die Welt am Narrenſeile herum.

Ephrem miſchte ſich unter die Menge, um ſie zu beſchwichtigen, und rief: „Freunde! ſchwört, daß Ihr und Euere Kinder die freie Verfaſſung aufrecht halten wollt." Allein das Volk, das mit ſeinem geſunden Sinne in dem Uſtaw nur das Vorſpiel einer Fremdherrſchaft erblickte, entgegnete: „Wir haben eine andere Verfaſſung beſchworen und werden unſeren Eid halten. Nicht wir brauchen zu ſchwören, wohl aber iſt es an Euch, zu zeigen, daß Ihr Euerem Schwur treu ſeid." Der im Orient

noch lebendige Glaube, daß das Volk, wo es sich um seine bürgerlichen Interessen handelt, untrüglich sei, gab an diesem Tage dem serbischen Landmann etwas Ehrfurchtgebietendes. Die Senatoren und neuen Minister begaben sich also insgeheim und ohne Gepränge in die Kirche, um den neuen Eid zu leisten, das Volk aber hielt sich an den, welchen es 1835 geschworen.

Die Charte der Czare hatte weder Milosch, den sie in den Augen Europas herabsetzte, noch die Nation, die mit Entrüstung den Senat von fremden Einflüssen beherrscht sah, zufriedengestellt. Der englische Consul, dem die allgemeine Mißstimmung nicht entging, zog daraus den Schluß, daß für Serbien einzig und allein eine despotische Regierungsweise tauge; der russische Consul hingegen folgerte daraus, daß der Despot noch nicht genug gedemüthigt sei; die österreichischen Agenten aber erklärten die serbische Nationalität für einen „eitlen Traum der Slawisten." In der That waren es nur die Ränke dieser drei Consuln, welche die nationale Entwickelung hemmten, und das Volk hätte sie am liebsten, sammt der ganzen Obrenowitschischen Sippschaft, auf der Donau fortspedirt, um dann eine neue Dynastie erwählen und neue, seinen Bedürfnissen entsprechende Gesetze aufstellen zu können. Am empfindlichsten war es durch die Abschaffung der Skupschtina gekränkt; der Advocat Hadschitsch, der den Grundriß zu dem neuen Ustaw entworfen hatte, beklagte sich laut, daß sein Plan entstellt worden sei: man hatte nicht, wie er gewollt, der Gewalt des Senats die einer Kammer entgegengesetzt, und nicht den Fall bedacht, daß der Fürst den Beschlüssen des Senats und der Deputirten seine Bestätigung versagen könnte, in welchem Falle, nach Hadschitsch's Entwurfe, ohne Weiteres die große Skupschtina zusammenberufen werden sollte. Diese Volksversammlung war eine durchaus nationale Einrichtung, welche keiner der ehemaligen Könige aufzuheben gewagt hatte; unter Czerni Georg bildete sie die Grundlage des Staates, und selbst Milosch hatte, wenn er sich auch an die Beschlüsse dieser Versammlung wenig kehrte, ihre Rechtmäßigkeit anerkannt: mit welchem Rechte beobachteten also die Kaiser rücksichtlich dieser ehrwürdigen Einrichtung ein so geringschätziges Stillschweigen? Der Consul Waschtschenko, dem jenes Murren bedenklich erschien, schrieb

deßhalb an die Höfe von Petersburg und Konſtantinopel, worauf er alsbald ermächtigt ward, durch den Senat dem ſerbiſchen Volke erklären zu laſſen, daß es durchaus nicht die Abſicht der wohlmeinenden Kaiſer ſei, der Freiheit Serbiens irgendwie zu nahe zu treten, und daß ſie nur darum in dem Uſtaw der Skupſchtina nicht ausdrücklich gedacht hätten, weil es ſich von ſelbſt verſtehe, daß eine ſo altehrwürdige Einrichtung nicht aufgehoben werden könne. Es wurde ſelbſt dem Volke durch ein Ukas das, freilich etwas unſichere, Verſprechen gegeben, daß die Skupſchtina beibehalten und, „ſo oft der Senat es für gut hielte," einberufen werden ſolle. Dieſe ſonderbare Verordnung vom 18. April 1839 war nur von dem Miniſter des Inneren, Georg Protitſch, unterzeichnet.

Obgleich Ephrem vom Volke gehaßt war, hatte doch der ruſſiſche Conſul darauf beſtanden, daß derſelbe zum Präſidenten des Senats ernannt werde, und Miloſch räumte durch Ukas vom 14. Februar 1839 ſeinem vielgeliebten Bruder die erſte Stelle im Staate ein. Wirklich war auch, wennſchon der Fürſt in demſelben Ukas die Senatoren als unmittelbar unter ſeiner Hohheit ſtehend betrachtete, dennoch, ſeit Verkündigung des neuen Uſtaw, jene Hohheit nur eine ſcheinbare; denn die vollziehende ſowohl, als die geſetzgebende Gewalt war thatſächlich in die Hände des Senats übergegangen. Ein fähiger Mann hätte, an die Spitze dieſes Staatskörpers geſtellt, allvermögend werden können, ſo aber waren, bei der gänzlichen moraliſchen Nichtigkeit und der Wortkargheit Ephrem's, ſeine Collegen genöthigt, einen Vicepräſidenten zu wählen, der wenigſtens die Verhandlungen zu leiten verſtände, und ihre Wahl fiel auf Stojan Simitſch. Das erſte Werk, welches die unabſetzbaren Senatoren zu Tage förderten, war eine Erläuterung der ihnen durch den Hattiſcherif zugeſicherten Rechte. Dieſe wichtige Acte (ustrojenje sowjeta) erklärt die Sowjetniks, welche, der Hohheit des Fürſten entzogen, nur auf Befehl des Sultans angeklagt und gerichtet werden können, für unverletzbar. Dieſe Kneeſen willigten alſo — ſo gute Patrioten ſie ſonſt auch ſein mochten — im Jahre 1839 darein, die Sorge für Aufrechthaltung ihrer Rechte, die ſie 1830 einem einheimiſchen Oberhaupte anvertraut hatten, der Pforte zu übertragen, erhielten aber auch

bei dieser Gelegenheit von Seiten des Divans neue Bürgschaften. Dieselbe Acte gesteht zwar dem Fürsten das Recht zu, die erledigten Senatsstellen wiederzubesetzen, knüpft aber daran zugleich die Bedingung, daß dem Volke die Bestätigung der vom Fürsten getroffenen Wahl zustehen, und — wie es darin heißt — „jeder vom Fürsten zur Würde eines Sowjetnik zu erhebende Senatscandidat von dem Sowjet vorgeschlagen und bestätigt werden solle." So werden also Sowjet und Volk als gleichbedeutend, oder vielmehr jenes als das Haupt von diesem betrachtet. „Da der Senat" — so heißt es weiterhin — „aus den verdientesten Männern der Nation zusammengesetzt ist, so darf der Fürst nur aus ihnen seine Minister wählen; wie er denn auch dieselben nicht zwingen kann, ihr Amt niederzulegen, noch irgend eine Verordnung zu erlassen, bevor sie nicht vom Senat bestätigt ist. Dieser Staatskörper kann nach eigenem Gutdünken Jemanden mit der Abfassung der ihm nothwendig erscheinenden Gesetze beauftragen und dieselben in Berathung ziehen, ohne daß der Fürst ihn daran hindern dürfte." Indem auf diese Weise die Sowjetniks dem Fürsten die bloße vollziehende Gewalt zugestanden, konnten sie ihm jede Einmischung in die Gesetzgebung, „mit der er durchaus nichts zu schaffen haben sollte," als verfassungswidrig, untersagen, und dazu gaben dieselben russischen Diplomaten, welche die Charte des Dawidowitsch, als zu freisinnig, verworfen hatten, ihre Einwilligung.

Milosch durfte also nichts mehr ohne Genehmigung des ihn bevormundenden Senats unternehmen, aber freilich hatte auch kein Senatsbeschluß Gesetzeskraft, bevor er nicht von dem Fürsten unterzeichnet war, und dieser konnte immer noch, mittels seines Veto, den Gang der Regierung hemmen und von den Senatsbeschlüssen an die beiden Schutzmächte appelliren. Milosch machte denn auch redlich Gebrauch von seinem Protestationsrechte: er ließ während der ersten Monate keinen einzigen Regierungsbefehl zur Veröffentlichung gelangen und versetzte, von Iwanowitsch unterstützt, den gesetzgebenden Körper gleichsam in Belagerungszustand. Endlich verließen die Senatoren, unter dem Vorwande, daß für die Menge von Beamteten in Kragujewatz kein Unterkommen zu finden sei, diese kleine, von Milosch geschaffene und ihrem Schöpfer durchaus ergebene, Hauptstadt.

Der Fürſt beging die Unvorſichtigkeit, ihnen mit ſeinem ganzen Hofe nach Belgrad zu folgen. Schon der Empfang, der ihm von Seiten der dortigen Einwohnerſchaft zu Theil wurde, war unheilverkündend: kein einziger Bürger eilte ihm bewillkommend entgegen; an dreißig Reiter von wildem Ausſehen, mit langen Dolchen, geladenen Carabinern und zerriſſenen Mänteln, bildeten ſein Gefolge; eine dumpfe Stille, die nur von dem Schnauben der den Hügel hinanſteigenden Roſſe unterbrochen wurde, war über die Menge gelagert. — Es war ganz der Einzug eines Tyrannen.

Ein bedenklicher Vorfall lenkte bald wieder die allgemeine Aufmerſamkeit auf die wichtigſte Tagesfrage, auf den Streit zwiſchen dem Fürſten und den Senatoren. Der neue Senat hatte bei ſeiner Einſetzung den Staatsſchatz beinahe leer gefunden und ſofort den Fürſten für das Deficit verantwortlich gemacht. Da nun Miloſch gedrängt wurde, Rechnung abzulegen, erklärte er, daß er vor Verkündigung des Uſtaw unumſchränkter Herr Serbiens und Vertreter des Volkes geweſen ſei und in dieſer Eigenſchaft nicht wegen Unterſchleifs belangt werden könne. Die Senatoren widerſprachen Dieſem geradezu und bewieſen, daß ſeine Uſurpation nie von dem Volke gutwillig anerkannt worden ſei. So verkaufte denn Miloſch, als er ſah, daß der Senat die Klage nicht fallen laſſen wolle, eine beträchtliche Menge von Nationalgütern, die er ſich zugeeignet hatte, an ſeine Freunde, der Senat aber, der den Betrug entdeckte, erklärte jene Käufe für ungültig. Nun blieb Miloſch nichts Anderes übrig, als die Senatoren als Rebellen anzuklagen; er that es, entwich jedoch zugleich nach Semlin, indem er — wie er ſagte — ſich nicht wollte von dem Sowjet gefangen halten laſſen. Alsbald begab ſich Waſchtſchenko, als Vertreter einer Macht, die ſich für die Dynaſtie Obrenowitſch verbürgt hatte, und weil er fürchtete, daß das Volk dieſelbe des Throns verluſtig erklären möchte, zu dem geflüchteten Fürſten und bewog ihn durch viele Verſprechungen, nach Serbien zurückzukehren. Kaum war Miloſch wieder in Belgrad angelangt, ſo ſuchte er ſich die günſtige Stimmung des ruſſiſchen Conſuls zu nutze zu machen, und brachte ihn dahin, daß er einen an den Kaiſer geſtellten Antrag zu unterſtützen bereit war. In dieſem Schreiben erſuchte Miloſch den Czar, ihm in Rußland eine Zufluchtſtätte zu gewähren, und ſtellte den

Zwiespalt, der sich zwischen ihm und dem Senat erhoben, seiner höchsten Entscheidung anheim. Nikolaus, dem dieser Beweis des Vertrauens von Seiten des Fürsten schmeichelte, lud ihn, in Erwiederung darauf, ein, nach Petersburg zu kommen. In demselben Augenblicke aber knüpfte Miloſch ähnliche Unterhandlungen mit dem österreichischen Hofe an, und sobald dieselben weit genug gediehen waren, ging er abermals nach Semlin und erklärte, daß er in Wien Klage führen werde. Durch diese geschickte Wendung stellte Miloſch den russischen Consul bloß, welchem, da er einmal den Czar vermocht hatte, den Fürsten in Schutz zu nehmen, Alles daran gelegen sein mußte, Oesterreich an der Einmischung in diese Angelegenheit zu hindern. Waschtschenko besuchte täglich den Fürsten in der Quarantaine, Petroniewitsch aber und die übrigen patriotisch gesinnten Senatoren, welche ebenso sehr fürchten mußten, daß Oesterreich sich zu Gunsten Miloſch's in's Mittel schlagen werde, begaben sich zwei Mal des Tags zu ihm, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Vermöge der gänzlichen Unbekanntschaft Europas mit dem wahren Zustand der Dinge, hatte Miloſch ganz unerwartet wieder eine sehr feste Stellung gewonnen: in Ungarn hielt man ihn fast für eine Art Ludwig XVI, der seinen Henkern zu entgehen suche; in Serbien aber waren viele Patrioten geneigt, zu glauben, daß die österreichische Schutzherrschaft weniger drückend sein werde als die russische, und streckten den Serben in Ungarn, welche, in Folge der durch die deutschen Blätter verbreiteten falschen Nachrichten für Miloſch eingenommen waren, die Hände entgegen. Da geschah es, daß zwei Häupter der Miloſchischen Partei, der gewandte Jiwanowitsch und der piemontesische Arzt Cunibert, als sie sahen, daß ihr Gebieter von den Bitten des Senats, dessen Zorn sie persönlich zu fürchten hatten, erweicht sei, nächtlicher Weile aus Belgrad entwichen und sich zu dem geflüchteten Fürsten begaben, um ihn wieder in seiner Weigerung zu bestärken; fast gleichzeitig kam aber auch die Fürstin Ljubitza mit ihren Söhnen von Temeswar an, überhäufte, um sich populär zu machen, ihren Gemahl in Gegenwart der Senatoren mit Vorwürfen und schilderte ihm, wie ihm überall an den Höfen, wo er seine Klagen anbringen wolle, die Schande auf dem Fuße folgen werde. Da schwor Miloſch unter Thränen, fortan

als „Bürgerfürſt" verfaſſungsmäßig zu regieren, beſtätigte das von dem Obergerichtshofe über Cunibert und Jiwanowitſch gefällte Urtheil ewiger Verbannung und kehrte dann, in Begleitung einer Deputation des Senats, nach Belgrad zurück.

Offenbar war es Rußland — was auch immer die europäiſche Preſſe davon ſagen mochte — wenig mehr um Miloſch's Entthronung zu thun, hatte es doch den Senat, der nunmehr die einzige wirkliche Gewalt im Fürſtenthume war, am Gängelbande. Darum bot auch Waſchtſchenko ſeine ganze Beredtſamkeit auf, um den Fürſten zu bewegen, daß er ſich ruhig verhalte: er rühmte ihm das Glück eines conſtitutionellen Fürſten, der nur die Annehmlichkeiten ſeiner hohen Stellung genieße, nur die Macht habe, Gutes, nicht aber Böſes zu thun, und der allein den Ruhm, das Glück ſeines Landes gefördert zu haben, ernte, ohne daß ihm das Leid deſſelben zur Laſt gelegt werden könne. So Etwas von einem Ruſſen ſich vorreden zu laſſen, mußte dem alten Tyrannen nur widerlich ſein; einen beſſeren Eindruck machte es dagegen auf den Fürſten, als der Conſul ihm die furchtbaren Aeußerungen der Volksrache ſchilderte: „Mein Einfluß" — ſo ſprach er — „und die Furcht, die der Czar einflößt, werden Dich, ſo lange Du dem Uſtaw nachkommſt, der Nation zum Trotze, aufrecht erhalten, aber trittſt Du ihn mit Füßen, ſo wirſt Du dem rachedürſtenden Volke gegenüber allein ſtehen." Dieſe Ermahnungen waren jedoch bald vergeſſen: der Senat beſtand darauf, daß Miloſch nicht nur über ſeine Verwendung der Staatsgelder während der letzten zehn Jahre Rechnung ablegen, ſondern auch die eingezogenen Güter herausgeben und allen Schaden, den ſeine Beamteten Privatperſonen zugefügt hätten, erſetzen ſolle. Das hätte auch einen weniger eingefleiſchten Geizhals, als Miloſch war, zum Aeußerſten bringen können; lieber wählte er den Bürgerkrieg, als daß er die verlangten Millionen zurückerſtattete. Da er wußte, wie unzufrieden das Volk mit der ihm von fremden Mächten aufgedrungenen Verfaſſung ſei, an der es nicht die geringſte Veränderung hatte anbringen können, verkündigte Miloſch plötzlich die Abſchaffung des Uſtaw, ſchickte ſeinen Bruder Jowan in das Rudnikgebirge, um das Landvolk auf ſeinen Gütern aufzuwiegeln, und forderte die ſtehenden Truppen auf, die Ketten,

mit denen die Senatoren sie beladen, zu sprengen. Der Aermste überlegte aber nicht, daß eben diese ihm so verhaßten Greise jetzt seine einzigen Beschützer waren, und daß, indem er diese letzte Stütze zerbrach, er sich wehrlos der Volkswuth preisgab.

Das von Miloſch's Agenten aufgebotene Heer war im Nu und ohne abzuwarten, bis Jowan's Bauern die Waffen ergriffen, schlagfertig. Unter dem Rufe: „Nieder mit der Charte, es lebe der unumschränkte Herrscher!" stürmte die Besatzung von Kragujewatz das Zeughaus und rückte dann, mit der von Tjuprija vereinigt, auf Belgrad los, indem sie ihre eigenen Offiziere, die sich weigerten, die Verfassung umzustürzen, und diejenigen Beamteten, die nicht Zeit gehabt hatten, in die benachbarten Wälder zu flüchten, geknebelt mit sich fortführten. Bei dieser unerwarteten Nachricht zwangen die betroffenen Senatoren den Fürsten, sie auf die Citadelle zum Wessier zu begleiten, um demselben von dem Vorfall Anzeige zu machen. Sie gedachten, ihn als Geißel in den Händen der Türken zurückzulassen, allein der Wessier sowohl, als der russische Consul, weigerten sich, eine solche Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen. Da der Fürst seine völlige Unschuld betheuerte, so stellte man sich, als glaube man daran, und verlangte nur von ihm, daß er zwei seiner Adjutanten mit einem Schreiben an die Rebellen abschicke, worin er ihnen von ihrem thörichten Beginnen abriethe. Miloſch mußte der Gewalt nachgeben; jedoch ließ er, um die Wirkung seines Briefes aufzuheben, den Seinigen insgeheim den Befehl zukommen, sich an keine Meldung zu kehren, sondern immer vorzurücken, bis daß sie ihren Gebieter aus der Gewalt der Constitutionellen befreit hätten. Die meuterischen Truppen, an deren Spitze ein Unteroffizier, Namens Taditsch, stand, setzten also mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen ihren Marsch fort und reizten unterwegs das Landvolk auf, mit ihnen gegen die Schurken loszuziehen, welche, wie sie sagten, den Fürsten gefangen hielten und tödten wollten.

Der Senat mußte zum Aeußersten schreiten: er bekleidete Wutschitsch, den Helden, den Abgott des Volkes, der schon einmal im Jahre 1835 eine ähnliche schwere Rolle glänzend durchgeführt hatte, mit dictatorischer Gewalt für die ganze Dauer des Aufstandes. Mit seinen Freiwilligen, deren Zahl

nach Verlauf einiger Tage bis auf 15,000 angewachſen war, ſchloß der Dictator bald die fürſtlichen Truppen ein, nöthigte ſie, ſich gefangen zu geben, zerſtreute die durch Miloſch's Gold aufgewiegelten Banden und nahm Kragujewatz ein. Darauf verſammelte er auf der Wieſe außerhalb dieſer Stadt das ganze Bürgerheer und befahl den Hauptleuten der Nahien und allen Bezirksknecſen, in ihrem Zelte ein Buch auszulegen, damit jeder Staatsbürger ſeine Beſchwerden gegen Miloſch darin eintragen und den Schaden, den ihm derſelbe an ſeiner Perſon oder an ſeinem Eigenthume zugefügt, angeben könne. Zugleich forderte er die Häupter der Nation auf, ihm freimüthig ihre Wünſche vorzutragen. Die Krieger aus allen Nahien verlangten einſtimmig eine große Skupſchtina; nur die Senatoren waren dagegen, denn — meinten ſie — das unbedachtſame Volk würde das verfluchte Herrſchergeſchlecht verjagen, und dann würde Rußland, als Schutzmacht, einen Bevollmächtigten ſchicken, deſſen Joch ſchwerer auf Serbien laſten dürfte: darum ſei ein einheimiſcher Tyrann immer noch beſſer, wenn man ihn nur im Zaume halte. Die Senatoren hatten Recht, aber freilich war das ein trauriges Loos für ein freiheitliebendes Volk. So verwandelte ſich denn der patriotiſche Enthuſiasmus, der anfangs ſo feurig aufgeblitzt war, in ſtumpfſinnige Ergebung. Die Meiſten beſtanden indeſſen auf ihrem Verlangen nach einer Skupſchtina: „Was wären wir denn" — riefen ſie — „wenn wir nichts ohne Erlaubniß des Czars ſollten thun dürfen?" Und die Heldenjugend ſchaarte ſich um die feurigſten Volksmänner und folgte ihrem Freiheitsrufe. Auch die altersgrauen Stareſchinen blieben nicht gleichgültig bei ſolch erhabenem Schauſpiele: „Wo iſt die Zeit hin, da wir als Rajas lebten?" — ſprachen ſie. — „Wie ſehr iſt doch unſer Volk gewachſen an Einſicht und Würde!" Und das Feuer der Jugend theilte ſich auch den Greiſen mit, und ſie wollten nicht eher vom Platze weichen, als bis man ihnen die Skupſchtina zugeſagt. Wutſchitſch mußte nachgeben; er verſprach, ſie zuſammenzuberufen, was auch immer der Senat und Rußland dazu ſagen möchten.

Alsbald brach das Bürgerheer nach Belgrad auf, wo es, mit den Waffen in der Hand, eine allgemeine Verſammlung halten wollte. Auf dem Wratſchar, eine halbe Meile vor der

Stadt, machte es Halt, um den Senat zu empfangen und ihm im Namen des Vaterlandes für den Eifer, den er an den Tag gelegt, zu danken. Ein Mann von hohem Wuchse, dessen große, bleiche Stirn einen unbeugsamen Charakter verrieth, stand an der Spitze dieses Rathes der Alten, — es war der feurige Patriot Stojan Simitsch, das leibhaftige Bild festen, thatkräftigen Bürgersinnes. Während der ganzen Berathschlagung blieb er sich in Haltung und Ausdruck unverändert gleich. Als endlich das Landvolk verlangte, daß die Versammlung förmlich eröffnet und befugt werde, den treubrüchigen Fürsten zu richten, entgegnete der bestürzte Senat, daß Milosch nur von den Kaisern gerichtet werden könne; allein die Bürger fuhren auf und drohten, wenn man ihnen ihre Competenz abstreiten wolle, würden sie mit eigenen Händen den Tyrannen steinigen. Nur das göttliche Wort des Bischofs von Uschitze, Nikiphor, der erschienen war, den Rettern des Ustaw im Namen der Kirche zu danken, vermochte, die Gemüther zu besänftigen, und zugleich war auch Wutschitsch bemüht, die tobende Menge friedlicher zu stimmen. „Beruhigt Euch Brüder" — rief er aus — „es soll Euch volle Gerechtigkeit werden, dafür bürgt Euch die Charte. Aber bedenkt auch, daß Ihr durch gesetzliche Ordnung aus Sclaven Menschen geworden seid, und daß es jetzt gilt, die Zukunft der serbischen Nation sicher zu stellen. Wahret Eure Bürgerwürde: was sollte Europa dazu sagen, wenn es erführe, daß Ihr den Richterspruch über Euren Zwingherrn nicht habt abwarten können und Euch, wie Rajas, eigenmächtig Recht verschafft habt?" Die Kmeten erwiederten diese Ermahnungen nur durch Wiederholung ihres Begehrens einer gerichtlichen Procedur. Darein mußten denn die Senatoren — jedoch mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß ein solcher Proceß Zeit verlange — auch willigen, worauf Stojan Simitsch die Bürger ernstlich ermahnte, sich nach Hause zu verfügen und abzuwarten, bis die Untersuchungscommission ihre Arbeit vorlegen könne, da sie dann von Neuem zusammenberufen werden würden. Doch die Empörten weigerten sich, Belgrad zu verlassen, bevor nicht der Uebertreter des Gesetzes das Land geräumt habe, und als Wutschitsch entgegnete, daß man Milosch nicht ohne Erlaubniß der Kaiser, die ihn eingesetzt, fortjagen dürfe, drängten sich alle Kmeten an ihn heran

und riefen: „Streite Du für uns, alter Bruder! Laß uns nicht nachgeben. Unſere Rechte ſind fortan geheiligt, die Czare ſelbſt haben ſie feierlich anerkannt; was kümmern uns dann noch ihre ſchiefen Geſichter, wenn wir unſer gutes Recht und den Himmel für uns haben. Was auch daraus entſtehen möge, Recht muß ſein; bis dahin bleiben wir in Belgrad.“ So viele von dieſen bäuerlichen Rednern auch nach einander das Wort nehmen mochten, ſo wurde doch ſelten einer von dem anderen unterbrochen, und bei der höchſten Leidenſchaftlichkeit war doch der Ausdruck ihrer Wünſche und Beſchwerden höchſt treffend und vernunftgemäß. Dieſe kunſtloſe Beredtſamkeit trug am Ende den Sieg davon: die Senatoren erklärten die Skupſchtina für eröffnet, worauf das verſammelte ſouveraine Volk ſie bedeutete, daß ſie ihm für die Perſon des ihrer Obhut anvertrauten Fürſten zu haften hätten. Eine Stunde nach dieſer Erklärung kreuzten zwei vom Senate beorderte wachhabende Offiziere ihre Degen vor der Thür des gefangenen Miloſch.

Der Sieg der Volkspartei war ſo vollſtändig, daß der Senat die ihm treugebliebenen 600 Mann regelmäßiger Truppen an demſelben Tage noch, wo er wieder in Belgrad einzog, mit einem Ducaten Belohnung für Jeden, beurlaubte. Dieſer Triumpheinzug ſämmtlicher Häupter der Nation, Wutſchitſch an der Spitze, geſchah durch das Thor von Stambul. Die Türken ſahen, auf den Mauern kauernd, verblüfft dieſem Volksſchauſpiele zu, in welchem ihre ehemaligen Rajas als Helden figurirten; die Damen des regierenden Hauſes aber hatten, um — freilich etwas zu ſpät — ihren Patriotismus kund zu geben, ſich auf dem Balcon von Ephrem's Palaſte verſammelt.

Währenddeß tobte der gefangene Miloſch vor Wuth: er verſicherte, daß er bei der Empörung der Truppen gegen den Uſtaw unbetheiligt ſei, und verlangte, man ſolle den Metropoliten und die Biſchöfe kommen laſſen, damit er auf das heilige Kreuz ſeine Unſchuld beſchwören könne. Eine ſolche Heuchelei mußte den ehrlichen Seelen der ſerbiſchen Krieger nur Abſcheu einflößen und das Volk in ſeinem Beſchluſſe beſtärken, der fluchwürdigen Herrſchaft ein Ende zu machen. Der Conſul Waſchtſchenko hoffte immer noch, die Senatoren umzuſtimmen, daß ſie den Wünſchen dieſes Völkleins, welches ſich — ſeiner Meinung

nach — das Ansehen einer großen Nation geben wolle, nicht nachgäben, allein er setzte nichts weiter durch, als daß die Zahl der Theilnehmer an der Versammlung beschränkt und die Masse des Volkes davon ausgeschlossen werden sollte. Als die Abgeordneten aus Belgrad hinauszogen, um auf freiem Felde, unter Platanen, die entscheidende Sitzung zu halten, mußten die Stadtthore geschlossen werden, damit das übrige Volk nicht nachstürzen könne. Wutschitsch, der wieder schlichter Bürger geworden war, schritt an der Spitze der Abgeordneten durch die menschenwogenden Straßen, wie ein römischer Dictator, der sein Amt niedergelegt hat. Sein weites weißes Obergewand, seine türkischen Beinkleider, sein rother Pistolengürtel und besonders seine stolze Haltung ließen ihn leicht aus den übrigen Senatoren heraus erkennen. Die Versammlung eröffnete der Metropolit Peter mit einer Rede, worin er ankündigte, daß der Fürst, da er die gegen ihn erhobenen Anklagen nicht zu entkräften vermöchte, entschlossen sei, abzudanken und den Rest seiner Tage auf seinen Gütern in der Walachei zuzubringen. Ein langgedehntes Murren durchlief bei dieser unerwarteten Kunde die Nationalversammlung. „Was!" — rief man — „ohne die dem Lande entwendeten Summen wiedererstattet zu haben, sollte Miloſch sich auf die Güter, welche die Frucht seiner Räubereien sind, zurückziehen dürfen! Wir sollten ihn sein unermeßliches Vermögen, welches er im Laufe von zwanzig Jahren durch Mord und Plünderung zusammengeschlagen hat, ungestört im Auslande verzehren lassen? Würde er da nicht einen Theil seiner Reichthümer dazu verwenden, um Spione und Verräther in unserer Mitte zu unterhalten? Nein er darf uns nicht entwischen, bevor er uns nicht Rechnung abgelegt hat. Er muß gerichtet werden; bekennt er aber freiwillig seine Schuld und giebt er die schriftliche Erklärung, daß er die Strafe der Verbannung verdient habe, so mag er das erpreßte Gold herausgeben." Einige schwache Stimmen erhoben sich zwar und trugen darauf an, man solle Miloſch seine Schätze mitnehmen lassen, unter der Bedingung, daß er Serbien für immer von seiner Gegenwart befreien wolle, allein sie wurden von dem allgemeinen Wuthgeschrei übertäubt. Solches Toben erschreckte die greisen Senatoren, und alle, selbst die, welche Miloſch am Aergsten ge-

mißhandelt hatte, verwahrten ſich gegen jegliche Gewaltthat, die man an dem Fürſten verüben möchte; die alten Grauköpfe wollten mit aller Welt in Frieden von hinnen ſcheiden.

Einige von Miloſch's Anhängern, wie z. B. der Oberſt Rajowitſch, benutzten dieſe Stimmung der Senatoren, um das Volk zu beſänftigen, doch Niemand würdigte ſie einer Antwort. Da endlich trat Stojan Simitſch auf und ſprach: „Brüder! Der Fürſt bekennt ſich als Anſtifter des Aufſtandes, er geſteht ſeine Gewaltſtreiche ein, nur wünſcht er, daß man ihm das öffentliche Geſtändniß erſpare und ihn in Frieden ziehen laſſe. In Betreff der zu leiſtenden Entſchädigungen unterwirft er ſich zum Voraus dem Ausſpruche der Gerichte; er wird Alles, was er Privatperſonen gewaltſam entzogen hat, aus ſeinem Privatvermögen erſetzen.“ Durch dieſe Erklärung beſchwichtigt, erwiederten die Volksredner: „Alles zurückzuerſtatten, iſt unmöglich, er ſoll nur das herausgeben, was er ſeit 1835, von dem Tage an, da er die ſerbiſche Charte beſchwor, erpreßt hat. Erſt von jenem Tage an beſitzen wir Rechte, und was uns ſeitdem entriſſen worden, gehört uns rechtmäßig zu, Miloſch's frühere Verbrechen aber mag Gott beſtrafen.“ Wutſchitſch, dem die Billigkeit dieſer Forderungen einleuchtete, unterſtützte ſie gegen ſeine Collegen und ſtellte denſelben vor, daß, da ſie nur die Vertreter der Nation, ſie ohne Zuſtimmung derſelben nicht befugt ſeien, den Tyrannen ſeiner Schuldenlaſt zu entledigen; man müſſe eine genaue Berechnung darüber anſtellen und dieſelbe der Volksverſammlung vorlegen, die allein über Unterſchlagung von Staats- oder Privateigenthum zu richten habe. Der Sowjet gab in dieſem Puncte nach, worauf beſchloſſen ward, daß Miloſch von 1835 an Rechnung ablegen ſolle.

Während dieſer langen Sitzung hatte der Senatspräſident, des Fürſten Bruder Ephrem, hinter ſeinen Collegen verſteckt, an einen Akazienſtamm gelehnt, anfangs ſich den Schein wegwerfender Gleichgültigkeit gegeben. Mit einem türkiſchen Roſenkranz tändelnd, wendete er ſich jedesmal, wenn die Volksredner eine Tölpelei begingen, mit verbiſſenem Lachen nach einem ihm zur Seite ſtehenden Franzoſen um; aber als er ſah, wie der Senat nachgab, und die Verſammlung ſich wirklich in einen Ge-

richtshof verwandelte, fing er an an allen Gliedern zu zittern und war einer Ohnmacht nahe, so daß seine Momken ihn auf's Pferd setzen und nach der Stadt zurückbringen mußten.

Der russische Consul Waschtschenko vernahm mit Staunen und Schrecken die Beschlüsse der Volksversammlung: was sollte sein Gebieter, der Kaiser, sagen, wenn er von der Verwirrung hörte, in welcher ein von seinen Adlersittigen beschirmtes Land sich befinde. Schleunig ließ er Wutschitsch zu sich rufen, hielt ihm die rohen Excesse vor, denen er durch seine Gegenwart das Gepräge der Gesetzlichkeit aufdrücke, erinnerte ihn an die Rücksichten, die gesittete Nationen ihren Fürsten schuldig seien, und drang in ihn, daß er Alles aufbieten solle, um die Auflösung der Skupschtina zu bewerkstelligen. Der Generalissimus war mit einem glänzenden Gefolge von Kriegshelden zum Consul gekommen; es kostete ihm nur einen Wink, so wäre Waschtschenko sammt dem Herrscherstamme, den er aufrecht erhielt, zum Lande hinausgejagt worden, dann aber wären die Haidukenzeiten wiedergekehrt: man hätte müssen in's Gebirge flüchten, in den Wäldern, das Gewehr im Arm, neben einem stets gesattelten Rosse schlafen, und Wutschitsch liebte sein Vaterland zu sehr, als daß er in einem so entscheidenden Augenblicke sich hätte von seinen Leidenschaften hinreißen lassen. Er zeigte sich also geneigt, Waschtschenko zu willfahren. Sogleich wurde die Fürstin Ljubitza in das russische Consulat eingeladen, um sich mit Wutschitsch zu bereden, wie die Flucht ihres Gemahls zu bewerkstelligen sei. Die Fürstin ließ sich, damit es scheinen sollte, als wäre sie von unsäglichen Schmerzen niedergebeugt, in einer Sänfte tragen, und kaum ward sie Wutschitsch, den Erbfeind ihres Hauses, ansichtig, als sie ihn mit Schmähungen überhäufte. Schon wollte der Oberbefehlshaber, wie ein Kind, seinem aufbrausenden Zorne Luft machen, doch er sah die Fürstin in Thränen zerfließen und gelobte daher, Milosch's Flucht zu fördern. Wirklich begab sich auch, auf seine dringenden Vorstellungen, der Senat gleich am folgenden Morgen zu dem gefangenen Fürsten, um ihm anzuzeigen, daß man dem Wunsche Wutschitsch's und des russischen Consuls gemäß, ihn wolle abziehen lassen, ohne irgend einen Schadenersatz von ihm zu verlangen. Währenddeß ließ die Volksversammlung, nach-

dem ſie die Frühmeſſe gehört, ſich auf dem Platze vor der Kathedrale von dem Metropoliten eine ſalbungsvolle Rede vorpredigen, worin derſelbe ſie zur Verſöhnlichkeit ermahnte und ſie anflehte, daß ſie ſich an der Abdankung des Fürſten zu Gunſten ſeines älteren Sohnes Milan genügen laſſen möchte. Lange Zeit beſtanden die Kneten hartnäckig auf ihrer Weigerung: waren ſie ſchon empört, daß der Tyrann ſich wegzuſchleichen ſuchte, ohne den vielen Unglücklichen, die er in's Elend geſtürzt, irgend einen Schadenerſatz gewährt zu haben, ſo wollten ſie doch wenigſtens den ganzen Herrſcherſtamm ausgerottet wiſſen; allein man hielt ihnen vor, daß der Berat ſich ſehr beſtimmt in Betreff der Erbfolge ausſpreche, und daß die Kaiſer ſich dafür verbürgt hätten. Uebrigens war auch der Erbprinz allgemein beliebt. So begab ſich denn eine Deputation der Volksverſammlung, nebſt den Biſchöfen, den Richtern, dem Generalſtabe des Heeres und den Senatoren, in den Palaſt, um aus den Händen des Fürſten ſeine Entſagungsacte zu empfangen. Es war in der zweiten Tagesſtunde (10 Uhr Morgens), als Miloſch den Abgeordneten bis an die unterſte Treppenſtufe entgegenkam und ihnen nachſtehendes Schreiben, welches Otretſchenje (Abdankung) betitelt iſt, aushändigte. Es lautet:

„Dem Senate, den verſchiedenen Behörden, der Geiſtlichkeit „und der ganzen ſerbiſchen Nation erkläre Ich hiermit, daß, da „Meine, durch langjährige Regierungsſorgen geſchwächte, Geſund„heit Mir nicht länger erlaubt, Mich Meinen Geſchäften zu wid„men, Ich entſchloſſen bin, Mich freiwillig Meiner Fürſtenwürde „und der damit verknüpften Pflichten zu entledigen. Demgemäß „danke Ich jetzt feierlich und für immer ab, zu Gunſten Meines „älteren Sohnes Milan, welcher nach Laut des der Nation er„theilten Hattiſcherifs und des Mir von dem allergnädigſten Sul„tan verliehenen Berats, Mein Erbe und Thronfolger iſt. Da Ich, „nach ſo mühevollen Jahren, der Ruhe und Stille bedarf, ver„laſſe ich Serbien für immer, doch nehme Ich wenigſtens den Troſt „mit fort, daß Ich mein Vaterland frei, friedlich, einig und glück„lich unter dem Schirme eines mächtigen Beſchützers zurücklaſſe. „Da Ich nicht ſchreiben kann, habe Ich durch Meinen jüngſten „Sohn Michael dieſe Acte mit Meinem Vor- und Zunamen un-

„terzeichnen und beſiegeln laſſen, zum Beweis, daß ſie aus Meiner „freien, wohlbedachten Entſchließung hervorging."

„Gegeben zu Belgrad am 1. Juni 1839.

„Miloſch Obrenowitſch,
Fürſt der Serbier."

Ein zweite Acte, welche die Uebertragung der Herrſchaft auf den Naslednik (Thronfolger) Milan betraf, wurde gleichfalls den Abgeordneten vorgeleſen. Der Fürſt ertheilte darin dem Sohne ſeinen ganzen Segen, ermahnte ihn, ſtets mild zu regieren, ſein ganzes Leben dem Glücke ſeiner Unterthanen zu weihen, denn dadurch nur könne er die Leiden und den Kummer ſeines alten Vaters lindern. Dieſe beiden Acten wurden der Verſammlung vorgetragen, die ſie mit dumpfem Stillſchweigen aufnahm; die Abgeordneten gingen ſchwer daran, dem Volkswillen entgegenzuhandeln. Sie verlangten, daß Miloſch wenigſtens unverzüglich ſich entferne, und ſeine Abreiſe wurde auf den folgenden Tag feſtgeſetzt.

Die ganze Nacht über ſtieß der Fürſt herzzerreißende Wehklagen aus: „Mein theures Serbien, meine liebe Heimath, alſo ſoll ich nimmer Dich wiederſehen! Ich ſoll nicht mehr Dein milder, Dein gebenedeiter Sohn ſein!" — Das Wort Miloſch hat im Serbiſchen dieſe doppelte Bedeutung. — Hatte er nicht Urſache, dieſes ſein Vaterland zu vermiſſen, in welchem er vom Bauernknecht, mit ein Paar Groſchen Tagelohn, zum Range eines Fürſten emporgeſtiegen und ſo reich geworden war, daß er 1,600,000 Ducaten in die Wiener Bank niederlegen konnte?

Um 9 Uhr Morgens geleiteten der Senat und die Biſchöfe den Fürſten an die Sawe, wo ein Kriegsſchoner für ihn bereit ſtand, nebſt zwei Barken voll Soldaten, welche angewieſen waren, ihn bis zu ſeiner Ankunft in der Walachei zu überwachen, damit er nicht nach Oeſterreich flüchten möchte. Inmitten der dichten Menſchenmenge, welche ſich am Ufer zuſammendrängte, war Miloſch an ſeiner Rieſengeſtalt, ſeinem ungeheueren Kopfe und der dicken Geſchwulſt am linken Backen, leicht zu erkennen: er ging feſten Schrittes, aber als er im Begriffe ſtand, das Schiff zu beſteigen, ward er nochmals gerührt, bat Alle, die er ver-

folgt, ihm ſeine Gewaltthaten zu verzeihen, und geſtand ein, daß er den letzten Aufſtand gegen die Verfaſſung, die er für verderblich gehalten, angeſtiftet habe. Dann ſchwor er ſeinem Vaterlande ewige Liebe und erinnerte daran, daß er, ungeachtet ſeiner Fehler, doch viel zur Wiedergeburt ſeines Vaterlandes beigetragen habe. Endlich umarmte er ſeine Feinde, die Senatoren, und wünſchte ihnen ein ruhigeres Alter, als ihm beſchieden: „Laßt uns" — ſprach er — „uns nicht im Böſen trennen, laßt uns als Männer von einander ſcheiden, als alte Gefährten aus dem Freiheitskriege. Laßt uns zu Ehren unſeres Landes unſere gegenſeitige Feindſchaft abthun, damit es kein Aergerniß gebe, und das übrige Europa nicht erfahre, wie ich regiert! Laßt nichts gegen mich in die Zeitungen ſetzen; ich will fortan vergeſſen ſein, als ruhte ich ſchon im Grabe. Sagt, ich habe freiwillig abgedankt, und da ich Euch nicht mehr ſchaden kann, ſo ſtellt es Gott anheim, mich zu richten, bald werde ich bei ihm ſein. Lebt wohl, meine Brüder, auf ewig lebet wohl! Der Himmel ſei mit Euch!"

Es lag etwas Ehrfurchtgebietendes in dieſen Abſchiedsworten; Miloſch hatte ja zwanzig Jahre lang an der Spitze eines Volkes geſtanden, und die gemeinſte Seele muß bei einem ſolchen Berufe ſich aufſchwingen. Die Nationen, die Gott heilig und unverletzlich erſchuf, drücken der Stirn, welche ſie mit dem Diadem ſchmücken, das Gepräge der Erhabenheit auf: das fühlten auch die Serbier und darum drängten ſie ſich, als ihr Fürſt den Kaïk beſtieg, heran, um ihm die Hand zu küſſen. Ljubitza, die von ihrem Gemahl ſtets ſchmachvoll behandelt worden war, ſtieß bei ſeiner Abfahrt laute Schmerzensrufe aus. Die deutſchen Beamteten, die es jederzeit mit den Machthabern halten, waren indeſſen die Einzigen, welche offen ihr Bedauern auszuſprechen wagten. Einer von ihnen, Richter, entblödete ſich nicht, in ſeinem Schriftchen über Serbien *) zu ſagen: „Miloſch „iſt ehrwürdig durch ſeine ausgezeichneten Eigenſchaften. Wie „liebevoll war er, wie zuvorkommend ſelbſt gegen die Aermſten! „Wie leutſelig erwiederte er den Gruß des Geringſten ſeiner Un-

*) Serbiens Zuſtände unter dem Fürſten Miloſch bis zu ſeiner Regierungsentſagung im Jahre 1839. (Leipzig 1840.)

„terthanen. Er fiel nur durch ein Gewebe von Ränken, vor „welchen seine offene, freimüthige Seele sich nicht zu verwahren „wußte....." Die französischen Reisenden haben ebenso gut als die deutschen dazu beigetragen, die öffentliche Meinung in Betreff der Obrenowitsche irre zu leiten, aber so sehr sie auch Miloſch's Charakter und Streben herausstreichen mögen, Eins ist doch nunmehr klar erwiesen: daß nämlich der Fürst der Serbier nicht durch niederträchtige Ränke, sondern durch den Zorn einer durch seine Räubereien verarmten und über seine Gewaltstreiche empörten Nation gestürzt ward.

Seit seiner Abdankung hat Miloſch mehre, jedoch sämmtlich verunglückte, Versuche gemacht, sich der Herrschaft wieder zu bemächtigen; seine Kabalen haben nur seinen Söhnen, Milan und Michaël, das Leben verbittert und die aufrichtige Aussöhnung der Serbier mit seinem Stamme verhindert. Die kurze Regierungszeit der beiden jungen Fürsten ist übrigens so durchaus mit Ränken der fremden Mächte durchflochten, daß sie weniger der Geschichte Serbiens, als der des Orients überhaupt und seiner Verhältnisse zur europäischen Diplomatie, angehört. Diese beiden Regierungen bilden, so zu sagen, ein Drama für sich, welches noch keineswegs vollendet ist. Im Jahre 1842 hat das serbische Volk die letzten Ueberreste des Stammes Obrenowitsch zum Lande hinausgeworfen, und ein Sohn Czerni Georg's beherrscht nunmehr das Fürstenthum. Gleichwohl halten sich die Obrenowitsche noch nicht für überwunden, ja sie haben vielleicht auch Ursache, noch nicht alle Hoffnung aufzugeben; denn in der That, wenn auch zu Anfang des Jahres 1843 das britische Cabinet die von Rußland begünstigte gefallene Dynastie aufgab und unsere Politik in seine neue politische Bahn hineinzog, wenn ferner unser Generalconsul Kodrika, von England als verlorener Posten vorgeschoben, eher als irgend einer seiner Collegen die Rechtmäßigkeit des Fürsten Alexander Georgiewitsch anerkannt hat, so dürfte doch diese leere, sicherlich von keiner weiteren Maßregel unterstützte, Demonstration in den Cabinetten Europas sehr wenig Gewicht haben, und Oesterreich sowohl als Rußland werden darum nicht minder auf die freiwillige oder gezwungene Entfernung „des Sohnes des Erlösers" dringen. Es ist demnach noch nicht

an der Zeit, eine politische Krise, bei deren Entwickelung nicht Serbien allein, sondern der gesammte Orient betheiligt ist, ihrem vollständigen Zusammenhange nach zu würdigen.

Viertes Kapitel.

Gegenwärtiger Zustand des Fürstenthums. — Widerstreitende Interessen der Großmächte. — Frankreichs Aufgabe in Betreff Serbiens.

Drei Parteien regen sich in dem Fürstenthume Serbien: erstens die nationale Partei, welche aus den an orientalischen Sitten hangenden Hospodaren besteht; diese hegt, auf die Gebirgsbewohner gestützt, eine fromme Ehrfurcht für althergebrachte Erinnerungen und für Stammleben. Ferner die deutsche Partei, welche sich, in Folge der Handelsverbindungen Serbiens mit Oesterreich, in den an die Donau und Sawe angränzenden Landstrichen gebildet hat. Diese bekämpft im Namen der europäischen Gesittung das orientalische Streben des Volkes. Die gemischte Partei endlich, bestehend aus den Beamteten, denen es nur um ihre Besoldung zu thun ist, findet ihre Stütze in den Schutzmächten, die nur ihren eigenen Vortheil im Auge haben, und in der europäischen Diplomatie, die blindlings gutheißt. Diese letzte politische Fraction hat keine Aussicht, im Lande Wurzel zu fassen; nur dann könnte sie sich am Ruder erhalten, wenn sie, sich selbst verleugnend, sich an die eine oder die andere der beiden scharf ausgesprochenen Parteien Serbiens anschlösse. Es handelt sich demnach nur um die, welche eine deutsche Organisation herbeiwünschen, und die, welche die orientalischen Einrichtungen aufrecht zu erhalten und weiter auszubilden streben.

Wer den slawischen Volksstamm kennen gelernt hat, dem muß es einleuchten, daß die germanischen Institutionen seinem Wesen durchaus zuwider sind, geschweige denn gar die österreichischen; und doch sind es gerade österreichische Regierungsformen, in welche die deutsche Partei Serbien einzwängen möchte; damit allein schon ist ihr das Urtheil gesprochen.

So ist denn nur noch die Partei der Hospodare übrig, die einzige, welche wahrhaft Anklang bei'm Volke findet: sie ist der unumschränkten Monarchie Feind, wünscht aber sehnlich eine starke, geordnete Regierung; nur möchte sie, daß die Staatsgewalt sich nicht auf fremde Schutzmächte, sondern auf althergebrachte einheimische Institutionen stützte. Diese Institutionen haben, wie die Volkssitten selbst, ein im hohen Grade edles, einfaches Gepräge. Jedes Dorf wird von seinem Kmeten oder Aeltesten regiert, welche gemeinschaftlich unter sich die Kneesen wählen. Diese letzteren zerfallen in drei Classen: 1) die Kneesen der Ortschaften (ceoski-knezovi), welche unsere Schulzen und Dorfrichter vorstellen; 2) die Districts-Kneesen, deren ausgedehntere Befugniß in türkischen Zeiten oft erblich war; 3) die Kneesen der Nahien, deren jeder von der Gesammtheit der Gemeinden seines Bezirks gewählt und dem Ispravnik (dem fürstlichen Statthalter) zur Seite gesetzt wird, um in ihrem Namen seine Handlungen zu beaufsichtigen. Der Ispravnik seinerseits hat wiederum, mittels der in die verschiedenen ihm untergebenen Kneschinen vertheilten Kapetanis, das Volk oder die Familienväter zu beaufsichtigen und die allgemeinen Anordnungen und Interessen des Staates mit denen der Gemeinden und Nahien in Einklang zu setzen. Jede Ortschaft verwaltet ihre Güter selbst; jede Genossenschaft oder Gemeinde ist Grundeigenthümerin ihres Gebietes, und der Ertrag ihrer Ländereien, die sie entweder bebauen oder als Weidetrift benutzen kann, fließt in die Gemeindekasse, aus welcher die Ausgaben für öffentliche Arbeiten oder zur Unterstützung der Armen bestritten werden. Da die Vertheilung der Auflagen stets von den Kmeten ausgeht, so kann der Reiche sich nicht den öffentlichen Lasten entziehen, wie dieß nur zu häufig in denjenigen Staaten der Fall ist, wo die Steuern nach den so unvollständigen Katasterangaben erhoben werden. In Serbien kann Niemand sein wirkliches Vermögen verheimlichen, da es den Nachbarn bekannt ist; die Auflagen drücken nicht den Armen zum Vortheil der Reichen, ja oft verpflichten sogar die Gesetze der orientalischen Gesammtbürgschaft den großen Grundbesitzer, für seine heruntergekommenen Nachbarn oder Verwandten mitzuzahlen.

Dieß sind die Einrichtungen, für welche die nationale

Partei in Serbien ſeit dreißig Jahren gegen die Uebergriffe der Fürſten ankämpft. Die Hospodare, welche zu den Zeiten Czerni Georg's nur deßhalb ſich zuſammenthaten, um eine ariſtokratiſche Partei zu bilden, haben ſchon lange eine liberalere Bahn eingeſchlagen; dieſelben Hospodare, die von den deutſchen Zeitungen — und die franzöſiſchen ſchreiben ihnen treulich nach — lächerlicher Weiſe ſerbiſche Bojaren genannt werden, ſind, nachdem ſie einſehen gelernt haben, was dem Lande frommt, in der That die aufrichtigſten Freunde des Volkes, die Väter der Stämme, die ſie zu ihren Vertretern gewählt haben, und dieſer Eigenſchaft allein verdanken ſie ihren Einfluß.

Die Obrenowitſche wollten dieſes althergebrachte Gemeinweſen zu Gunſten ihrer Zwingherrſchaft aufheben; ſie hatten eine Centralverwaltung oder vielmehr eine knechtiſche Bureaukratie geſchaffen, und das in einem Lande, wo jedes Dorf darauf Anſpruch macht, ſich ſelbſt zu regieren; ja ſie hatten, da die Inländer nicht leſen und ſchreiben konnten, die Verwaltung Fremdlingen anvertraut, die mehrentheils die Sitten und Gebräuche des Landes verabſcheuten. Die kaiſerliche Charte hatte, bei allen ihren gewaltſamen Eingriffen, wenigſtens das Gute, daß ſie jene aufſproſſende Ariſtokratie von Federfuchſern den Kneeſen gegenüber, welche die wahren Vertreter des Landes ſind, herabſetzte. Da die 17 Mitglieder des geſetzgebenden Körpers, der neuen Verfaſſung nach, nur aus der Reihe der Kneeſen und mit Zuthun derſelben gewählt werden konnten, ſo nahmen ſie ſonach Theil an der ſouverainen Gewalt, und der Fürſt war nichts Anderes mehr, als Vorſtand der Kneeſen. Die abendländiſchen Zeitungen hatten demnach Unrecht, wenn ſie behaupteten, daß die beiden Höfe, von denen jene Charte ausging, einem Volke, welches dafür noch nicht reif ſei, conſtitutionelle Formen aufzwängen wollten. Dieſe Verfaſſung iſt gewiß weit entfernt, den gerechten Forderungen der Serbier zu entſprechen, aber mit der franzöſiſchen Charte hat ſie durchaus keine Aehnlichkeit; eher dürfte ſie mit den alt-griechiſchen Staatseinrichtungen verglichen werden, welche ſich — was von hoher Bedeutung iſt — bis auf den heutigen Tag im Orient fortgepflanzt haben. Europa ſollte doch endlich einſehen, daß die griechiſch-ſlawiſchen Völker vorzugsweiſe nach demokratiſchen Einrichtungen ſtreben; ſie haben nur

die Freiheit anders, und vielleicht tiefer, aufgefaßt, als die Abendländer, und nur die Gewalt der Bajonette wäre im Stande, Völkern, die noch vom Stammgeist beseelt sind, jene, dem demokratischen Streben Frankreichs eigenthümliche, Centralisation, jenen Despotismus der Majorität, aufzudringen.

Unter den europäischen Neuerungen, welche Milosch zur Befestigung seiner Zwingherrschaft einführte, ist besonders bemerkenswerth die Errichtung einer fürstlichen Polizei bei den Landgemeinden, welchen bis dahin ausschließlich die Beaufsichtigung ihrer Angehörigen und die Verantwortlichkeit für die Handlungen derselben oblag. Milosch trat die althergebrachte orientalische Gesammtbürgschaft mit Füßen und errichtete — was auch seine Nachfolger beibehalten haben — in jeder Nahia, unter unmittelbarer Leitung des Natschalnik (Militairgouverneurs), Polizeibureaux zur Beaufsichtigung der Bürger. Jenen Gouverneuren und Polizeihauptleuten wurden Räthe und Secretaire beigegeben, welche in Europa die Kunst erlernt hatten, im Namen des Gesetzes das Volk zu unterdrücken, — knechtische Creaturen, welche die Serben zu civilisiren trachten und aus Verdruß, daß sie dabei überall auf Mißtrauen stoßen, in den europäischen Zeitungen ein Land anschwärzen, wo sie gastliche Aufnahme fanden. Ihrer Meinung nach sollten die siebenzehn Bauern, die man Senatoren nennt, nach Deutschland in die Schule geschickt werden, um Staatswissenschaften zu studiren. Zum Glück haben aber jene schlichten Greise ein warnendes Beispiel vor Augen, wie lächerlich die vorzeitige Einführung abendländischer Gesetze in Serbien ausfällt: Dawidowitsch hatte nämlich ein serbisches Gesetzbuch, nach dem Muster des Napoleonischen, abfassen lassen, und nach zwölfjähriger unermüdlicher Anstrengung waren endlich die Uebersetzer mit ihrer Arbeit fertig; doch als nun der neue Codex dem Senat und der Volksversammlung vorgelegt ward, nahmen die frommen Naturkinder an den Bestimmungen rücksichtlich des Cultus, der Heirathen, der Mitgift der Frauen, der Familieneinrichtungen, Anstoß; sie staunten über die an dem Grundeigenthum haftenden Rechtstitel und Eigenschaften, worin sie den Keim zu einer Aristokratie witterten, aber sie wollten ihren Ohren nicht trauen, als ihnen unter den, den Hausbesitzern auferlegten Lasten auch Servituten hergenannt wurden. „Was!“

— riefen die ſchlichten Greiſe aus — „ſelbſt in Paris, bei dem freieſten Volke von der Welt, noch ſolche Knechtſchaft!“ Die ganze Arbeit war vergeblich geweſen; man hatte ſich überzeugt, daß das franzöſiſche Geſetzbuch wohl lange noch den Serben unverſtändlich bleiben dürfte. In der That muß auch die Politik, als eine reine Erfahrungswiſſenſchaft, immer von dem Einfacheren ausgehend zu dem Zuſammengeſetzteren fortſchreiten: ſo gelangte Frankreich, als es aus dem mittelalterlichen Chaos hervorbrach, nicht mit einem Satze zur monarchiſchen Centraliſation, ſondern mußte langſam die Zwiſchenperioden der großen Vaſallen und der großen Gemeinden, die gleichſam ebenſo viele Freiſtaaten im Staate waren, durchſchreiten. Die heutigen ſerbiſchen Stämme ſtreben nach derſelben Art von Freiheit, wie unſere Ahnen im dreizehnten Jahrhundert; es kommt demnach darauf an, die Errichtung einer einheitlichen Staatsgewalt mit dem angeſtammten Bedürfniſſe eines vollkommen freien Gemeinweſens in Einklang zu bringen. Viele Keime einer erkünſtelten Verfaſſung ſind ſchon in das Land gelegt worden, und dieſe müſſen ausgerottet werden, wenn nicht die Volksthümlichkeit in Gefahr kommen ſoll. Gelingt es Serbien nicht, gleich wie Griechenland, ſich von dem abendländiſchen Einfluſſe loszumachen, ſo wird die Blüthe ſeines Volksthums ſich in das Hochland, nach der Herzegowina und Montenegro zurückziehen. Schon iſt dieſes letztere Land in einem weit regelrechteren, weit ſerbiſcheren Entwickelungsgange begriffen als das Donau-Fürſtenthum.

Die Militärverfaſſung Serbiens hat ebenſo viele Mängel als ſeine Civilverfaſſung. Wollte man ſich damit begnügen, die jungen Leute in ihren Dörfern einzuexerciren, ohne ſie in Friedenszeiten aus ihrem häuslichen Kreiſe herauszureißen, ſo würde dieſes Volk leicht 60,000 Mann wohlgeübter Truppen ſtellen; dagegen aber iſt man darauf verſeſſen, mittels Conſcription, nach europäiſcher Art, ein ſtehendes Heer — eine fürſtliche Garde, anſtatt einer Nationalgarde — zu ſchaffen, und ſo hat die Regierung bis jetzt noch nicht mehr als 3000 Mann regelmäßiger Truppen aufbringen können Die Soldaten werden auf ruſſiſche Weiſe exercirt, tragen grüne Uniformen mit rothen Aufſchlägen und erhalten monatlich 5 Franken Löhnung. Obgleich dieſe Conſcription äußerſt beſchränkt, und die Dienſtzeit nur eine ſechsjährige

ist, so wagt doch die Regierung nicht selbst, die Recruten auszuheben, sondern überläßt dieses Geschäft den Kneesen, und jede Kneschine liest, nach orientalischer Gewohnheit, selbst ihre Militairpflichtigen aus, oder stellt, nach Befinden, Ersatzmänner. Eine andere, nicht minder orientalische, Einrichtung ist die Wahl der Offiziere durch die Soldaten, welche Letztere zu bestimmten Zeiten sich mit einander berathschlagen und dem Generalstabe ihre Candidaten zur Bestätigung vorführen. Unter den Korntruppen zeichnet sich besonders die Cavalerie aus, die auf ihren slawischen Pferdchen trefflich manövrirt. Die Artillerie besteht nur aus etwa 30 Stück schlecht bedienter Geschütze. Die als Musiker angestellten Soldaten erhalten, nach dreijähriger Dienstzeit, ihren Abschied und dürfen ihre Instrumente mitnehmen, um unter dem Landvolke den Sinn für europäische Tonkunst zu wecken. Im Falle eines allgemeinen Aufgebots tritt jeder Knees an die Spitze seiner Bezirksangehörigen, und die Civilwürden verwandeln sich in Militairwürden. Ein solcher Aufstand in Masse findet, so oft das Vaterland in Gefahr ist, unaufgefordert statt, in keinem Falle aber könnte er zur Unterstützung des Sultans geboten werden. Das einzige und letzte Zeichen der Abhängigkeit der Serbier von der Pforte ist noch seit 1833 der jährliche Tribut von 1,300,000 Piastern, einer Summe, welche ungefähr ein Viertheil der Gesammtausgaben des Fürstenthums ausmacht.

Der Activhandel dieses Landes mit der Türkei ist völlig frei: die Serbier können, ohne einen Heller abzugeben, ihre Producte im Reiche absetzen, während andererseits die aus der Türkei — gleichwie die aus dem übrigen Europa — eingeführten Waren einem Grenzzolle unterworfen sind. So bringt denn auch die alleinige Duane von Belgrad, welche der Sultan der serbischen Regierung verliehen hat, über eine halbe Million Franken ein. Der in Milosch's erstem Ukas vom 20. December 1833 aufgestellte Tarif bestimmt: daß das von Serbien nach Caesaria (Wien) geschickte Holz 20 Paras Ausgangszoll abzugeben hat; die nach Rumelien bestimmten europäischen Waaren zahlen 10 Paras für jede Teskere (Plombirung) und ebenso viel Lagergeld, gehen sie aber direct durch nach Constantinopel, so entrichten sie Alles in Allem 2 Piaster. Zu diesen, für das Gedeihen des

einheimischen Handels so günstigen, Anordnungen kommt noch das Verbot, daß kein Fremder auf seinen Namen unbewegliche Güter erwerben kann, bevor er nicht das Indigenat erlangt hat. Auch sind bereits in Bukarest, Konstantinopel, Wien und in anderen deutschen Städten serbische Consuln ernannt, um daselbst die Handelsinteressen ihres Landes wahrzunehmen.

Was die in Serbien angestellten diplomatischen Agenten der vier Großmächte, Englands, Rußlands, Frankreichs und Oesterreichs betrifft, so halten sie sich — mit Ausnahme des moskowitischen Consuls — so fern von dem socialen Treiben der Serben, daß sie mehrentheils ihr serbisches Consulat von der ungarischen Stadt Semlin aus verwalten. So gibt man ein edles, hochsinniges Volk den geheimen Ränken seiner Feinde preis. Es ist wenigstens ein Glück für Serbien, daß die eigennützige Gleichgültigkeit der Großmächte das Land noch nicht unwiederbringlich zu Grunde gerichtet hat: seine völkerrechtliche Stellung ist fest; denn Oesterreich, welches Alles aufbieten wird, um Rußland zu verhindern, sich das Land zuzueignen, dürfte seinerseits, aus Furcht vor Rußland, nicht wagen, sich daran zu vergreifen, und mit Recht kann man sagen, daß die sicherste Bürgschaft für die Unabhängigkeit der Serben in der gegenseitigen Eifersucht des österreichischen und russischen Kaiserreichs liege. Uebrigens hat die Natur den Oesterreichern, als Herren von Ungarn, in dem ganzen Landstriche, welchen die Donau durchströmt, einen weiten Spielraum vergönnt, indem ihre Dampfboote unaufhörlich ihren Ueberfluß an Fabrikaten dorthin abführen, und so lange dieser Ausweg ihnen gesichert bleibt, dürfte es sie nicht leicht nach Serbien gelüsten. Ein so unruhiges Volk, wie die Serben, muß zersplittert bleiben, — sagen die österreichischen Diplomaten — wir haben schon die eine Hälfte unter unserer Botmäßigkeit, fiele uns auch die andere zu, so würden sie uns zu viel zu schaffen machen; unter einem Scepter vereinigt, würden sie sich frei machen und stark und gefahrdrohend werden. Darum lassen wir sie sich mehr und mehr zerspalten, wie die Polen; suchen wir Kronprätendenten unter ihnen aufzustellen; lassen wir Michaël oder Alexander regieren, wie Poniatowski in Warschau regierte, bis daß die Zeit der letzten Theilung kommt. Divide et impera.

Sind irgend einer Macht Europas diese Völkertheilungen ein Gräuel, so mag sie handeln; denn noch ist Serbien ein Feld, das Jedem offen steht; wer dort Einfluß erlangen will, darf nur die volksbeliebtesten Häupter durch namhafte Dienste für sich zu gewinnen suchen. Scheut sich das französische Cabinet, offen hervorzutreten, nun, warum sollte es nicht wenigstens versuchen, mittels der Presse, das Mitgefühl Europens für 5 Millionen Menschen anzuregen, die gewiß nicht weniger Theilnahme verdienen als das Häuflein Maroniten. Sollte es im Orient zum Friedensbruche kommen, so würden die Serben, nächst den Griechen, die wichtigste Rolle in dem großen Drama am Bosporus spielen. Wollten dann England und Rußland sich endlich in die alte morgenländische Welt, die sie schon so lange mit lüsternen Blicken betrachten, theilen, so würde Frankreich sich leicht in's Mittel schlagen können, wenn es zum Voraus die öffentliche Meinung Europens für jenes Volk gestimmt hätte. Freilich muß man, um mit Nachdruck als Vermittler aufzutreten, die Sache, deren man sich annimmt, kennen, und das französische Cabinet hat es, mit anderen Dingen beschäftigt, bis auf den heutigen Tag am Bequemsten gefunden, bei allen griechisch-slawischen Streitfragen sich ohne Widerrede zur Ansicht Englands zu bekennen. Ihren Instructionen gemäß, haben unsere Consuln in Serbien unausgesetzt es mit der antinationalen Partei halten müssen, wodurch sie natürlich, den Eingeborenen gegenüber, in eine schiefe Stellung gerathen sind; aber diese Diplomaten könnten eine erhabenere Rolle spielen, wenn sie Dawidowitsch's Werk — jedoch in veränderter Gestalt — wiederaufnehmen und so dem moskowitischen Agenten die Civildictatur, die er sich über Serbien anmaßt, entreißen wollten. Um aber das serbische Volk dem Orient und Europa gegenüber vertreten, um gegen die russischen Eingriffe in ein Land, welchem durch feierliche Verträge das Recht der Selbstregierung zuerkannt ist, protestiren zu können, müßten unsere Geschäftsträger die Sprache der Eingebornen kennen, durch Studium und lange Erfahrung, so zu sagen, in das Geheimniß der Organisation dieser Völkerstämme eingedrungen sein: dann erst könnten sie sich getrost in das politische Labyrinth der griechisch-slawischen Welt hineinwagen, dann dürften sie nicht fürchten, das Streben der-

ſelben zu hemmen, ſondern vielmehr verſichert ſein, von den Völkern nachdrücklich unterſtützt zu werden.

Indem wir dieſe Maßregeln außer Acht ſetzten, ließen wir Serbien durch die ruſſiſchen, öſterreichiſchen und engliſchen Diplomaten in traurige Verwirrung bringen, und unſerer Unwiſſenheit iſt es zuzuſchreiben, wenn dieſe Agenten eine Nation, die rüſtig ihrer Wiedergeburt entgegenſchritt, geſchwächt und heruntergebracht haben. So laſſen wir allmählig im Orient Alles, was emporſtrebt, Alles, was den Ruſſen einen Damm entgegenſetzen und Europa vor ihren immer häufigeren Uebergriffen ſicher ſtellen könnte, niedermachen. Rußlands Pläne dürften in der That nur an einer tüchtigen Organiſation von Innen heraus ſcheitern, ſo aber ſchaut es triumphirend zu, wie der Occident lediglich darauf bedacht iſt, dieſe Völker zu Handelszwecken zu benutzen, wodurch es nach und nach der alleinige politiſche Vormund derſelben wird.

Ende des erſten Theils.

Druck der Teubner'ſchen Officin in Dresden.

In der Arnoldiſchen Buchhandlung in Dresden und Leipzig ſind folgende Werke erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

S. Laing,
Reiſe in Schweden.

Nach dem Engliſchen bearbeitet mit Zuſätzen und Anmerkungen
von
W. A. Lindau.
Nebſt einem lithographirten Titelblatt.
gr. 8. broch. 2 Thlr.

Dieſes Werk, das ſowohl in England als in Schweden vielfache Beachtung gefunden hat, möchte auch für jeden deutſchen Leſer, der den neueſten politiſchen Bewegungen in Schweden gefolgt iſt, ſehr anziehend ſein, da der Verfaſſer, freimüthig und ſcharf urtheilend, wichtige Aufſchlüſſe über ſchwediſche Zuſtände giebt. Der deutſche Bearbeiter hat außer vielen ſtatiſtiſchen und hiſtoriſchen Anmerkungen einen umfaſſenden Zuſatz, eine Beſchreibung und Geſchichte des Götha- und Trollhätta-Canals bis 1841, eingeſchaltet und im Anhange eine gedrängte Geſchichte der merkwürdigen Entſtehung und Fortbildung der Reformation und der beſtehenden kirchlichen Verhältniſſe in Schweden, ſowie eine Skizze der ſchwediſchen Lappenarten gegeben.

S. Laing,
Reiſe in Norwegen.

Nach dem Engliſchen bearbeitet, mit Zuſätzen, Anmerkungen und einem Anhange:
Ueberblick der Geſchichte des norwegiſchen Grundgeſetzes,
von
W. A. Lindau.
Mit einem lithographirten Titelblatte.
gr. 8. broch. 2½ Thlr.

Hatte ſchon des Verfaſſers Reiſe in Schweden durch lebendige Auffaſſung und helle Beleuchtung der Zuſtände des Landes, Freimüthigkeit des Urtheils und freie Blicke in die Zukunft die Aufmerkſamkeit des Publicums in nicht geringem Grade erregt, ſo wird das vorſtehende Werk nicht nur durch dieſelben Vorzüge anziehen, ſondern gewiß eine noch höhere Beachtung gewinnen, da Laing ſowohl die natürlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe Norwegens, die er während eines zweijährigen Aufenthaltes genau kennen lernte, als auch die glücklichen Ergebniſſe der Verfaſſung des Landes, zwar mit unverkennbarer Vorliebe, doch gründlich

und auf Thatsachen sich stützend, geschildert hat. Die von dem Bearbeiter hinzugefügte Geschichte des norwegischen Grundgesetzes, die aus den besten Quellen geschöpft ist und viele bis jetzt minder bekannte Züge mittheilt, wird dazu beitragen, die Ansichten über die Bildung der freiesten aller Staatsverfassungen aufzuklären und zu berichtigen, und die Schlußzeilen der Darstellung rechtfertigen:

Auf ewig festem Grund des Rechts
Bau'n wir und nicht auf Sand.

J. G. Kohl,

Der Verkehr

und

die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche.

Mit 24 Steindrucktafeln.

gr. 8. broch. 4 Thlr.

J. G. Kohl,

Reisen in Schottland.

2 Theile.

Mit eingedruckten Holzschnitten.

8. broch. 3 Thlr.

J. G. Kohl,

Reisen in England und Wales.

Drei Bände.

Mit eingedruckten Holzschnitten.

8. broch. 6 Thlr.

Reisen in Irland

von

J. G. Kohl.

Zwei Theile mit eingedruckten Holzschnitten.

8. broch. 5⅔ Thlr.

Involl. m

Slav 8142.1
Die Slawen der Turkei, oder die Mo
Widener Library 006143611
3 2044 085 821 957